This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

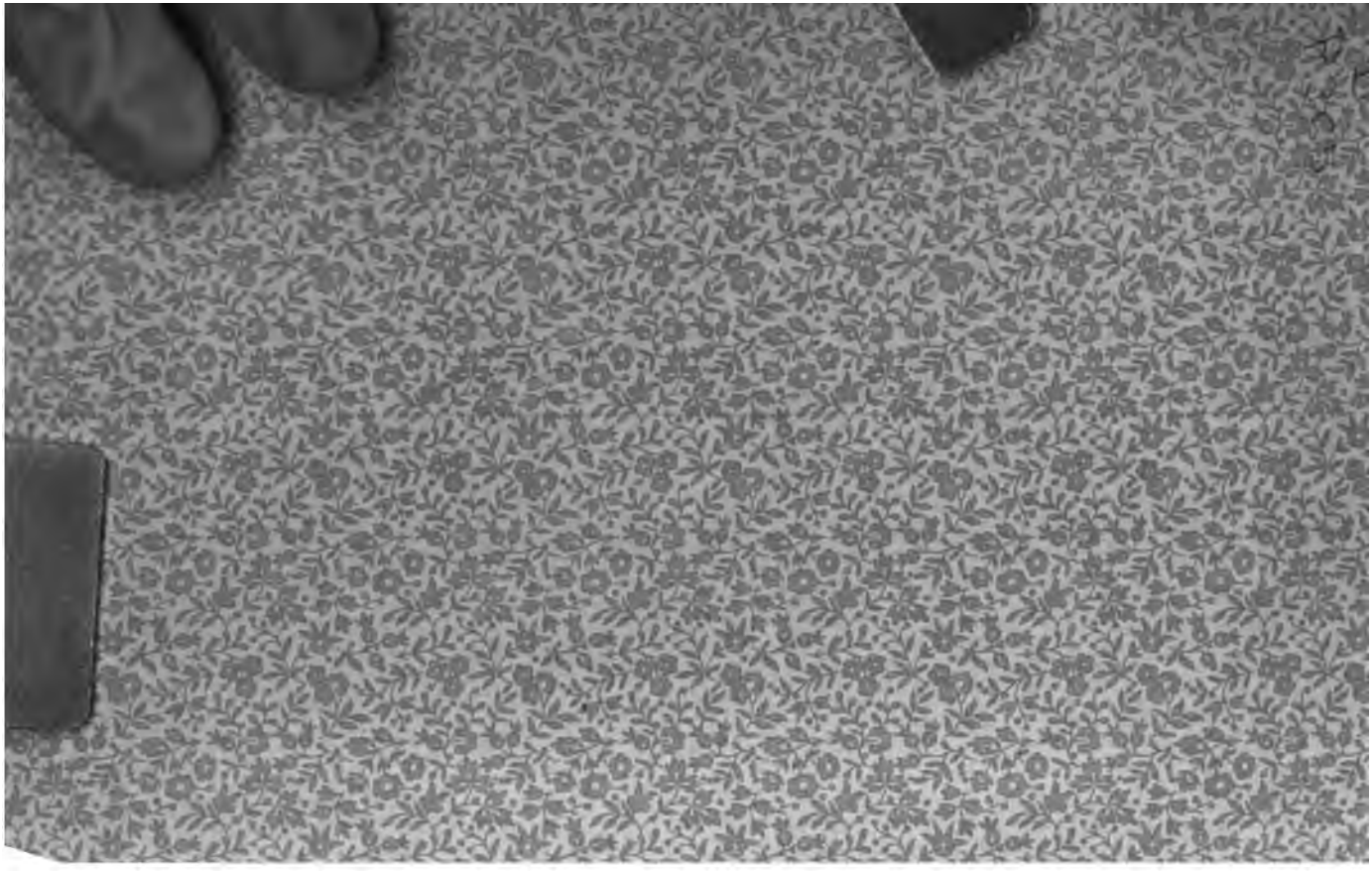
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

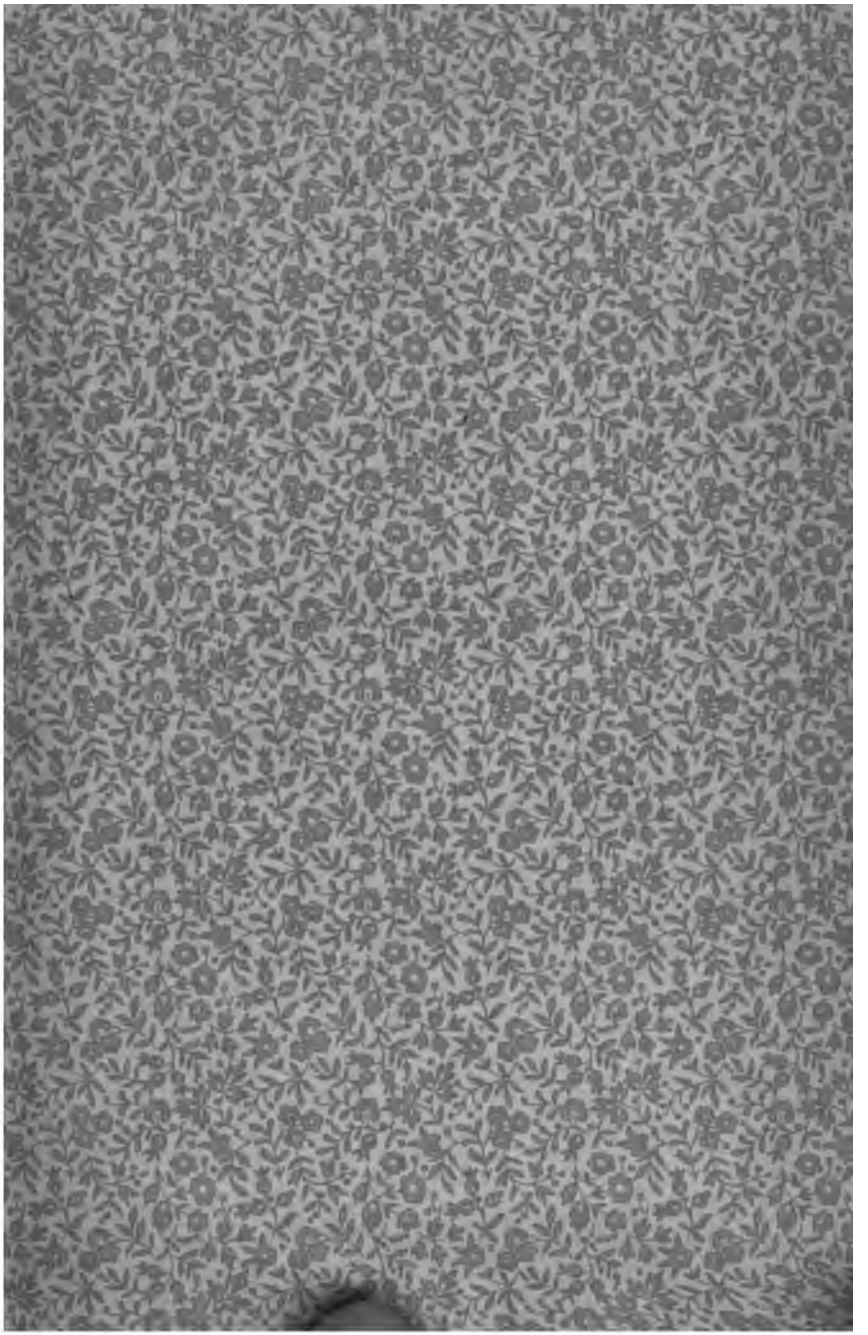
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Friedrich Pecht.

Aus meiner Zeit.





Aus meiner Zeit.

Aus meiner Zeit

Lebenserinnerungen

von

Friedrich Pecht

Zweiter Band

München 1894
Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft
vormals Friedrich Bruckmann

Alle Rechte vorbehalten

164923

STANFORD LIBRARY

Bruckmann'sche Buchdruckerei, München.

STANFORD LIBRARY

XIII.

Dresden 1849—51.

Als ich im Oktober 1849 nach Elbflorenz zurückkehrte, sah die einst so freundliche Stadt sehr traurig aus. Überall in den Straßen, besonders aber am Neumarkt und in der Wilsdruffergasse, bemerkte man noch Kugelspuren, ja selbst im Heiligtum der Kunst, in der Galerie, waren sie zu finden. Unter meinen Freunden aber hatte der Aufstand geradezu entsetzlich aufgeräumt. Richard Wagner und Semper weilten als Flüchtlinge, der eine in der Schweiz, der andere in London, Fröbel und Kaufmann in Amerika, Köchlin in Frankreich, Gustav Freytag war nach Leipzig, Gräfin Hahn-Hahn nach Mainz übergesiedelt und katholisch geworden, Ferd. Hiller nach Düsseldorf gezogen. Die frechste Reaktion lastete täglich schwerer auf Deutschland und speziell auf Sachsen. — Nur Hähnel und Ramberg waren noch von meinen näheren Freunden da. Mit ihnen verkehrte ich denn jetzt auch mehr als je, dann mit dem guten Conrektor Helbig und seiner heiteren Frau. Bald kam auch Gräfin Schönburg mit ihrer Familie, um den Winter da zuzubringen, und selbst die Schröder-Devrient erschien, obwohl alle Welt wußte, daß sie, eine schwarz-rot-goldene Fahne in der Hand,

die Kämpfer auf den Barrikaden ermuntert habe. Die meisten aber hatten so Schreckliches erlebt, daß sie vor allem das Bedürfnis empfanden, zu vergessen und durch neue Geselligkeit sich über die entsetzlichen Erinnerungen wegzuhelfen. So blühte denn die stark dezimierte Montags-Gesellschaft bald wieder lebhafter als je auf. — In ihr traf ich auch Karl Gutzkow wieder, der eine Zeit lang Dramaturg am Hoftheater gewesen und nun in Dresden, an den „Rittern vom Geiste" schreibend, sitzen geblieben war. — Da er bald darauf wünschte, daß ich ihm Illustrationen für die zweite Auflage dieser Ritter zeichne, so mußte ich sogar dies eben viel Aufsehen machende neunbändige Buch lesen — keine geringe Aufgabe für einen leichtsinnigen Maler. — Mehr Erquickung fand ich bei Berthold Auerbach, der mit seiner zweiten, sehr jungen und hübschen Frau sich auch bald in Dresden niederließ, und mit dem ich umso lieber wieder verkehrte, als er bei all seinen Stammesschwächen doch ein prächtig ehrlicher, offener und biederer Charakter war. Unglücklicherweise hatte er sich gerade in den Kopf gesetzt, den Andreas Hofer in einer Tragödie zu verarbeiten, die mehr eine Satire auf den Erzherzog Johann und die Habsburgische Treue, als eine Apotheose des Tiroler Nationalhelden geworden war. Hatte er, der gar nicht dramatisch angelegte, damit einen Fehlgriff gethan, wie ihm denn die Neigung, Tagesinteressen in seine Fabeln zu verflechten, gar viele Bücher verdarb, so erfreute er doch immer wieder durch seinen festen Glauben an die Zukunft unserer Nation und seinen tiefen Widerwillen gegen das bloß Zersetzende, wie Scheidewasser Wirkende, im Geiste der meisten jüdischen Litteraten, was besonders in unserer Zeitungspresse so un-

endlich verderblich wirkt. Ganz im Gegensatz zu ihnen war sein Geist durchaus aufs Bauen und nicht aufs Zerstören gerichtet.

Ein in der Richtung aufs Pathetische, Geibel verwandtes Talent sollte ich auch bald darauf in Betty Paoli kennen lernen, die im Jahre 49 nach Dresden kam, in dessen Nähe sie sich bei einer Gräfin Bünau als Gesellschaftsdame aufhielt. Während man sich die Dichterinnen nach alter Tradition gewöhnlich häßlich vorstellt, war diese im Gegenteil bildschön und ebenso verführerisch liebenswürdig als überdies mit dem köstlichsten Humor gesegnet, der sie in Gesellschaft zu einer wahren Perle machte, wenn sie es nicht vorzog, sich als unheilweissagende Kassandra zu geben, was ihre entschiedene Liebhaberei war. Eine glänzendere Vertreterin der Wiener Frauenart wäre aber unmöglich zu finden gewesen, und das Romanhafte ihrer bisherigen Schicksale trug nicht wenig dazu bei, ihre Anziehungskraft zu vermehren. Groß und schlank, mit Augen wie getränkt in Schwarz, vollkommen regelmäßigen Zügen, feinem, sammtartig brünettem Teint und reichem, nachtschwarzem Haar, machte sie selbst damals noch, wo sie bereits im 33. Jahr stand, einen bezaubernden Eindruck, und schien noch mehr geeignet, Romane zu erleben, als sie zu schreiben.

Unter den Künstlern aber fiel mir zuerst in der Montags-Gesellschaft ein überaus fein aussehender junger Mann durch seine etwa an einen französischen Marquis vom ältesten Adel erinnernden Gesichtszüge und das gelassene, nie heftige oder leidenschaftliche Benehmen, die langsame und fast monumental zu nennende, streng gewählte Sprechweise auf, was alles zusammen höchst harmonisch wirkend, einen Eindruck

von größter innerlicher Vornehmheit machte, die umsomehr imponierte, als sie offenbar Natur und keineswegs Absicht war. Alfred Rethel war nach Dresden gekommen, um da den Winter über die Kartons für die Geschichte Karls des Großen vorzubereiten, die er dann im Sommer im Aachener Rathaus ausführte. Als ich ihn in seinem Atelier im Sommer 1849—50 zum erstenmal besuchte, arbeitete er gerade an einem Karl dem Großen, welcher in der Schlacht von Cordova das auf einem Ochsenwagen aufgepflanzte Banner der Sarazenen herabreißt. Die Vereinigung von großartigem Stilgefühl und Dürerisch schlichtem Wesen, das wohl den tiefsten Ernst, aber kein pathetisches Gebahren kennt, imponierten außerordentlich an diesen mit der größten Ökonomie der Mittel gezeichneten Kompositionen, die jedenfalls das Bedeutendste geblieben sind, was unsere Kunst im Fache der stilisierenden Profangeschichtsmalerei bis heute geleistet hat. Gleichzeitig erschien auch jener berühmte Totentanz, der, das Dämonische in der damaligen politischen Wühlerei schildernd, eine so ungeheure Wirkung in Deutschland hervorbrachte. — Ich selber sah ihn dann noch an einigen weiteren Bildern dieser Art zeichnen, so an der im Ballsaal erscheinenden Cholera und dem im Turm das Sterbeglöckchen für den eben verschiedenen alten Glöckner ziehenden Tod. Obwohl kurz vorher Bräutigam eines ebenso schönen als reichen Mädchens geworden, blieb Rethel doch immer ernst, ja ich erinnere mich nicht, ihn jemals lachen gesehen zu haben. Wie ihn die Ahnung seines tragischen Geschicks nie verließ, kann man ja am besten daraus sehen, daß er eben jetzt als Bräutigam sich in diese schauerlich erhabene Totenpoesie vertiefte. Obwohl weit entfernt, seine

ganze Bedeutung so zu würdigen, wie es Alter und Erfahrung mich jetzt gelehrt haben, hatte ich doch wenigstens eine Ahnung davon und fühlte mich seltsam angezogen von der Erscheinung dieses so mächtigen Geistes. Offenbar war aber die körperliche Hülle, die ihn barg, zu schwach, als daß er sie nicht bald hätte sprengen sollen.

Außer mit Rethel verkehrte ich jetzt, wie schon erwähnt, ziemlich viel mit Ramberg, der ein sehr liebenswürdiges Mädchen geheiratet hatte, und mit dem ich in diesem Winter gemeinsam die Zeichnungen zu einem Karnevalsscherz machte, der in der Montags-Gesellschaft aufgeführt werden sollte. Dem Bedürfnis, sich von der Last, welche die an uns vorübergegangenen Ereignisse auf jeden gewälzt, womöglich durch Humor zu befreien entsprungen, führte die von uns allen komponierte, von dem Maler und Schriftsteller Rudolf Meyer in Knittelversen sehr witzig redigierte Puppenkomödie den Titel „Wer soll ein Monument haben?“ Der „deutsche Verein“ hat nämlich, nachdem er erst das Vaterland von der Anarchie gerettet, die Notwendigkeit empfunden, nun doch auch etwas für die Kunst zu thun, und also beschlossen, für einen großen deutschen Mann und Zeitgenossen ein Monument zu errichten. Bei Hebung des Vorhangs sieht man es auch schon auf öffentlichem Platze stehen, nur fehlt ihm noch der Kopf, da man sich nicht über die Person einigen konnte, welche so hoch geehrt zu werden verdiene. Man ergreift also das Mittel, die Bewerber einzuladen, ihre Verdienste selber geltend zu machen. Diese, aus den berühmtesten Gliedern der Gesellschaft bestehend, traten nun nacheinander auf, um ihre Ansprüche auf den Dank des Vaterlandes auseinanderzusetzen. Aus Auerbach, Gutzkow, Rietschel, Hähnel, Schnorr, Eduard

Devrient, Ramberg ſelber, Helbig und Gott weiß wem noch beſtehend, wurden ſie von Ramberg und mir, furchtbar karikiert, als Hampelmänner gezeichnet. Sie erregten denn auch bei ihrem jeweiligen Erſcheinen ein unermeßliches Gelächter, das durch die beißende Aufzählung ihrer vermeintlichen Verdienſte begreiflich noch ſehr geſteigert ward. Nie in meinem Leben habe ich die ſonſt ſo höflichen und vorſichtigen Sachſen ſo toll lachen ſehen, als da ihre Berühmtheiten ſo boshaft durchgehechelt wurden, woraus man ſehen kann, welche Macht die Schadenfreude auch über die anſcheinend harmloſeſten Gemüter ausübt. Bald darauf überſiedelte Ramberg nach München, wo ſich ſein glänzendes Talent erſt recht entwickelte. Ich aber ging im Sommer 1850 wieder nach Partenkirchen, wo ich ihn und Bürgermeiſter Koch wiederum traf. Außer ihnen aber noch Baſſermann, der für ſein durch die Aufregungen der letzten Zeit tief zerrüttetes Nervenſyſtem in der köſtlichen Gebirgsluft dort Heilung ſuchte. Leider vergeblich, denn ſchon nach einem Jahr wurden ihm ſeine Leiden ſo unerträglich, daß er ſelber den Tod ſuchte.

Es war damals eben das Oberammergauer Paſſionsſpiel angegangen und hatte zum erſtenmal großen Zulauf gefunden, wozu Eduard Devrient, der es mit Entzücken geſehen, durch ſeine Abhandlung über dasſelbe nicht wenig beitrug. Ich zeichnete nun für die Illuſtrierte Zeitung alsbald einzelne Szenen und die maleriſchſten Perſönlichkeiten, beſuchte deshalb auch die Aufführungen wiederholt, erſt zugleich mit dieſen Freunden und ſpäter allein. Unſtreitig machten dieſelben eine große Wirkung und konnten als ein wahres Muſter der Entſtehung einer naiven und volkstümlichen Kunſt gelten. Denn das Leben im ganzen Dorf

drehte sich nur darum in dieser Zeit, die einzelnen aber identifizierten sich vollständig mit ihren Rollen und erreichten so eine ungesuchte Wahrheit, die merkwürdig ergriff. Denn ein gewisser künstlerischer Zug lag ja ohnehin schon in diesen durchgängig aus Holzschnitzern bestehenden Männern, die Gekreuzigte und allerhand Heilige schon längst gefertigt hatten, ehe sie dieselben mimisch darstellten. Darum spielten denn auch nur die Frauen schlecht, d. h. Komödie, während die Männer, besonders in den wilden Volksscenen, oft eine erschütternde Wirkung erreichten, die durch das antike Theater und den Hintergrund der über dasselbe hereinschauenden Bergwildnis noch gar sehr gesteigert ward. Die Kostüme aber waren damals noch alle im Rembrandtschen Geschmack und oft köstlich malerisch, was sich durch die seither eingerissene Meiningerei sehr verschlechtert zu haben scheint. Der Eindruck war damals aber so groß, daß alle die herbeigeströmten Tausende nach Beendigung des Schauspiels ganz still und tief erschüttert in ihre Heimat abzogen, und man nie eine Scene der Trunkenheit oder sonstige Roheiten vorkommen sah. Dadurch aber, daß jeder in diesen Passionsspielen schon als Kind mitgewirkt hatte, bildete sich unter den Leuten eine stilvolle Tradition des Vortrags und der Mimik ganz von selbst aus. So ward denn z. B. gerade der Heiland vom Zeichnungslehrer der Schnitzer mit einer schlichten Würde gegeben, daß es der beste Schauspieler nicht so ergreifend erreicht hätte.

Es waren überhaupt selige Zeiten, die ich da in dem einsamen Gebirgsthal mit meiner von Ulm auch zur Kur hergekommenen Braut zubrachte. Leider fanden sie diesmal einen sehr unerwünschten Abschluß. Fortwährend Studien

machend hatte ich mich nämlich beim Malen einmal auf die bloße Erde gesetzt und zugleich einem mir ins Gesicht wehenden ziemlich heftigen Wind getrotzt. Am andern Tag stand ich mit einer heftigen Augenentzündung auf. Sie ward zwar in vierzehn Tagen beseitigt, als ich aber im Oktober nach Dresden zurückkehrte und mir in der Absicht, im nächsten Frühjahr zu heiraten, eine Wohnung am Altmarkt möblierte, offenbarte sich bald eine in den Augen zurückgebliebene Schwäche, die sich dieselben allemal mit Blut füllen ließ, sobald ich anhaltend arbeiten wollte. Nachts auch nur zu lesen war schon gar nicht möglich, das Rauchen oder Besuchen rauchiger Lokale ging ebensowenig. So auf einmal von aller Männergesellschaft entfernt, geriet ich auf den Gedanken, einzelne meiner Erlebnisse zu diktieren, um mir die Zeit in den ewig langen Winterabenden zu vertreiben. — Gesagt, gethan; ich verschaffte mir einen Schreiber und fing eine größere humoristische Erzählung aus meiner Jugendzeit an, jene Preisverteilung, die jetzt diesem Buche einverleibt ist. Als Probe meines schriftstellerischen Talentes sandte ich sie an Kühne, der damals die „Zeitung für die elegante Welt" redigierte. Dieser druckte sie auch sofort ab, wo sie dann entschieden gefiel, trotz einiger sehr geschmackloser Zuthaten von Namen u. dgl., die ihm seine bei jedem Redakteur nun einmal unvermeidliche Besserwisserei eingab. Dadurch erfuhr ich nun zuerst, daß ich, der ja fast keinen Schulunterricht genossen, wahrscheinlich doch einiges Talent zum Schriftsteller besitze. Bisher hatte ich noch niemals diesen Verdacht gehegt, mußte also sechsunddreißig Jahre alt werden, um das zu erfahren.

Als nun das Augenübel in keiner Weise weichen wollte,

fuhr ich nach Leipzig, um meinen alten Freund, den berühmten Augenarzt Dr. Rittrich zu konsultieren. Dieser erklärte es für eine rheumatische Augenentzündung, die ich unter unserem Himmel schwerlich jemals loswerden könnte, unterm italienischen aber sicher. Dies Rezept gefiel mir nun ganz außerordentlich. Aber wie nach Italien kommen? Wer sollte mir die Reise bezahlen? Da schoß mir auf einmal wie der Blitz durch den Kopf: „du könntest ja ein Buch über deine Reise schreiben und dasselbe gleich auch selber illustrieren mit allem, was dir Interessantes an Land und Leuten, besonders aber an Kunstwerken vorkömmt!“ Das war damals noch neu und ist, von ein und derselben Person besorgt, auch heute begreiflich nicht allzu häufig geglückt, wenn ich Horschelts klassische Briefe aus dem Kaukasus und die des Franzosen Fromentin aus Algerien ausnehme, die damals beide noch nicht erschienen waren. — Voll von meinen Plänen, ging ich zu Freytag und Julian Schmidt, die damals bereits gemeinsam die „Grenzboten“ redigierten, setzte ihnen auseinander, wie ich mir die Sache dachte, und fragte, ob sie mir wohl hinreichende Fähigkeit zutrauten, solch ein Buch zu schreiben. Merkwürdigerweise hegten beide nicht den mindesten Zweifel, ermunterten mich im Gegenteil nach Kräften. Noch auffallender ist freilich, daß mir gerade über meine künstlerische Befähigung zu der Arbeit schon gar keine Bedenken kamen, obwohl ich bisher niemals Skizziertalent bewiesen und zwar ab und zu für den Holzschnitt illustriert hatte, aber keineswegs mit sonderlichem Glück. Meistens war dies für die „Illustrierte Zeitung“ geschehen, und so dachte ich denn auch meine italienischen Reisebriefe zuerst dort erscheinen zu lassen und dann erst als Buch gesammelt

herauszugeben. — Ich ging also zu dem Verleger, dem so unternehmenden J. J. Weber, und setzte ihm meinen Plan auseinander. Er leuchtete auch ihm so ein, daß er sofort einen Kontrakt mit mir abschloß, das Buch zu drucken. So war ich denn einigermaßen gedeckt und konnte meinen alten Wunsch erfüllen, erst noch Italien zu sehen, ehe ich mich ins Joch der heiligen Ehe begab, zu der ich mir überhaupt recht wenig Talent zutraute. Das Lustigste ist aber, daß es mir nun aber auch gar nicht einfiel, mich für diese Reise irgendwie vorbereiten zu müssen, um doch allen möglichen Nutzen aus derselben ziehen zu können. Mit der den meisten Malern eigenen Gleichgültigkeit gegen alle wissenschaftliche Bildung hatte ich z. B. niemals irgend eine Kunstgeschichte gelesen, besaß also nicht den mindesten Begriff von der italienischen Kunstentwicklung. Das Nötigste würde ich ja wohl im Försterschen Reisebuch finden, bildete ich mir ein, ohne nur eine Ahnung von dessen vollkommener Unzulänglichkeit zu haben. Ja, ich war im Gegenteil geneigt, es als einen großen Vorteil zu betrachten, daß ich jetzt mit ganz frischen Augen, ohne alle vorgefaßten Meinungen vor die Kunstwerke hintreten würde. Als wenn derjenige frei wäre, der den Zusammenhang der Dinge nicht kennt, absolut nichts von den inneren und äußeren Bedingungen weiß, unter welchen die Kunstwerke entstanden sind, und deren Spuren sie zwar sehr deutlich für den zeigen, der diese Bedingungen genau kennt, aber meist ein geschlossenes Buch für den bleiben, der nichts von denselben weiß. Zu meiner Entschuldigung muß ich nur anführen, daß bis zum Jahre 1840 etwa, wo Kugler den ersten Versuch zu einem solchen machte, ein Handbuch der Kunstgeschichte kaum existierte und eine Kunst-

wissenschaft noch viel weniger, sondern nur eine Archäologie. Die ganze unermeßliche Thätigkeit, die seither auf diesem Felde entfaltet worden ist, existierte selbst 1850 nur in ihren ersten Anfängen, ja auf die Rumohrschen „Forschungen", die so bahnbrechend gewirkt haben, mußte mich erst bei meiner Rückkehr Ernst Förster aufmerksam machen. Erschien doch selbst Burckhardts trefflicher Cicerone erst vier Jahre später.

So suchte ich denn nur meine angefangenen Arbeiten zu vollenden und hoffte nach einjährigem Aufenthalt in Italien wieder nach Dresden zurückzukehren. Unter diesen Arbeiten befand sich auch eine Scene aus den Befreiungskriegen, die mir Bassermann in Partenkirchen bestellt hatte. Sie stellte das Innere einer damaligen bürgerlichen Familie in der Mark oder in Schlesien zu Beginn des Jahres 1813 dar, wo ein junges Mädchen seinen Schmuck opfert, während der Sohn, bereit als Landwehrmann ins Feld zu ziehen, sich noch den Segen des Vaters vorher erbittet. — Hätte ich das nun naiv und anspruchslos genau so dargestellt, wie sich die Sache ja ähnlich in tausend Familien zugetragen haben mochte, so wäre es gewiß rührend gewesen und mein bischen Talent hätte dazu wohl allenfalls auch ausgereicht. Aber einmal in meines Freundes Hähnel der cornelianischen Schule und der Antike entnommenen Anschauung steckend, deren Kompositionsweise ganz vom rhythmischen Gesetz beherrscht und aller naiven Unmittelbarkeit diametral entgegengesetzt ist, glaubte ich dieser mehr plastischen als malerischen Anschauung folgen zu müssen, die, wie Cornelius selber und seine Schule, durchaus reflektiert und bewußt ist. Ich machte also etwas, das nicht Fleisch noch Fisch, dafür aber recht

gesucht und geziert war, wie die meisten Kompositionen jener Zeit, wo nur Führich, Schwind und Ludwig Richter, ihrem gesunden Naturell folgend, einen halbwegs anderen Weg einschlugen. — Meine Gruppenbilder aus dem Reichstag waren auch längst fertig und so vermietete ich denn meine möblierte Wohnung für ein Jahr und machte mich, tief erschüttert vom kurz zuvor erfolgten Tode meiner guten Mutter, im Juli 1851 auf den Weg. Ich kann es nur als ein Glück betrachten, daß ich von Dresden endlich wegkam, so lieb mir die Stadt auch geworden war. Aber das Genie einzelner Künstler, wie Semper oder Richard Wagner, Rietschel, Hähnel, oder selbst Ludwig Richter, wie epochemachend es auch auf die deutsche Kunst wirkte, konnte doch nicht der Stadt den Rokoko-Charakter nehmen, der ihr einmal, wie es scheint unverlierbar, aufgedrückt ist. Das Meißener Porzellan, zierlich, zopfig, glatt und kühl, ist die dem höflichen Charakter der Sachsen entsprechendste und darum heute noch nationalste Kunstform. Deswegen wächst auch der Fremde dort nie an, obwohl er immer zuvorkommend behandelt wird. Über kurz oder lang suchte darum jeder wezukommen. Damals aber herrschte überdies in ganz Deutschland die unsinnigste Reaktion, und in Sachsen oder Dresden ganz besonders. Denn ein reicher, unabhängiger Bürgerstand begann sich in der ganz vom Hofadel beherrschten Stadt erst langsam zu bilden. — Da war es also vielleicht zweckmäßig, ein paar Jahre im Ausland rein idealen Bestrebungen zu leben, um womöglich die eigene Bildung zu erweitern.

XIV.

Italien 1851—54.

Der Sommer von 1851 war einer der regnerischten und demzufolge auch überschwemmungsreichsten, die ich je erlebt habe. Noch im Juli heizte man in Dresden vielfach ein. Auf dem Wege von Leipzig nach Altenburg — man mußte damals nach Bayern noch über Leipzig fahren — ward es in den Waggons nach und nach ganz dunkel infolge der eben eintretenden großen Sonnenfinsternis jenes Jahres, und in München empfing mich unendlicher Regen, der während der drei Tage, die ich verweilte, nicht aufhörte und die letzte große Überschwemmung der Vorstädte durch die Isar verursachte, die dann endlich zu jener Regulierung des Flußbettes führte, die ähnliches seither nicht wiederkehren ließ. Auch ohne Regenwetter hätte mir München doch einen sehr katzenjämmerlichen Eindruck gemacht, wie das ganze nunmehr wieder bundestägliche Deutschland. König Ludwig hatte sich schmollend zurückgezogen und sein Nachfolger noch nicht rechten Fuß gefaßt. Darum ging es den Künstlern schlecht, denen der alte Beschützer noch nicht ersetzt war. — So konnte ich denn wenig dort sehen und eilte nur, ins Gebirg und nach Meran zu kommen, wo ich einige Wochen

zu bleiben gedachte. — Da überall die Wasser ausgetreten waren, Brücken und Wege zerstört hatten, so lief das nicht ohne die mannigfaltigsten Abenteuer ab, die ich ja in meinen „Südfrüchten" — so taufte ich nämlich mein italienisches Reisebuch — ausführlich erzählt habe und deshalb auf dasselbe verweisen muß. In Meran traf ich Freund Lentner mit einer jungen, hübschen Frau verheiratet und, obwohl beständig hustend, sehr guter Dinge. Einer seiner intimsten Freunde, Dr. med. Putz, den ich über seinen Zustand fragte, sagte mir denn auch, er könne nur mehr ein ganz kleines Stückchen Lunge haben und höchstens noch ein Jahr leben, was sich nur als zu richtig erwies, denn ich habe bei meiner Rückkehr nur sein frisches Grab getroffen.

Da es nun ganz und gar nicht meine Absicht sein kann, hier mein eigenes Buch über Italien auszuschreiben, worin ich meine Erlebnisse dort ausführlich genug und mit der ganzen Frische, aber auch Einseitigkeit des ersten Eindrucks mitteilte, so vermag ich im nachfolgenden nur einige Ergänzungen zu demselben zu bieten, deren Notwendigkeit ich damals ganz übersah, wo ich bei dem vielen Herrlichen, was ich täglich genoß, über ein ziemlich kritikloses Entzücken kaum hinauskam. — Wiederholte Reisen in Italien und vierzig Jahre voll reicher Erfahrungen aller Art zusammen mit der ungeheuren, damals noch gar nicht zu ahnenden politischen Entwicklung lassen mir diese Ergänzungen und Verbesserungen aber doch so notwendig erscheinen, daß ich ihnen nicht zu entsagen vermag, um mir wenigstens mein Gewissen zu erleichtern.

Bis zum Jahre 48 genoß das noch ärger als Deutschland zerstückelte, überdies unter jahrhundertelanger Fremd-

herrschaft schmachtende italienische Volk sehr geringer Achtung unter den Nationen Europas. Wir hatten bei ganz ähnlichem Schicksal doch schon 1813 die Fremdherrschaft glänzend abgeschüttelt, die Italiener hatten es nicht vermocht. In Kunst und Industrie wie Litteratur und Wissenschaft leisteten sie schon wegen der allgemeinen Armut sehr viel weniger als wir, so war man denn umsomehr geneigt, sie zu unterschätzen, als der Fremde ja in der Regel ohnehin nur die demoralisiertesten Schichten der Bevölkerung kennen lernt, die Wirte, Vermieter, galanten Damen, zahllosen Bettler, überhaupt die städtische Bevölkerung geringster Klasse. — Nun hatte Italien wohl 1848 einen ersten nachdrücklichen Versuch der Abschüttelung der Fremdherrschaft gemacht, derselbe war aber weder sonderlich ruhmreich ausgefallen, noch geglückt. Zudem war er gegen unsere eigenen Landsleute unternommen worden, denn noch immer hielten wenigstens wir Süddeutschen an dem Vorurteil fest, daß Österreich ein deutscher Staat sei, und selbst die in der Nationalversammlung zu Frankfurt gemachten Erfahrungen konnten uns nicht davon abbringen, obwohl sich die Österreicher aller Parteien da als die beständigen Gegner aller nationalen Bestrebungen erwiesen hatten. Die ruhmlose Rolle, zu welcher sich Preußen unter der Regierung Friedrich Wilhelms IV. verdammt sah, nahm sich neben der Kraft, die Österreich unter Fürst Schwarzenberg und selbst später noch entwickelte, trostlosgenug aus und entschädigte für den Druck nach innen wenigstens durch den Kriegsruhm, den ihm die siegreiche Behauptung der Herrschaft in Italien und Ungarn erwarb. So konnte ich denn wohl dahin kommen, mit der Herrschaft meiner Landsleute dort zu sympathisieren und die Besiegten

für eine geringere, herabgekommene Rasse zu halten. Ja ich hätte den Czechen Radetzky beinahe für einen deutschen Helden genommen, weil er deutsch sprach und mit lauter Deutschen umgeben war, wie denn die Deutschösterreicher unstreitig am meisten geleistet hatten in diesen Kämpfen. — So verkannte ich ganz das Recht der nationalen Unabhängigkeit, das den Italienern doch unleugbar so gut zur Seite stand als uns, für die ich es doch sehr entschieden in Anspruch nahm. — Weil die österreichischen Offiziere, mit denen ich täglich verkehrte, deutsch sprachen, so nahm ich sie auch für Deutsche — ein großer Irrtum, der mir aber erst viel später klar wurde, als ich sah, daß nirgends deutsche Gesinnung so selten sei als gerade in Österreich. Diese großdeutsche Anschauung gab ich erst um 1863 auf, als sich die Unmöglichkeit, Österreich Deutschland anzugliedern, immer deutlicher herausgestellt hatte. So beurteilte ich also auch diese österreichische Beherrschung Oberitaliens ganz falsch, obwohl sie alle Merkmale einer überdies recht brutalen Fremdherrschaft trug und von der berühmten deutschen Gemütlichkeit recht wenig. Umsomehr aber zeigte sie den Übermut einer siegreichen Soldateska, welche die Italiener als Feiglinge verachten zu dürfen glaubte. Waren die Soldaten aber wenigstens loyal und offen, so war die großenteils aus Italienern selber bestehende Zivilverwaltung noch viel schlimmer; im geheimen ihren Landsleuten zugeneigt, verriet sie im Grunde beide. — Der tiefe Haß nun, den die Italiener gegen alles Österreichische hegten, war keinen Augenblick zu verkennen, machte sich überall geltend, brach bei jeder Gelegenheit aufs peinlichste heraus, da sie ihre unzweifelhafte geistige Überlegenheit im persönlichen Verkehr nur zu

deutlich empfanden und also gegen die brutale Gewalt, die sie niederhielt, umso unwilliger knirschten. Noch widerwärtiger fast war das Spionagesystem, das Spitzeltum, zu welchem eine solche Herrschaft, die gar keinen Boden im Volke hat, notwendig immer greifen muß. — Dabei zeigten die Italiener schon damals einen so lebhaften Nationalgeist, als ihn die Deutschen leider selbst bis heute nicht entwickelt haben. — Die napoleonische Regierung hatte sie viel rücksichtsloser ausgebeutet als die österreichische, und dennoch hatten sie weit mehr Neigung für die stammverwandten Franzosen als für die Österreicher, die ihrer raschen Auffassungskraft und ihren feinen Sinnen immer wie plumpe, brutale Barbaren erschienen, deren Herrschaft sie mit siedheißer Ungeduld ertrugen, weil sie selbst für deren gute Eigenschaften kein Verständnis besaßen. So entstand denn ein Zustand, dessen Unhaltbarkeit so sonnenklar war, daß ich mich jetzt nur wundere, ihn damals nicht gleich als solchen erkannt zu haben. Denn die eben abgelaufenen zwei fruchtlosen Befreiungskämpfe von 1848—49 hatten doch jedem bewiesen, daß es unter günstigeren Umständen recht wohl hätte gelingen können, die verhaßte Fremdherrschaft abzuschütteln. Zudem hatte ein breiter Strom von Blut der edelsten Patrioten, das für die Befreiung geflossen war, jede Aussöhnung unmöglich gemacht.

Ich hatte, von Meran kommend, die italienische Erde in Trient betreten, war dann über den Gardasee nach Verona und Venedig gegangen, das mich wiederum entzückte, obwohl es seit der Zeit, da ich es 1847 zum erstenmal besucht, an Glanz gar sehr verloren hatte durch die lange Belagerung mit ihren entsetzlichen Leiden für die unteren Klassen. Als

ich einige Wochen dort zugebracht, ward ich infolge einer Erkältung an einer sehr heftigen Dissenterie todkrank. Wenig vertraut mit der Sprache, lag ich umso hilfloser da, als nur ein paar Landsleute, Künstler, mich ab und zu besuchten. Um diese Zeit klopfte es eines schönen Tages an die Thür meines Zimmers und herein trat ein auffallend würdevoller älterer Herr, der sich mir als Ministerialrat Exner aus Wien vorstellte. Selber brustleidend, war er mit Familie nach Venedig gekommen, um da Heilung zu suchen und hatte zufällig das Quartier über mir in dem kleinen Hotel garni genommen, das ich an der Riva bei Schiavoni bewohnte. Da habe ihm unsere Wirtin gesagt, daß unten ein deutscher Maler krank läge, und nun wolle er sich erkundigen, ob er dem Landsmann irgendwie behilflich sein könne. Auf diese menschlich liebenswürdige Weise führte sich bei mir ein hoher Beamter ein, dem Österreich die Umgestaltung seines Unterrichtswesens vorzugsweise zu verdanken hatte, da er, früher Professor der Philosophie an der Prager Universität, nach 1848 vom Unterrichtsminister Grafen Thun als Referent über die höheren Schulen ins Ministerium gezogen worden war, so daß man ihm im Verein mit Boniz besonders die so wohlthätige Reform der Gymnasien verdankte, neben gar vielem anderen. Der Mann machte mir mit seinem gehaltenen, echt staatsmännischen Wesen, seiner überlegenen Bildung und seiner merkwürdigen Selbstbeherrschung trotz schweren, ja hoffnungslosen Leidens einen außerordentlich fesselnden Eindruck, und ihm war es natürlich auch lieb, in mir einen doch halbwegs gebildeten jungen Landsmann von lebhafter Empfänglichkeit zu finden, so daß er nun öfter kam, was ich, einmal genesen, dann durch tägliche Besuche

bei ihm wieder heimzahlte. Da überraschte mich nun nichts mehr als die Billigkeit, mit der er die Italiener beurteilte, die Anerkennung, die er ihren guten Eigenschaften zollte, ja keinen Anstand nahm, ihre Berechtigung zur nationalen Unabhängigkeit anzuerkennen und die Hoffnung auszusprechen, daß sie dieselbe mit der Zeit doch noch erringen würden. Daß dies schon so nahe sei, konnte er freilich so wenig als ich ahnen. Immerhin bedrückte es ihn tief, Österreich damals wieder ganz in die Bahnen der Reaktion einlenken und dadurch vor allem seine geliebten Kinder, die Schulen, schwer gefährdet zu sehen. Der Heldenmut, mit dem er sein Leiden trug, ohne je zu klagen, flößte mir die höchste Bewunderung ein, umsomehr, als er daheim vier Knaben, die des Vaters so notwendig bedurft hätten, der Aufsicht eines Kollegen hatte überlassen müssen, da er in Venedig weilend, der Pflege seiner Frau absolut nicht entbehren konnte. Merkwürdigerweise sind alle diese vier Knaben nachher doch tüchtige, ja ausgezeichnete Männer geworden! Er selber hatte nun auch noch übernommen, die höheren Unterrichtsanstalten im lombardisch-venetianischen Königreich zu untersuchen, eine Aufgabe, der er sich mit heroischer Selbstverleugnung unterzog und dabei wenigstens die allgemeine Anhänglichkeit der Italiener erntete, die, gedrückt wie sie es waren, sein Wohlwollen rasch herausfühlten und mit Zutrauen lohnten. Bei dieser Gelegenheit lernte ich auch den damaligen Präsidenten der Kunstakademie, den berühmten Marchese Selvatico kennen, ein gelehrter Romantiker, der die Wiederbelebung des gotischen Stils in Italien für wünschenswert und die Versöhnung mit der Fremdherrschaft wenigstens für erreichbar hielt und darum sein möglichstes

that, sie herbeizuführen. Zu beiden Zwecken schrieb er, der dicke, behagliche Herr, geistvolle Broschüren, die ihm freilich wenig Dank eintrugen, da die Italiener sehr viel Sinn für die Wirklichkeit der Dinge, aber recht wenig für romantische Grillen haben. Ich selber hörte den Herrn Professor ganz gerne, wie er im Kreise junger Künstler am Quai der Zattere im Freien sitzend, selbstgefällig, angesichts der Marmorpaläste und der gegenüber liegenden Giudecca mit Palladios Redentorekirche, ihnen seine Romantik auseinandersetzte. Man konnte da an einen der griechischen Philosophen oder doch Sophisten denken, die in den Gärten der Akademie zu Athen ihre Zuhörer sammelten.

Dabei trieb ich mich nun den ganzen Winter teils in der Galerie der Akademie, teils in Kirchen und Palästen oder nachmittags in den Straßen malend und zeichnend herum. Venedig ist ja in seinen Bauten wie durch seine Bevölkerung eine unerschöpfliche Fundgrube für den Maler. Am meisten fesselte mich aber der geheimnisvolle Zauber des Dogenpalastes mit seiner unvergleichlich pikanten Mischung orientalisch angehauchter Gotik und köstlich zierlicher Renaissance. So malte ich denn da mehrere Studien, bald allein, bald zusammen mit anderen Künstlern. Unter ihnen fiel mir ein blutjunger, langaufgeschossener, blondlockiger Wiener „Schlankl“ auf mit den schalkhaftesten blauen Augen und dem fröhlichsten Gesicht, die man sich nur irgend denken konnte. Mit seinem langen Cherionpinsel mächtige Aquarell-Interieurs mit unglaublicher Kühnheit malend, war an seinem großen Talent keinen Augenblick zu zweifeln. Er hieß Ludwig Passini und zeigte in seinem halb naiv kindlichen, halb toll übermütigen Wesen schon damals so alle Kennzeichen des Genies,

daß ich zwanzig Jahre ſpäter nicht im geringſten überraſcht war, ihn als weltberühmten Künſtler, aber immer gleich liebenswürdig und überdies nunmehr auch tief gebildet wieder zu finden. — Unter der Fremdenſchar, die da unaufhörlich durch die Säle getrieben ward, entdeckte ich eines ſchönen Tages auch den langen Dingelſtedt, den ich 1848 in Frankfurt bei Laube eines Abends kennen gelernt hatte, wo er ſich als Abgeſandter des Königs von Württemberg einführte, während er jetzt ariſtokratiſche Damen geleitete, da ihn die Vorliebe für alles Vornehme und Elegante nie verließ, wie ſich denn ſeine hohe und ſchlanke Geſtalt mit dem ebenſo klugen als ſchönen Kopf auch vorzüglich zur Rolle eines geiſtigen Ariſtokraten eignete. Im erſten Stock des Dogenpalaſtes aber wohnte mir ein anderer lieber Bekannter, der treffliche Abbate Valentinelli, gelehrter Bibliothekar von S. Marco, den ich bei Exner kennen gelernt. Eine kindliche Natur voll wunderbarer Harmloſigkeit, gleich beliebt bei allen Parteien und Nationen, beſonders aber bei den deutſchen Gelehrten, deren Forſchungen dort er mit der größten Liebenswürdigkeit förderte. Noch intereſſanter war mir die im Salon des damals berühmten Architekturmalers Nerly gemachte Bekanntſchaft mit dem berühmten engliſchen Kunſtkritiker Ruskin, der mit ſeiner ſchönen jungen Frau in Venedig den Winter zubrachte. — Ich konnte mich da unter anderem auch überzeugen, daß die engliſchen Gelehrten mit noch viel unbändigerer Einſeitigkeit ſich in ihre Studien verbeißen, als die deutſchen. Er ſchrieb gerade an ſeinen „Stones of Venice“ und hatte denn auch für gar nichts anderes mehr Sinn als für das, was ihm dieſe Steine erzählten. Das fand aber die bildhübſche Frau Ruskin bald

sehr langweilig und zog vor, sich abends in der Oper von den österreichischen Offizieren statt von Marmorblöcken unterhalten zu lassen, worüber die lustigsten Anekdoten kursierten. Später hat sie dann auch die Maler den Kritikern vorgezogen und Ruskin mit dem genialen Millais vertauscht, auf dessen glänzendes Talent ihr Gatte die Engländer zuerst aufmerksam gemacht hatte, und wie es scheint, die Engländerinnen auch. Die Begeisterung, die er aber für die venetianische Architektur empfand, war mir umso interessanter, als ich bis jetzt von derselben und ihrer Entwicklung recht wenig wußte, bei meiner unglaublichen Unschuld in Bezug auf alle Kunstgeschichte. So konnte er denn mich auf eine Menge Dinge, die ihn gerade beschäftigten, erst aufmerksam machen, und that es auch gern. Indes war das alles doch Samen, der erst viel später bei mir aufging, da man nun einmal alle von außen kommenden Wahrheiten erst innerlich verarbeiten muß, ehe sie wirklicher Besitz werden. So hatte mir z. B. Delaroche, der ein sehr scharfer Denker war, gar vieles von dem, was ich heute in der Kunst predige, schon vor fünfzig Jahren gesagt, ohne daß ich ihn damals irgend verstanden hätte, da er es selber nicht darzustellen, seine Theorie nicht praktisch zu verwerten verstand.

Viel besser als mit den venetianischen alten Meistern vertrug ich mich indes mit den jungen Venetianerinnen. Umsomehr als meine schöne Wirtin ein wahres Muster einer solchen samt allen ihren Tugenden und Tücken darstellte. Ihr Mann, ein roher Schiffskapitän, hatte sie noch nicht lange samt ihren Kindern weggejagt, und da hatte sie denn, um sich doch fortzubringen, das Häuschen an der Riva gemietet, möbliert und für Fremde hergerichtet, gerade

als ich in Venedig ankam. Ich war sogar der erste Mieter, der bei ihr einzog, und da ich jung und lustig war, so glaubte sie fest, daß ich ihr Glück bringe, was sich insoferne bestätigte, als ihre Zimmer schon in ein paar Tagen alle besetzt waren. Als ich nun bald darauf so krank wurde, hätte sie es darum als eine äußerst schlechte Vorbedeutung betrachtet, wenn ich gleich gestorben wäre, und pflegte mich also mit aller erdenklichen Sorgfalt, ja triumphierte nicht wenig, als ich wesentlich auf ihren Vorschlag meinen schlechten Arzt, einen Prager Juden, der mich ohnehin schon aufgegeben, mit einem tüchtigen Italiener vertauschte, der mich denn auch rettete. Dadurch entspann sich hinterher eine Intimität, die jedenfalls meine Fortschritte in der italienischen Sprache ganz außerordentlich förderte. Durch Frau Angela gewann ich aber auch mehr Einsicht in den Volkscharakter, als dies sonst jemals möglich gewesen wäre, da sie mir alle ihre Empfindungen und Gedanken mit einer naiven Offenheit aussprach, vor der die Frauen in Deutschland zurückschaudern würden, die ihr aber eigentlich sehr gut stand, da sie das nie ohne eine gewisse Anmut selbst des Ausdrucks that. Voller weiblicher Listen und Tücken blieb sie bei alledem doch, weil die Freude am Überlisten und Ausnützen nun einmal recht sehr zu diesem Volkscharakter gehört. Jedenfalls hat mich dieses den Engel mit dem Teufel täglich ein halb dutzendmal vertauschende Weib die italienische Denkart besser kennen gelehrt, als es weder vor noch nach ihr jemals einer Frau gelungen. Denn obwohl sie weder ordentlich schreiben noch lesen konnte, so besaß sie doch eine natürliche Feinheit des Geistes und eine naive Beredsamkeit, die ihr alle Schulbildung vollkommen ersetzten. Dabei war aber der Mittel-

punkt ihres Denkens und Empfindens weder im Kopf noch im Herzen, sondern dank ihrer rein sinnlichen Natur an einer ganz anderen Stelle, was sie ohne weiteres zugab.

Um die Mitte des Februars mußte von dem mir so lieb gewordenen Venedig aber doch endlich geschieden sein. Ich verließ es nicht ohne Furcht, meinen teueren Exner bei der Rückkehr nicht wiederzufinden. — Den nächsten Winter wieder in der herrlichen Stadt zuzubringen war ich nunmehr schon darum fest entschlossen, als ich da ein Bild auszuführen gedachte, zu welchem mir die Erzählungen meiner schönen Angela von der letzten Belagerung und dem dann folgenden Einzug der Österreicher den Stoff geliefert. Sie erwähnte nämlich gelegentlich, daß diese so gutmütigen Soldaten gar oft ihr eigenes Kommißbrod mit den überall herumliegenden Hungernden und Kranken geteilt, ein Hergang, der mir dann später auch von anderen Frauen der unteren Klassen oft bestätigt ward. Das war aber ja ein prächtiges Bildmotiv, versöhnend für die Nation und ehrenvoll für uns. Ich malte mir also gleich eine Skizze von solchen Szenen, wie sie sich etwa beim Aussteigen der Österreicher unter einem jener köstlichen Sottoporticos an einem Kanal zugetragen haben konnte, und beschloß, dieselbe hier an Ort und Stelle auch auszuführen. Ganz charakteristisch für die bereits wieder herrschende Erbitterung gegen die österreichische Herrschaft war es aber, daß die meisten gebildeten Italiener die dem Bilde zu Grunde liegende Thatsache bestritten, ja oft behaupteten, es habe gar keine Not geherrscht während der Belagerung, nachdem sie doch ganz allein die Übergabe herbeigeführt, ja die Sterblichkeit infolge von Hunger und Mangel aller Art bis auf fünfhundert Menschen täglich ge-

ſtiegen war. Es verletzte aber ihre Empfindlichkeit, dem gehaßten Gegner irgend etwas Gutes zuzugeſtehen. — Umſomehr ermunterte mich aber Exner zu dem Bild, der wohl damals ſchon im ſtillen den Plan hegte, mich für Öſterreich zu gewinnen. — Einſtweilen fuhr ich nun über Padua, Vicenza und Verona nach dem mir noch fremden Mantua, um dort Giulio Romano im Palazzo del Te kennen zu lernen. Es war noch bitter kalt und Schnee bedeckte den Boden, als ich dort mir in den eiſigen Sälen einige Skizzen zeichnete. Hätte ich nicht ſchon zu Venedig in meinem nur von der Sonne und der Liebe zu erwärmenden Zimmer an der Riva Kälte ertragen lernen, ſo wäre mir das ſchwerlich gelungen; doch jetzt ſetzte ich es durch und fuhr dann in der Nacht noch nach Bologna, wo ich morgens früh halb erfroren ankam, um mich am Kaminfeuer des Pellegrino zu wärmen, eines Gaſthauſes, das damals von Landsleuten aus dem Bregenzer Walde gehalten ward. Fand ich die Stadt herrlich in ihrer ſtolzen Pracht, ſo vermochte ich doch der bologneſiſchen Schule wenig Geſchmack abzugewinnen, ja ſelbſt nicht einmal der Rafaelſchen Cäcilie. Denn ſo weit ging meine Bilderkritik noch lange nicht, um zu ſehen, daß ihm das wenigſte von dieſem Bild gehörte, d. h. außer der Kompoſition höchſtens die ſingenden Engel oben. — Nach einigen Tagen fuhr ich über den ſchneeigen Apennin weiter nach Florenz, wozu man damals achtzehn Stunden brauchte, aber dann freilich einen ganz anderen Begriff von Land und Leuten bekam, als heute mit der Eiſenbahn möglich iſt. Der Blick von der Höhe des Gebirges herab in das herrlich grünende Arnothal, in welchem Florenz wie eine Perle eingebettet liegt, iſt denn auch ent-

zückend, man meint in ein Paradies zu schauen. Der Eindruck ward noch verstärkt, als ich am andern Tag in den Boboligarten geriet, dessen immergrüne Eichen- und Cypressengruppen mir beim fröhlichsten Sonnenschein den reinsten Frühling vorschmeichelten. Am anderen Tag ging es weiter auf der Eisenbahn nach Livorno, das als ganz moderne Handelsstadt uns Reisenden nur durch die Unverschämtheit seiner Fachinis imponierte. Von da fuhren wir mit dem Dampfboot weiter, das uns in der Nacht nach Civita Vecchia brachte, welches mir nur durch seinen Schmutz und die Trinkgelderwut der päpstlichen Beamten im Gedächtnis geblieben. Wie einem denn, aus dem verhältnißmäßig reinlichen und wohlhäbigen Toskana kommend, das Betreten des päpstlichen Gebietes sofort durch alle Zeichen einer schlechten Regierung auffiel. Ich habe das in meinen „Südfrüchten" so ausführlich beschrieben, daß es heute nach vierzig Jahren noch gegen die elende päpstliche Verwaltung ein vollgültiges Zeugnis abgeben könnte, da man ja aufs neue die Frechheit hat, den Italienern das Opfer zuzumuten, sich ad majorem dei gloriam unter diese schlechteste Regierung Europas zurückzubegeben und uns, die Rolle der Büttel bei dieser Hinrichtung zu übernehmen.

Rom machte mir zunächst denselben schlechten Eindruck, da die innere Stadt damals fast nur durch ihren selbst in Italien ungeheuerlichen Schmutz auffiel und die große Armut, die aus den meisten Häusern herausſah. Erst als ich durch den engen Korso mich endlich bis zum Kapitol durchgearbeitet hatte, fing mir, die Treppe zu demselben hinansteigend, die Scenerie endlich zu imponieren an. Aber daß da alles Große der Vergangenheit angehörte, die Gegenwart schmutziger

und lumpiger war, als ich sie bis dahin irgendwo gesehen, das verstimmte einen immer wieder aufs neue. So brauchte ich denn bei dem kalten stürmischen Februarwetter mehrere Tage, ehe mir eine Ahnung von Roms Poesie aufging. So recht gelang es mir sogar erst, als Sonnenschein wiederkehrte und ich mich in die Flut des eben beginnenden Karnevals stürzen konnte, damals noch unstreitig des schönsten Volksfestes, das ich je gesehen.

Es lebten noch ziemlich viele deutsche Künstler in Rom, und ich ward bald mit dem originellsten von allen, dem alten Bildhauer Wagner, sogar ziemlich gut bekannt, ein Gewächs, so knorrig und stachlig, aber auch so voll korngesunden Menschenverstandes und derben Mutterwitzes, als mir noch nie eines vorgekommen. Auf alle andern alten Herrn hatte aber das vollkommen Ungesunde dieser Stellung eines deutschen Künstlers in einem fremden Lande höchst nachteilig eingewirkt, ja sie nahezu verkommen lassen; der alte Rhoden, August Riedel, Schöpf, die Gebrüder Riepenhausen sahen alle weit mehr verkümmerten Philistern als Künstlern ähnlich, wie sie denn auch, meist halb italianisiert, alle in gründlich widrigen Verhältnissen lebten und dem eigenen Vaterlande ganz entfremdet waren, ohne ein neues an Italien gefunden zu haben, dessen Sprache sie nicht einmal ordentlich lernten. So lebte ich z. B. lang des Aberglaubens, daß wenigstens der so geistvolle Wagner sie in den fünfzig Jahren seines Aufenthaltes sich vollkommen angeeignet haben müsse. Als ich aber einmal einen seiner italienischen Freunde darüber fragte, so hieß es »conosca benissime la lingua ma parla come un porco« .... Das veranlaßte mich, jede Hoffnung aufzugeben, sie meiner-

seits je zu erlernen. Eine Ausnahme machte noch der alte Landschafter Willers, ein blonder Mecklenburger im Besitz eines prächtigen Kopfes, mit welchem ich denn auch gerne und viel verkehrte, da mir die Jüngeren mit ihrer beständigen Jagd auf die wohlhabenden Fremden noch mehr mißfielen als die Alten. Mit ihm mich viel in den urwüchsigen römischen Weinkneipen herumtreibend, fand ich eines abends zu seiner Rechten einen bildhübschen Jüngling sitzend, der sich mir als durchreisender Landsmann und Jurist aus Karlsruhe vorstellte. Er hatte zufällig mein Goethebild in Frankfurt einmal gesehen und gab sich im Verlauf der Unterhaltung als großer Kunstfreund zu erkennen, der jetzt noch unsicher schwanke, ob er die Juristerei weiter treiben oder sich ganz dem poetischen Schaffen, zu dem ihn seine Neigung am meisten hinziehe, widmen solle. Da ich begreiflich nicht den mindesten Begriff von seiner Begabung nach dieser Seite hin haben konnte, so blieb mir als weisem Mann nicht viel anderes übrig als ihm abzuraten, seine gesicherte Lebensstellung aufzugeben, ehe er nicht vollgültige Beweise für seinen Dichterberuf habe, da man doch nie im voraus wissen könne, wie weit das Talent reiche. Dabei kam nun heraus, daß ich ebenfalls auf dem Sprunge sei, mich hier litterarischer Beschäftigung zu widmen, ja sogar die Absicht hegte, ein Buch über Italien zu schreiben. Davon riet er mir aber mit noch viel größerem Eifer ebenfalls ab, ja beschwor mich förmlich, mich doch ja nicht so zu zersplittern, mein Talent zur Malerei habe ich ja mit jenem Bilde ausreichend bewiesen, und ich solle mich doch um Gotteswillen hüten, zwischen zwei Stühle zu sitzen. Das that der junge Mann übrigens mit so viel Liebenswürdigkeit, seine Unterhaltung

zeigte überhaupt eine so bezaubernde Mischung von gesundem Menschenverstand, köstlichem Humor und hoher Idealität, daß wir bis Mitternacht bei einander sitzen blieben und sehr viel feurigen italienischen Wein daranwendeten, um uns gegenseitig die deutsche Tinte auszureden.

Er erzählte mir nun noch, daß er morgen nach Neapel abreisen wolle, wo ihn in Sorrent ein Freund (Paul Heyse) erwarte, mit dem er dann nach Capri gehen wolle ꝛc. Daß Victor Scheffel, denn kein Geringerer war es, dort gleich den Trompeter von Säkkingen schreiben werde, das konnte ich freilich nicht ahnen, obwohl er mir eben einen so wunderbar poetischen Eindruck gemacht hatte. Als wir uns später nach vielen Jahren wieder sahen, haben wir doch herzlich darüber gelacht, daß wir uns damals beide so eifrig als nutzlos vom Schriftstellern abgeraten! — Einstweilen blieb mir aber der fesselnde Eindruck, den mir der junge Mann gemacht, doch tief genug im Gemüt haften, daß ich ihn nie mehr vergaß und kaum überrascht war, als gleich sein erstes Werk so unerhörten Erfolg hatte. Ja jedesmal, wenn ich ihn später wiedersah, unterlag ich demselben Zauber, so daß wir gewöhnlich des Plauderns kein Ende fanden, da er von köstlichen Einfällen und humorvollen Wendungen förmlich überströmte, die alle denselben so anspruchslosen und erquicklich frischen Charakter seiner Poesie trugen, wie er denn auch bei allem, was er sagte, die spezifisch alemannische Art selbst in der behaglich langsamen und nachdrücklichen Art des Sprechens festhielt, die keine Silbe verloren gehen ließ. Gewiß giebt es denn auch keinen besseren Beweis für das kerngesunde, urdeutsche Wesen dieser Natur, als daß sie, selbst von allem Zauber des Südens umgeben, unter den

über Paganos. Dach aufragenden Palmen doch sofort sich wieder den Tannenwäldern der geliebten Heimat zuwendete und vom Kater Hiddigeigei statt von den Sirenen sang. Er verhielt sich hier genau wie Schwind, welcher zum erstenmal aus der Sixtinischen Kapelle kommend ruhig an seinem Ritter Kurt weiterzeichnete.

Von solch starkem Nationalgeist war nun freilich bei den meisten jungen deutschen Künstlern keine Spur zu entdecken, sie gerieten regelmäßig in Rom so ganz aus Rand und Band, verloren so eilig jede Erinnerung an die Heimat, daß es ihnen weit mehr schadete als nützte, weil es die organische Entwicklung ihres Talentes ganz aufhob und ihnen Ideale unterschob, die zu ihrer Begabung gar nicht paßten, wo dann nur anspruchsvolles und gespreiztes Zeug entstand. Auf einen Feuerbach oder Böcklin kamen immer hundert, auf die Rom bloß verderblich wirkte. Viel besser als jahrelanges Verweilen ist daher ein kurzer öfters wiederholter Besuch von ein paar Monaten zu empfehlen, bloß um zu sehen und zu studieren, aber ohne zu arbeiten. Denn wenn man solche Erinnerungen im Kopf nach Hause trägt, so ist man wenigstens genötigt, sie in sich dem eigenen Wesen gemäß zu verarbeiten, wo dann oft etwas ganz anderes daraus entsteht, was aber wenigstens nicht den Charakter der Reminiscenz an der Stirne trägt. Das Allerabgeschmackteste aber ist, wenn man, wie die meisten und ich selber auch that, sich Modelle von der spanischen Treppe holt und nun Ciocciaren oder Albanerinnen malt, statt das den Italienern zu überlassen. Darum wäre es auch so absurd, nach dem Vorbild der französischen oder spanischen Akademie eine solche deutsche Anstalt auf Reichskosten in

Rom zu errichten, um unsere Kunst vollends zu entnationalisieren, wie das von Mengs bis Genelli, Overbeck oder Cornelius so Unzähligen geschah. Niemand hat das besser geschildert als Ludwig Richter in seinen Lebenserinnerungen, die gerade darin wahrhaft klassisch sind.

Unter den vielen Künstlern aller Nationen, die ich in Rom kennen lernte, war einer der interessanteren der auch nur zu kurzem Aufenthalt gekommene Königsberger Akademie-Direktor Rosenfelder. Schon ein vollkommen fertiger und abgeschlossener Meister, ließ er sich auch nicht irre machen und hatte selbst gegen Michel-Angelo und Rafael viel einzuwenden. Das ärgerte mich damals sehr, wo ich besonders dem großen Florentiner gegenüber die kritiklosesten Bewunderung empfand, was natürlich alle Selbständigkeit des Urteils aufhebt. So verhinderte mich mein unbedingter Enthusiasmus für den Urbinaten auch, z. B. in der Farnesina des Sodoma köstliche Freske von der Hochzeit des Alexander und der Roxane zu würdigen oder überhaupt auch nur das, was die Schüler gemacht, von der Hand des Meisters zu unterscheiden. Zur Zeit als ich dort arbeitete, fand ich dagegen einen jungen Franzosen, Pensionär der Akademie, der gerade die herrliche Galathea des Rafael in Öl kopierte, mit überraschendem Geschick und Verständnis, wie er sich denn bald als ein hochinteressanter Mensch erwies. Als ehemaliger Schüler des Picot hatte er sich bereits eine bewunderungswürdige Kenntnis des Handwerks errungen, wie das ja bei einem »Grand prix de Rome« selbstverständlich ist, hatte aber bei viel Witz und Humor des Pariser auch ganz jene französische Borniertheit, die über eine sehr nüchtern verständige Auffassung der Dinge

nie hinauskommt. Ihm bestand die Kunst ganz aus Können, und die Graumalerei hatte er damals schon los. So behauptete er auch, die Malerei habe die Konkurrenz der Photographie auszuhalten und deren Wahrheit anzustreben, Phantasie und Inspiration existierten nicht für diesen nüchtern scharfsinnigen Kopf. Die Reflexmalerei der Deutschen, von denen er eigentlich bloß Riedel kannte, war ihm greulich und leider war nicht viel dagegen einzuwenden. Von Cornelius und Overbeck behauptete er natürlich, wie seiner Zeit Delaroche es mit überlegenem Geiste gethan, sie seien bloße Nachahmer ohne Originalität. Dennoch ist Bouguereau, denn dies war er, später Klassizist geworden wie sie, nur sehr viel geschickter, aber auch phantasieärmer. Bald darauf führte er mich in die Villa Medici, um mir seine für den nächsten Salon bestimmten fertigen Arbeiten zu zeigen. Es waren drei Canephoren, zwei Mädchen und ein nackter Jüngling, wundervoll gezeichnet und modelliert, wie es bis heute niemand in Deutschland vermöchte, aber vollkommen seelenlos und nüchtern komponiert. Ein fein Mädchen zum Sitzen im Grünen einladender nackter Schlingel hätte vollends in seiner echt pariserisch gezierten Naivetät ebenso gut von einem heutigen Naturalisten gemalt sein können. Trotz seinem ungewöhnlich gediegenen Können und seinem scharfen Verstand hat es denn auch Bouguereau selbst nicht zur Höhe eines Flandrin oder Ingres, geschweige denn je zu eigentlich klassischen Werken gebracht. Immer aber muß man sich wundern, daß die französische wie die deutsche Kunst seit vierzig Jahren sich so wenig geändert haben, die eine sich nicht von der gemütlichen Pfuscherei, die andere sich nicht von der falschen Empfindung zu befreien vermochte.

Einen echten Künstler lernte ich indes damals doch noch in Rom kennen: den Landschaftsmaler Franz Dreber, der aber ganz zurückgezogen lebte und vollkommen abgeschlossen von der Welt seine edlen historischen Landschaften schuf. Diese Isolierung von allen verwirrenden Einflüssen haben ihm Böcklin, den ich deshalb niemals sah in Rom, sowie der später anlangende Feuerbach nachgemacht, wie sie denn für jeden, der sich nicht irre machen lassen will, heute zur unumgänglichen Notwendigkeit wird, da nichts der individuellen Ausbildung eines Talents so schädlich ist, als das Coterie- und Kneipleben der Künstler. „Es bildet das Talent sich in der Stille" hat schon Goethe mit vollem Recht gesagt.

Wollte man die wunderbare Poesie Roms damals ganz genießen, so mußte man die Teile innerhalb oder zunächst der alten Stadtmauer aufsuchen, die ganz oder halb verlassen dalagen, beim Lateran, S. Paolo, Santa Croce, Santa Maria degli Angeli, in den wunderbaren Villen Ludovisi, Albani ꝛc., wo man überall die herrlichsten Scenerien traf. Leider ist das jetzt alles überbaut oder wird es nächstens werden, und nichts ist gewisser, als daß das alte poetische Rom bald ganz dem neuen, nüchtern zweckmäßigen wird weichen müssen. Man kann das bedauern, zu hindern ist es aber offenbar durchaus nicht. Nicht einmal das, daß die einstweilen noch erhaltenen Denkmale des Altertums gar bald dem unerträglichen Widerspruch werden weichen müssen, in welchem sie zu dem überall aus den Ruinen neu aufblühenden Leben stehen werden. Kapitol und Kolosseum, Pantheon, Engelsburg und Vatikan samt einem oder zwei Dutzend Kirchen werden bald alles sein, was von der be-

zauberndſten Ruinenſtadt, die es je gegeben, übrig bleiben dürfte. Wandert dann vollends noch der Papſt aus, was er auf die Länge kaum wird vermeiden können, um der modernen Kultur von Majorca oder St. Helena aus den Krieg zu erklären, ſo dürfte dann nur noch St. Peters Kuppel als Zeugnis der merkwürdigſten Art von Weltbeherrſchung ſtehen bleiben, die je exiſtierte. — Aber kann man denn den heutigen Italienern auch nur mit einem Schein von Recht zumuten, daß ſie zur Erbauung müßiger Fremder ihre Hauptſtadt den Fiebern preisgeben, ſelber ungeſund und unbequem wohnen ſollen, alles bloß der puren Romantik zu liebe?

Um Oſtern hatte ich die Nachricht erhalten, daß mein Vater geſtorben ſei. Da mein Schwager das Geſchäft fortführte, ſo vertagte ich die Auseinanderſetzung bis zu meiner Rückkehr im Herbſt und beſchloß, meinen Aufenthalt nicht abzubrechen. Seit zwanzig Jahren der Heimat und den Meinigen allmählich etwas entfremdet, machte mir ſelbſt dieſer Todesfall nicht mehr den Eindruck, den mir derſelbe früher ſicherlich gemacht hätte. Dazu wirkte Rom zu übermächtig. Erſt die ſteigende Hitze und ein Fieberanfall trieben mich im Mai und Juni in die herrliche Umgegend Roms, nach Tivoli, Frascati, Albano, und ich verlebte da köſtliche Tage. Selbſt trotz des mich überall umgebenden Verfalls und der troſtloſen Armut der doch in einem Paradies wohnenden Menſchen, die wir Künſtler freilich ganz außerordentlich „maleriſch“ fanden, die aber überall das vernichtendſte Zeugnis gegen die herrſchenden ſtaatlichen Zuſtände ablegte, ſo daß man ſich nur freuen konnte, als ſie einige Jahre ſpäter endlich gründlich zuſammenbrachen. Hat doch das junge Italien

seither in zwanzig Jahren mehr für das Wiederaufblühen des Landes gethan, als das alte pfäffische und despotische in zweihundert! Es ist denn auch eine ganz falsche Anschauung, welche wie unsere Romantiker Poesie und Schönheit nur in den Ruinen aller Art erblicken will. In den blühenden Gemeinwesen der Schweiz giebt es gar keine, aber doch machen sie uns noch einen ganz anders erquicklichen Eindruck, ja der Anblick des Aufblühens und Wachsens ist, wie der aller Gesundheit, viel poetischer und anziehender sogar als der des Krankenden, Absterbenden oder Vergangenen. — Einen Hauptvertreter jener romantischen Schule, die bei uns trotz des ehrlichsten Willens so viel Übel angerichtet hat, lernte ich jetzt endlich auch noch kennen: Overbeck, der damals nach dem Verlust seines Sohnes bei langjährigem Augenleiden ziemlich vereinsamt in dem alten Palaste Cenci am Eingang ins Ghetto lebte. Persönlich machte mir der feine und edle Mann den besten Eindruck, obwohl man auch da gar bald sah, daß er sich vollkommen gegen die modernen Anschauungen abschloß und bei aller Milde der Form doch im Wesen sehr unduldsam war. Leider hat er auch sein herrliches Talent dadurch schwer beeinträchtigt, so daß man im Grunde nur an seinen gezeichneten Kompositionen rechte Freude haben kann, obwohl auch sie der eigentlichen Originalität durchaus entbehren. Er ist darum ein „Klosterbruder" geblieben sein Leben lang und hat wie alle diese romantischen Katholiken in kolossaler Selbsttäuschung Vaterland und Geistesfreiheit dem Glauben aufgeopfert. — Das Papsttum hat ihn aber offenbar nur benützt. Schon daß er als Deutscher fühlte, wie er in dem um seine Einheit und Freiheit gewaltig ringenden Deutschland keinen Platz mehr

habe, das verurteilt ihn, so persönlich unantastbar er auch war, denn seinem Volke darf sich niemand entziehen. Die Italiener verstanden ihn aber weder, noch wußten sie ihn zu schätzen.

Im Anfang Juli reiste ich mit dem alten Heiden Wagner, mit dem ich mich immer noch am besten vertrug, per Vetturin in dreitägiger Fahrt nach Neapel. Von dort kam ich nach Sorrent, das voll von Deutschen stak, und wo ich bei der Rosa magra, die noch eben Paul Heyse und Victor Scheffel beherbergt, für ein paar Wochen Quartier nahm. Von Sorrent, wo alle sechs Schritte ein Maler oder ein sentimental schwärmendes altes norddeutsches Fräulein die Natur entheiligten, fuhr ich eines schönen Tages nach Capri hinüber, das auch voller Deutschen stak, und wo ich auf Dom Paganos Dach im Mondschein jubelte oder dem Saltarello-Tanzen der hübschen Insulanerinnen zusah. Dennoch wäre mir trotz seiner berauschenden Schönheit Capri zu eng gewesen, um dort zu bleiben, genau wie Amalfi, das ich unmittelbar nachher bei einem Ausflug nach Pästum gesehen. Den Vesuv hatte ich auch schon von Neapel aus bestiegen und Pompeji samt Herkulanum besucht, so blieb mir jetzt, da man den neapolitanischen Lärm bald satt hat, nur noch Ischia übrig, um meinen Reisegefährten Wagner, der dort Quartier genommen, aufzusuchen. Hier brachte ich vierzehn köstliche Tage zu. Der bärbeißige Alte hatte mich fast lieb gewonnen, und so nahm er denn, bald zurückkehrend, Abschied von mir ungefähr mit der Wehmut eines Bullenbeißers, der es wohl ahnte, daß es auf Nimmerwiedersehen sei. — Mich aber hat niemals vor oder nachher wieder die Schönheit der Natur so berauscht, als auf dieser wunderbaren Insel, wo über ihrem Genuß der Tod euch so unmittelbar mit Ver-

nichtung bedroht. Denn von all den Häusern Casamicciolas, durch deren so malerisches Gedränge ich zu meiner den letzten Vorsprung der Gruppe bildenden Wohnung emporsteigen mußte, ist kein einziges vom letzten Erdbeben verschont geblieben. Ja ein finsterer Strom von schwarzer erstarrter Lava, auf dem bis heute, nach zwei Jahrhunderten, noch kein Grashalm zu haften vermag, erinnert einen unmittelbar neben dem herrlichsten, blühendsten Leben an die Tücke dieser so lachenden Natur.

Da ich meinen ganzen Aufenthalt da in meinen Reisebriefen viel besser geschildert habe, als ich es heute nach vierzig Jahren zu thun vermöchte, so bleibt mir nur übrig, noch einiges über das damalige Regiment zu sagen, das seither ein so unrühmliches Ende gefunden. Es war fast so schlecht als das päpstliche, die Verwaltung über alle Maßen bestechlich und das Volk im elendesten Zustand der Armut und Unwissenheit erhaltend. Dazu, wie in Rom die französische Besatzung, so hier die Schweizerregimenter, unter denen ich viele badische Landsleute traf, die, dem ehemaligen Volksheer von 1849 angehörend, sich aus Hunger hatten in der Schweiz anwerben lassen, um hier den Despotismus zu stützen! Natürlich empfanden sie das Demütigende dieser Lage tief, trotz der deutschen Landsknechtsnatur, die sie es hatte vorziehen lassen, diesen Ausweg zu ergreifen, statt nach Hause zurückzukehren. Jetzt litten sie fast alle an fürchterlichem Heimweh, trotz der schönen Natur, und nichts war häufiger als der Selbstmord unter diesen Unglücklichen. — Ich aber hätte es mir freilich auch nicht träumen lassen, daß der damalige Beherrscher dieses herrlichen Landes einige Jahrzehnte später als entthronter Flüchtling in einem kleinen

Münchener Hause neben dem meinigen Zuflucht suchen würde. Verdient haben sie ihr Schicksal freilich reichlich, diese neapolitanischen Bourbonen! Das schlimmste Vermächtnis, was die alte Herrschaft der neuen gelassen, ist die anscheinend unausrottbare Demoralisation aller, besonders aber der höheren Klassen. Darum hat auch das von der Natur so ungleich begünstigtere Italien seit der Erringung seiner Unabhängigkeit so viel geringere Fortschritte gemacht als das arme und rauhe Deutschland.

Im August kehrte ich endlich, trunken von all dem Genossenen, wieder zurück nach Rom, dessen strenge Schönheit indes doch den Vergleich mit dem üppigen, sinnbethörenden Neapel sehr wohl aushielt. Dennoch war meines Bleibens nicht mehr lange, die Heimat zog mich immer stärker an, und ich verließ Rom, um es erst nach einem Vierteljahrhundert unter gänzlich veränderten Verhältnissen wiederzusehen. Über Viterbo kam ich nun nach Orvieto, dessen Dom mich fast mehr entzückte als alle Wunder der Baukunst, die ich bisher gesehen, weil er mir zeigte, welche zauberische Wirkungen man in der Baukunst mit dem Farbenreiz erreichen könne, wenn man seine Ausnutzung besser versteht, als es die ungeheure Mehrzahl aller heutigen Architekten thut. Hier und an der Markuskirche war das nun auch Absicht, am Dogenpalast und am Mailänder Dom that es die Beize des Sirocco. Es ist aber doch auffallend, daß gerade diese vier Gebäude, welche in Italien die größte Wirkung machen, dem gotischen Stil angehören. Der Zauber des Straßburger Münsters ist aber auch ein wesentlich koloristischer, wie der des Domes von Orvieto! Von ihm ging ich nach Perugia, dessen reizende Lage mir noch besser

gefiel als die Stadt selber, in der einen eigentlich bloß die frühen Arbeiten Rafaels recht interessieren durch die wunderbare Unschuld, die aus denselben spricht, die er aber in Florenz alsbald verlor, wie man gleich an der Grablegung sieht. Über Arezzo kehrte ich dann wieder nach der Arnostadt zurück, um mir dieselbe jetzt erst ordentlich anzusehen. Sie ist auch so überreich an Kunstschätzen, daß ich bei ihrem Studium selbst meine Unwissenheit nach und nach ein wenig abzulegen anfing. Leider verstand ich es nicht, dem, der ihr am ehesten hätte zu Hilfe kommen können — Reumont — Anteil für mich einzuflößen, obwohl ich ihn wenigstens besuchte. Aber da er natürlich bald sah, daß ich noch gar zu wenig von der italienischen Kunstgeschichte wußte, hielt er sich auf dem Fuße höflich weltmännischer Zurückhaltung, so daß ich bloß sein unermeßliches Gedächtnis bewundern lernte, das ihm ein ungeheures Wissen jeden Augenblick zur Disposition stellte. Daß er dies riesige Material aber auch zu neuen und frappanten Schlüssen zu verwenden gewußt hätte, hatte ich wenigstens keine Gelegenheit, zu erfahren. Er war eben ein lebendiges Nachschlagebuch, das Friedrich Wilhelm IV. denn auch mit Vorliebe benützte, wie ich einige Jahre später in Meran bemerken konnte, wo ich beide sah, den König freilich schon mit allen Symptomen der beginnenden Gehirnkrankheit, der er zum Opfer fallen sollte, so daß er offenbar nur mehr intermittierend über seine Geisteskräfte gebot. Ich saß gerade auf einer Gartenmauer, um irgend eine Landschaftspartie zu skizzieren, als der Monarch mit dem mich diesmal sofort erkennenden Reumont und einigen anderen Herren daherkam, bei mir stehen blieb und ein Gespräch anknüpfte, das erst ganz gut ging, bis es auf

einmal war, als ob sich plötzlich ein Vorhang vor sein geistiges Auge schöbe und ihn verwirrte, wo ihn dann seine Begleiter eilig von mir wegzogen. Wie sehr ich aber zum Hofmann verdorben war, sollte ich gleich nachher erfahren, wo ich wiederum eines Tages an irgend einer Ecke malend saß und eine allein des Weges kommende große, schöne, offenbar sehr vornehme Dame bei mir stehen blieb und mit mir wohl eine Viertelstunde ganz harmlos und vergnüglich plauderte, bis sie endlich die Bemerkung machte, daß das doch einer der beneidenswertesten Genüsse sein müsse, nach dieser herrlichen Natur da zu studieren, was ich nun mit der geistreichen Einschränkung zugab: daß man nur so viel beim Arbeiten gestört werde..... Sie war gescheid genug, um zu lachen und sich aber nunmehr doch mit der Bemerkung zu empfehlen, daß sie mich da freilich nicht länger belästigen wolle, was sie, mich in vollem Ärger über meine Tölpelei zurücklassend, sofort ausführte. Gleich nachher sah ich die so interessante Unbekannte dann mit dem König fahren, hatte also nun noch das tröstliche Bewußtsein zur Belohnung, mich einer Königin gegenüber so unsterblich blamiert zu haben. Leider ist es weder das erste- noch das letztemal geblieben!

In Florenz traf ich eines Tages zu meiner nicht geringen Überraschung auch Alfred Rethel mit seiner jungen, liebenswürdigen Frau. Sie erzählten mir, daß er zu seiner Erholung den Winter in Rom zubringen wolle, da nach ihrer Heirat erst sie vom Typhus befallen worden und wochenlang zwischen Leben und Tod geschwebt habe, und dann er infolge der Angst und Aufregung auch leidend geworden sei, so daß der Arzt eine Reise nach Italien für das beste ge-

halten. Da ich das wunderschöne, allgemein beneidete Brautpaar erst vor einem Jahr in Glanz und Glück verlassen, so ergriff mich natürlich dies Wiedersehen schon deshalb, als beide die Spuren dieser Leiden nur allzu deutlich in ihrem Aussehen zeigten. Ich widmete mich ihnen also um so eher, als ich ja mit Florenz durch meinen vierwöchentlichen Aufenthalt bereits ziemlich vertraut geworden war und ich bei Rethel sehr bald ein auffallend passives Wesen bemerkte, das oft in so vollständige Willenlosigkeit ausartete, daß er auch nicht einmal allein zu gehen vermochte, sondern sich von der armen Frau nur fortziehen ließ. Er sprach bald mit mir ganz offen über seinen Zustand und meinte nur, diese Apathie sei noch viel ärger gewesen, die ihn von Zeit zu Zeit so stark befiel, daß es sich wie ein Brett vor sein Erkenntnisvermögen und seine Willenskraft schob und er dann, weder hörend noch sehend, stille stund und ins Blaue hineinstarrte. Das dauerte dann acht, zehn Minuten, bis der Vorhang, der ihm die Welt verhüllte, wieder weggezogen ward. Willenlos war er eigentlich meistens, und so lag denn der armen, blutjungen Frau eine schwere Last ob, da sie alle Anordnungen zu treffen hatte, so daß ich sie nicht ohne tiefe Besorgnisse nach ein paar Tagen den Weg nach Rom antreten sah. Sie wurden nur zu sehr gerechtfertigt, denn als ich, der unterdessen selber auch geheiratet hatte und mit meiner jungen Frau nach Venedig gezogen war, eines Tages im Frühjahr 1853 unter die Arkaden des Markusplatzes Kaffee zu trinken kam, stieß ich dort wieder auf das unglückliche Rethelsche Ehepaar samt dem Schwiegervater, dem Maler Grahl, der, wie sich bald ergab, dasselbe von Rom abholen gemußt, da nach kurzer Besserung der

Wahnsinn bei dem armen Rethel voll ausbrach. Es war furchtbar erschütternd, die Verwilderung und Zerstörung zu sehen, die er bei dem Unglücklichen angerichtet. Der, den ich als eine der edelsten und vornehmsten Erscheinungen gekannt, die mir je vorgekommen, saß nun schmutzig und aufgedunsen, wild ins Leere starrend, in verhaltener Wut da. Dennoch erkannte er mich noch und streckte mir, „Ah, Pecht!“ rufend, die Hände entgegen, doch nur, um alsbald wieder stier und wild vor sich hin zu brüten. Seine Frau vermochte gar nichts mehr über ihn und nur der Schwiegervater, ein großer, imponierender Mann, vermochte ihn, der wie ein wildes Tier war, noch im Zaum zu halten. Am andern Tage reisten sie ab und ich habe ihn nie mehr gesehen, der dann nach der notwendigen Trennung von der ihrer Entbindung entgegensehenden Frau noch Jahre lang meist stumm und teilnahmslos, in Düsseldorf bei seiner Familie wohnend, herumlief, bis ihn der Tod von seinen Leiden erlöste.

Von Florenz, das mir täglich lieber ward, je mehr ich seine herrlichen Quattrocentisten, besonders den Ghirlandajo, vollends aber die köstlichen Umgebungen kennen lernte, ging ich zuletzt über Siena nach Pisa. Im ersteren, das mich sonst entzückte, wundert es mich doch noch heute, die Trefflichkeit seines größten Künstlers, Sodomas, damals noch gar nicht verstanden zu haben, wie mir denn überhaupt das Organ für Lionardo und seine Schule noch ganz abging. Aber wer hätte nicht schon die Erfahrung gemacht, daß man jahrelang an gewissen Kunstrichtungen oder Künstlerindividualitäten vorübergehen kann, ohne zum Verständnis ihrer Vorzüge zu kommen, bis es einem dann vor irgend

einem Hauptwerk auf einmal aufgeht. So ist es mir denn recht ärgerlich, offen bekennen zu müssen, daß ich an meinen „Südfrüchten“ heute alles besser finde als gerade die Kunsturteile, die leider der weitaus unreifste Teil dieser Früchte geblieben sind. Wie die meisten Künstler hatte ich eben noch gar keinen Begriff von dem genauen Zusammenhang jeder gesunden Kunst mit dem sie umgebenden nationalen Leben, den Idealen und der gesamten Bildung der Zeit, in der sie aufblüht. Im Verlauf meiner Reise merkte ich nun diesen Zusammenhang wohl nach und nach, achtete aber doch noch viel zu wenig auf denselben, als daß ich die einzelnen Kunstwerke hätte verstehen können, nachdem ich über die Bedingungen ihrer Entstehung so gut als nichts wußte. Jakob Burckhardts bald darauf erscheinender „Cicerone“ gab mir hier die ersten Winke. Der war auch nur ein Jahr in Italien gewesen wie ich, und welche reichen Früchte hatte es ihm getragen, nur weil er so gut vorbereitet hinkam!

Der herrschende Kosmopolitismus oder vielmehr die Vaterlandslosigkeit der meisten Deutschen, besonders aber der Maler, die alle glaubten, in Rom, Paris, ja in Kalkutta ebensogut produzieren zu können als daheim, wenn sie nur Modelle und etwa eine Galerie träfen, verführte mich natürlich auch und ich übersah ganz, daß dies in Wirklichkeit fast nie geglückt war, daß Mengs, Carstens, Genelli und Overbeck den Mangel eines nationalen Bodens unter den Füßen ebenso teuer bezahlt hatten als Poussin, Thorwaldsen, Leopold Robert und so viele andere. Ja, ich brauchte noch Jahrzehnte, um das einzusehen, und als ich es endlich that, so wollte es mir niemand glauben, weil ich damit der Hauptschwäche unserer Landsleute widersprach,

die sie bis heute verhindert, sich zur Nation zu bilden. Besitzt doch der gemeinste ungarische Bauer mehr Nationalgeist als die gebildetsten Leute bei uns, denen man ja gleich in der Schule so viel von Athen und Rom, von Ägypten und Jerusalem, vom eigenen Vaterland und seiner Geschichte aber gewöhnlich so wenig und schlecht erzählt hat, daß sie ihre ideale Welt immer dorthin zu verlegen sich gewöhnten.

Von Siena war ich noch nach der Totenstadt Pisa gefahren, diesem großen Campo Santo, wo mich nur das kostbare Innere des Doms und die Gemälde des Benozzo Gozzoli, dieses italienischen Schwind, im Campo Santo entzückten, die Kamele in den Cascinen nicht zu vergessen. Nach Florenz zurückgekehrt, fuhr ich dann bald über Livorno nach Genua, dieser stolzesten Stadt Italiens, dessen entzückende Lage so sehr an Neapel erinnert, ohne dessen weichliche Üppigkeit. Diese findet man nur in den Wirtshäusern, denn Kaufleute essen und trinken gerne gut, und so traf ich denn auch in Genua die besten Restaurants in ganz Italien. Sie und die herrlich malerische Lage der Stadt sind mir so ziemlich allein im Gedächtnis geblieben, da ich nach nur zweitägigem Aufenthalt gleich nach Turin weiterfuhr. Dort fiel mir das rege politische Leben auf, das in so starkem Gegensatz zu dem des übrigen Italiens stund und mich damals trotz aller Voreingenommenheit doch schon ahnen ließ, daß die Befreiung desselben von hier ausgehen werde. — Da Turin als ganz moderne Residenz aber außer seiner schönen Lage wenig Anziehendes hat — aus der Galerie sind mir bloß die Kinder Karls I. von Van Dyck als das beste Porträtbild, das ich überhaupt von ihm kenne, erinnerlich —, so vertauschte ich zwei Tage später Turin

mit Mailand, dieser imponierendsten Stadt Oberitaliens. Es war anfangs Oktober, als ich hinkam, und schon so kühl trotz schönsten Wetters, daß ich kaum viel Unterschied zwischen unserem und diesem Herbstwetter fand. Die Stadt sah so verdrießlich aus als möglich über ihre Besetzung durch die Österreicher, und die düsteren Blicke, mit denen die trotzigen Lombarden alle Soldaten maßen, weissagten nichts Gutes. — Eine Fremdherrschaft ist eigentlich immer unerträglich, selbst wenn sie von einer geistig und körperlich überlegenen Rasse ausgeübt wird, wie die der Engländer in Indien, hier aber vollends, wo sich der als stolz selbst bei den Italienern verrufene Lombarde so hoch über die stumpfen Slavengesichter der Kroaten und Czechen oder selbst der gutmütigen Deutschen erhaben glaubte. Der Übermut und die Verachtung, mit der dann die Offiziere auch ihrerseits auf die ihnen feig erscheinenden Italiener herabblickten, konnte dieses Verhältnis tiefsten Hasses natürlich nicht verbessern, das zu beständigen Meuchelmorden führte. Daß dieser Zustand nicht mehr lange werde dauern können, sah ich selbst damals schon ein.

Natürlich besuchte ich sofort den Dom, der mir, obwohl er eigentlich eine sehr anfechtbare Komposition ist, doch schon durch seine ungeheure Größe und den koloristischen Reiz des leuchtenden weißen Marmors sehr imponierte. Dann verbiß ich mich in Leonardos Abendmahl doch trotz seines schlechten Zustandes so sehr, daß ich mehrere Studien von den erhaltenen Köpfen zeichnete, da mir die Größe dieses herrlichen Malers hier zuerst recht aufging, wo er etwas geschaffen, das so genau mit den Menschen, die ihn umgaben, zusammenhing, daß man den Originalen zu seinen Aposteln auf allen Straßen zu begegnen meinte. Denn nirgends in

ganz Italien sieht man so schöne Männer als hier, wo die starke Vermischung der deutschen mit der italienischen Rasse so deutlich hervortritt. — Daß Leonardo da zugleich den großen historischen Stil in der Malerei erst schafft, den ihm Michel-Angelo und Rafael zwanzig Jahre später nachmachten, das ist wohl auch kein kleines Verdienst. Leider bleibt das Rätsel der Bildung eines solchen Künstlers vollkommen ungelöst bei der Dürftigkeit der Angaben, die man über sein Leben besitzt, wie über das der meisten anderen großen italienischen Meister. Weiß man doch nicht einmal den Widerspruch zu erklären, der zwischen dieser wunderbar freien und großartigen Schöpfung und den übrigen ihm zugeschriebenen Bildern besteht. Schon daß aus seiner Schule so große Künstler wie Sodoma, Luini, Gaudenzio Ferrari u. a. hervorgingen, muß den höchsten Begriff von ihm selber geben, denn ein kleiner Mensch kann nie Großes erzeugen.

Wenn von all dem, was von Leonardo geschaffen, eigentlich nur dies eine, jetzt auch fast ganz zerstörte Bild geblieben ist, neben dem selbst die Gioconda und noch mehr seine anderen Werke doch nur eine ganz untergeordnete Rolle spielen, so liegt das doch offenbar an seiner ewigen Unruhe, die ihn nirgends anwachsen, ein Vaterland gewinnen und sich in der Kunst beschränken ließ. Wir haben mehr solcher Charaktere in der Kunstgeschichte, ist doch unser Holbein das Opfer eines ganz ähnlichen Schicksals geworden und hat sich, wie Leonardo nach Paris, so seinerseits gar nach London verirrt, wo doch die reine künstlerische Barbarei auf ihn drückte.

Neben Leonardo hielt mich am meisten die herrliche Galerie der Brera fest, die einige Perlen ersten Ranges

zählt, von denen mir Rafaels Sposalizio, Titians heiliger Hieronymus, Bonifazios Ehebrecherin und Findung Moses am meisten im Gedächtnis haften geblieben sind. Letzteres ist aber ein so sicherer Beweis der künstlerischen Kraft, daß er eigentlich jedem anderen vorzuziehen ist, weil man dabei ganz unparteiisch bleibt, da sich unser Gedächtnis viel weniger bestechen läßt als das Gefühl oder die Phantasie.

Gegen Ende des Oktobers machte ich mich nach fünfzehnmonatlichem Aufenthalt in dem schönen Lande endlich auf den Heimweg nach Konstanz. Über den herrlichen Comersee und den jetzt überm Gotthard schon halbvergessenen Splügen fahrend, sah ich bei dieser Gelegenheit zum erstenmal die Via mala, ohne daß sie mir sonderlich imponiert hätte.

Konstanz war für mich verödet, nachdem seit meinem letzten Besuch da meine beiden lieben Eltern gestorben waren. Mich nunmehr in der kleinen Stadt zu begraben, konnte mir nicht einfallen, so ordnete ich denn nur meine Vermögensangelegenheiten, überließ das väterliche Geschäft endgültig meinem Schwager und ging dann, nunmehr im Besitz eines kleinen, aber mich wenigstens für die ersten Jahre sichernden Vermögens daran, meine seit vier Jahren in Ulm harrende Braut heimzuführen. Für einen eben aus Italien von der sorgenlosesten und idealsten Existenz herkommenden Künstler war die bei solcher Gelegenheit unvermeidliche Einführung in eine sehr weitläufige schwäbische Vetternschaft, die den Eindringling vorläufig mit mehr Neugier als Wohlwollen betrachtete, ein hartes Geschäft. Zum Überfluß mußte ich mich auch noch über mein katholisches Christentum legitimieren, ehe ich heiraten durfte, ja ich hätte nicht nur die Ein-

willigung meines verstorbenen Vaters, sondern auch die des mir ganz unbekannt gebliebenen Großvaters zu diesem Zwecke beibringen sollen, was mich vollends aus Rand und Band brachte. Die deutsche Heimat empfing mich also mit all den kleinen Unausstehlichkeiten, welche die bürgerliche Gesellschaft einmal als Garantien fordert, wenn sich ihr ein neues Glied einfügen will. So kam ich denn sehr rasch zu dem Entschluß, dem allen wenigstens nach der Hochzeit sofort aus dem Wege und wieder nach meinem geliebten Venedig zu gehen, um dort mit der jungen Frau die Flitterwochen zu feiern und einstweilen das schon erwähnte Einzugsbild zu malen. Wie geplant, so geschah es auch, wir ließen uns im Morgengrauen noch bei Kerzenlicht trauen und setzten uns nach einem kurzen Frühstück, bei welchem meine anwesende Schwester am eifrigsten über das der jungen Frau an meiner Seite bevorstehende Loos die obligaten Thränen vergoß, in den Postwagen, um an diesem Morgen doch noch bis nach Augsburg zu fahren.

Dieser Tag entschied über mein ferneres Schicksal in zweierlei Weise, denn er machte mich nicht nur zum Ehemann, sondern leider auch zum Journalisten. Das ging so zu: gegen Abend ankommend, überließ ich es meiner jungen Frau, sich ihren da wohnenden Verwandten zu zeigen und hernach sich in unserem Zimmer in den „Drei Mohren" einstweilen behaglich einzurichten und besuchte indes noch den mir von früher her bekannten Redakteur der Allgemeinen Zeitung, den seligen Dr. Kolb. Dort traf ich den mir ebenfalls schon befreundeten Franz Trautmann aus München und wurde nun von beiden nach Kräften bei einer Tasse Thee über Italien ausgefragt. Voll von meinen Erlebnissen,

mag ich die dortigen Zustände wohl lebhafter als sonst geschildert haben, so daß Kolb daraus Veranlassung nahm, mich zu bitten, ihm doch aus Venedig ab und zu Berichte zu schicken. Unvorsichtigerweise versprach ich das, ohne zu ahnen, daß ich damit meinem Schicksal eine ganz neue Wendung geben würde. Denn diese mehr einseitig patriotisch und großdeutsch als einsichtig und billig abgefaßten Berichte machten ein Aufsehen in Deutschland, das mir den Gedanken immer näher legte, die Schriftstellerei berufsmäßig zu treiben. Einstweilen aber machte ich nun bei Kolb Anstalten zum Aufbrechen und setzte die beiden Herren nicht wenig in Erstaunen, als ich auf ihre Bitten, doch noch zu bleiben, zur Entschuldigung ganz beiläufig anführte, daß ich heute geheiratet habe und meine junge Frau doch nicht wohl länger warten lassen dürfe, ein Abhaltungsgrund, der freilich umso vollständigere Würdigung fand, als sie beide Ehemänner waren, bei denen der Ruf ihren respektiven Gattinnen ganz besonders großen Einfluß nachrühmte.

Am anderen Tage nach München zu achttägigem Verweilen fahrend, traf ich Freund Steub auch als jungen Ehemann und sah noch so viele alte Bekannte, daß mich das dortige Kunstleben wiederum sympathisch zu berühren anfing, was es Jahre lang nicht gethan während der unbestrittenen Herrschaft des Cornelianischen Klassizismus. Jetzt wehte, dank den Anstrengungen Schleichs, doch in der Landschaft ein frischerer Wind, und in der Sittenbildmalerei hatte der junge Piloty durch seine „Amme" eben auch einen neuen Weg gezeigt. Indes ließ ich wie gewöhnlich alle meine Entschließungen vom Zufall abhängen, der mich ja nacheinander zum Porträtisten, dann zum Sittenbildmaler,

ja jetzt eben gar zum Schriftsteller gemacht, wie er mich denn auch bereits zum Journalisten im voraus bestimmt hatte. — Einstweilen fuhren wir bei herrlichem Dezemberwetter mit der Post über Partenkirchen und dann von Seefeld um Mitternacht die schwindelnde Steige bei Glatteis glücklich nach Zirl und Innsbruck hinunter, wie am nächsten Abend über den Brenner, wo uns auf der Höhe ein so warmer Sirocco aus Italien entgegenkam, daß wir die ganze Nacht bei offenem Fenster fahren und uns vom Coupé aus des herrlichen Mondscheins freuen konnten, der über die Gletscherwelt rundum sein Silber ergoß. In Bozen einen Tag verweilend, mußte ich aber bereits die Erfahrung machen, daß meiner jungen Gattin der Reiz des Südens bei weitem nicht so einleuchten wollte, als mir leichtherzigem Maler, da diese an die größte Reinlichkeit gewöhnte Schwäbin den ihr überall auffallenden Schmutz absolut nicht vertragen konnte und darob die schönsten Architekturen übersah. Selbst Venedig mißfiel ihr deshalb anfangs gründlich, sie sah im Hereinfahren auf dem Canal grande an den Marmorpalästen nichts als die heraushängenden Lumpen und die Verkommenheit in allen Ecken, so daß ich es alsbald zu fühlen bekam, daß eine Frau eben die Dinge ganz anders auffaßt als ein Mann und das Neue und Ungewohnte nur sehr langsam würdigen lernt. Erst als ich uns zwei leidlich anständige Zimmer an der Riva bei Schiavoni mit der wundervollsten Aussicht auf den Hafen gemietet hatte — zu meiner ehemaligen Padrona mochte ich aus Furcht vor der rachsüchtigen Italienerin nicht ziehen —, fing sie an, sich etwas besser mit der verkommenen Königin der Adria zu befreunden. Besonders nachdem sie erst eine

dort an einen österreichischen Hauptmann verheiratete Landsmännin gefunden. Exner war auch wieder von Wien gekommen, wo er den Sommer zugebracht, und mit ihm Lott, Professor der Philosophie an der dortigen Universität und Vater des berühmten Erbauers der Arlbergbahn. Mit den beiden Männern und ihren liebenswürdigen Frauen nahmen wir nun allabendlich unser Pranzo ein, während ich mich tagsüber mit der Herstellung oder Überarbeitung meines Manuskripts zu den „Südfrüchten" beschäftigte. Der Winter war diesmal ungewöhnlich mild und so lernte denn meine junge Frau sich allmählich besser mit den Schönheiten der zauberischen Stadt zu befreunden, nachdem sie erst die Entdeckung gemacht, daß sie auf dem Herd unserer diesmaligen Padrona kochen konnte. Da gewährte ihr denn das Einkaufen auf den Märkten bald großes Vergnügen und sie lernte im Verkehr mit Padrona, Gondolieren und Marktleuten das Venetianische viel schneller noch als ich. Nach Vollendung meines Manuskripts hatte ich mir nun auch ein Atelier an einem stillen Kanal unweit der Zattere gemietet, um nunmehr mein venetianisches Bild zu beginnen, wo dann die junge Frau mich gar oft begleitete, wenn ich mit der Gondel den herrlichen halbstündigen Weg an der Riva, S. Giorgio und der Dogana vorbei dahin fuhr. Dort mietete sich nun bald neben mir ein Russe, v. Svertschkoff ein, der mit seiner Frau, einer sehr schönen Münchnerin und deren brustkrankem Schwager nach Venedig gekommen war, um den Winter da zu verbringen. Pensionär der Petersburger Akademie, verkörperte er mir in seinem ganzen ruhelosen Wesen den unbezähmbaren russischen Charakter besser, als dies später jemals wieder geschehen ist. Sehr

begabt und alles mit großem Geschick anfangend, hat er es doch niemals zu seinem Talent irgend entsprechenden Leistungen gebracht, da es ihm völlig unmöglich schien, bei irgend etwas auszuhalten, so daß er fast jeden Morgen ein neues Bild anfing und das vom vorigen Tag in eine Ecke warf. Intelligent, aber hitzig und leidenschaftlich bis zur Brutalität, vertrug er sich selten lange mit jemand, ja blieb ganz und gar der Sklave seines unbändigen Temperaments, obwohl es ihm durchaus nicht an Klugheit und Weltgewandtheit fehlte, wobei er aber immer sich zu uns Deutschen wie ein wilder Wolf zu zahmen Hunden verhielt. Das machte nun seiner auf eine ruhige, bürgerliche Existenz gestellten Frau große Sorgen, und da die meinige dieselbe Sehnsucht nach einer solchen empfand, so schlossen sie sich bald aneinander an und erleichterten sich durch gegenseitiges Aussprechen ihren Kummer.

Der Frühling war nun allmählich ins Land gekommen, und da zuckte plötzlich die Nachricht von einer in Mailand ausgebrochenen Empörung durch die schwüle Luft, wie ein Blitz die ganze unheimliche Situation in Italien erhellend. Eine Anzahl Verschworener hatte unter Führung eines der Mailänder Signori an einem Sonntag früh alle im Dom betenden Soldaten von hinten erdolcht, in der Hoffnung, dadurch die Bevölkerung zur Wiederholung einer sizilianischen Vesper zu entflammen. Der Putsch aber ward sofort unterdrückt und der Conte gehangen. Mich aber verdroß diese heimtückische Art, die braven, betenden Soldaten zu morden, derart, daß ich die Feder ergriff und meinem Unwillen in der „Allg. Ztg." sehr ungeniert Luft machte. Das erregte nun große Wuth unter den Italienern, wenn

man die feige Meuchelmörder nannte, welche sie für Märtyrer hielten. Unglücklicherweise hatten beide Teile Recht von ihrem Standpunkt aus, und damit war die Gegnerschaft gegeben. Uns Deutschen geht diese tückische Art aber nun einmal gegen das Gefühl, eine sizilianische Vesper wäre bei uns unmöglich. Leider hatte mein Stil schon damals etwas so Persönliches, daß die gute Frau Exner sofort auf mich riet beim Lesen und in ihrer Naivetät diese Vermutung auch gleich als Gewißheit gegen ihren italienischen Arzt aussprach, für den ich damit ein Gegenstand des Hasses wurde. — In solchen Fällen hatte man aber immerhin einen gelegentlichen Dolchstoß zu riskieren. — Leider ward der arme Exner jetzt bald so krank, daß gar keine Hoffnung blieb, ihn zu retten. Er zog nach Padua, um dort die Frühlingsluft im Grünen einzuatmen, verschied aber bald, eine unausfüllbare Lücke in unserem Kreise lassend, dessen Mittelpunkt er gewesen. — Statt seiner kam nun kurz darauf Graf Franz Thun, der von seinem Bruder zum Referenten für Kunstangelegenheiten im Unterrichts-Ministerium gemacht worden war, nach Venedig, um dort und in Mailand die Akademien zu revidieren. Exner mochte mich ihm sehr warm empfohlen haben, denn der Graf zeigte mir alsbald großes Zutrauen und nahm mich oft mit, wenn er die Ateliers besuchte. Denn er hatte als vornehmer Mäcen, der er bisher gewesen, doch wenig sicheres Urteil und hoffte nun, an mir einen Anhalt zu finden, den Italienern gegenüber. Als echter Romantiker schwärmte auch er für die Gotik und hatte deshalb den Kunsthistoriker Selvatico zum Präsidenten der venetianischen Akademien gemacht und an die Mailänder den berühmten Gotiker Schmidt berufen. An die Wiener hatte

er bereits den Romantiker Ruben als Direktor gebracht, dem er unbedingtes Vertrauen schenkte. Aber es ist immer ein schwerer Mißgriff, eine so dürftige Begabung, wie es Ruben war, an die Spitze einer solchen großen Anstalt zu setzen, da er dort notwendig bald der offene oder verdeckte Gegner aller echten Talente wird, weil ihn diese in Schatten stellen. — Besonders unpassend war diese Berufung da, wo man einen so hochgebildeten und zugleich wahrhaft genialen Mann wie Führich besaß und wie es auch Rahl trotz seines Klassizismus war. So kam es denn bald, daß der erste, der zum geistigen Leiter einer solchen Anstalt wie gemacht war, zurückgesetzt, der andere aber förmlich verfolgt ward und alsbald in offenen Krieg mit Ruben geriet. Ich selber, gänzlich unerfahren und aller Personalverhältnisse unkundig, war auch gewiß nicht zum Ratgeber geeignet und hoffe nur, nicht allzuviel Übles angerichtet zu haben mit meinen Ratschlägen, Selvaticos überlegener Einsicht und Klugheit gegenüber. Die damalige italienische Kunst war in der Historie eine mehr oder weniger geschickte Modellmalerei ganz nach französischem Muster und besaß in Venedig ein einziges echtes Talent, Zona, den man aber eben deshalb nie an die Akademie berief. Ich habe bei dieser Gelegenheit zuerst recht kennen gelernt, welches Übel diese Kavalier-Herrschaft, wo die Geburt immer statt des Verdienstes regiert, in Österreich anrichtet, selbst beim besten Willen, der Thun gewiß nicht abging. Später lernte ich freilich, daß die Bureaukraten-Herrschaft, wie sie bei uns blühte, dergleichen sicherlich auch nicht besser besorgte. Kurz zuvor hatte ich indes bei Exner eines schönen Tages einen jungen Mann eintreten sehen, der in die Leitung dieser österreichischen Kunst-

angelegenheiten mehr Verstand und Konsequenz zu bringen vom Geschick bestimmt wurde. Es war das Rudolf v. Eitelberger, der als junger Privatdozent eben nach Ravenna ging und bei dieser Gelegenheit den Herrn Ministerialreferenten aufsuchte. Er hatte sich bereits zum journalistischen Vertreter der jungen, in Wien aufblühenden Architektenschule gemacht und ihre Sache der bis dahin regierenden Baubureaukratie gegenüber mit viel Eifer und Erfolg erfochten. — Ein scharfer Verstand, großer Mut und der reinste, glühendste Patriotismus mußten ihm damals wie sein ganzes übriges Leben lang die eigentliche Kunstkenntnis ersetzen, da ihm der angeborne Blick für Kunstformen durchaus abging. Sie thaten es merkwürdigerweise auch. — Er ist so ein auffallendes Beispiel geworden, was ein mit diesen Eigenschaften und großer Thatkraft, wie Uneigennützigkeit ausgerüsteter Mann in einem Staate wohlthätig wirken kann, selbst wenn seine Kunstkennerschaft von anderen weit überboten wird, die aber nicht dieselbe Energie besitzen.

Es war nun Sommer geworden und Graf Thun, der mich mit Freundschaft überhäuft, war abgereist. Nicht ohne mir das Versprechen abzunehmen, ihn in Wien zu besuchen, wenn ich mein Bild vollendet hätte, und es mitzubringen, um es dort zeigen zu können.

Einstweilen wurde uns nun ein Besuch des Marschalls Radetzky angekündigt, der die starke, in Venedig liegende Garnison mustern sollte. Hier konnte ich also den Sieger von Custozza um so bequemer sehen, als die doch sonst jedem Spektakel nachlaufenden Italiener diesem hartnäckig ihre Gegenwart versagten. — Der greise Held sah übrigens zu Pferde, auf dem sich der Neunzigjährige nur mühsam

halten konnte, nicht gerade imponierend aus. Klein und breit, war doch der echte Raubtierkopf an ihm nicht zu verkennen, der auch eines Zuges von slavischer Schlauheit nicht entbehrte, aber doch durch seine freundliche Würde einnahm. Diese war aber groß genug, daß die paar Dutzend Menschen der untersten Volksklassen, die sich am Eingang des Campo Marzo angesammelt hatten, als er freundlich grüßend an uns ihm zujubelnden Deutschen vorbeiritt, doch unwillkürlich die Mützen herunterrissen, was sie vorher offenbar zu unterlassen beabsichtigt, so ehrfurchtgebietend war seine greise Majestät. — Seltsames Mißverständnis, das uns in diesem echten Czechen einen deutschen Helden verehren ließ, bloß weil er allerdings meistens deutsch sprach und fast ausschließlich von Deutschen umgeben war, die damals in sehr großer Anzahl bei der österreichischen Armee als Offiziere dienten.

Allmählich hatte sich auch meine junge Frau gar sehr an den unsäglichen Reiz des Lebens in Venedig gewöhnt. Derselbe besteht doch eigentlich darin, daß man da, fast immer auf dem Markusplatz oder der Piazzetta die freien Stunden verbringend, unaufhörlich vom Herrlichsten umgeben ist, was das künstlerische Genie einer hochbegabten Nation in einem Jahrtausend mit den denkbar reichsten Mitteln zu schaffen vermochte. Das giebt eine Konzentration von Schönheit, wie sie die Welt nicht zum zweitenmale zu bieten hat und die ebenso durch das herrliche Material des weißen Marmors wie besonders dadurch verdoppelt wird, daß alle diese Bauten sich im Wasser spiegeln, was ihnen ein wunderbares Leben verleiht. Was ist darum selbst der Concordienplatz in Paris oder der Pincio in Rom gegen die Piazzetta?

Und dabei hat man jene nur vorübergehend, während man hier alle Abende in der Gesellschaft der Sansovin, Titian und Paul Veronese zubringt, mit Palladio aufsteht und sich mit Calendario zu Bette legt. Nach solcher Gesellschaft schmeckt jede andere fad! Meiner guten Klotilde ward also auch der Abschied sehr schwer, als sich im August die Notwendigkeit herausstellte, entweder eine eigene Haushaltung anzufangen, oder ihre näher rückende Entbindung daheim bei den Eltern abzuhalten. Wir wählten das letztere und ich brachte sie nach Mailand, wohin mein Schwiegervater kam, um sie abzuholen, während ich dann wieder nach Venedig zurückging, um mein nur langsam vorrückendes Bild zu vollenden. Daß sich das noch bis in den Februar hinziehen würde, konnte ich freilich nicht voraussehen.

Um mich von der venetianischen Hitze zu erholen, ging ich im Herbst nach Trient, wo ich mehrere Münchener Maler traf und die Nachricht erhielt, daß ich glücklicher Vater eines Mädchens geworden. Im Oktober zurückgekehrt, mietete ich mich in dem alten Palazzo Pisani am Campo S. Stefano ein, wohl das originellste Quartier, das ich je bewohnt. Es war derselbe, in welchem sich der unglückliche Leopold Robert zehn Jahre früher den Hals abgeschnitten und mein Freund Nerly dann dessen Wohnung übernommen hatte. Der Besitzer, ein Graf Serbelloni, wohnte in Mailand, und das riesige, drei Höfe umfassende, ganz aus weißem Marmor mit der größten Pracht erbaute, aber seit einem Jahrhundert unglaublich vernachlässigte Gebäude schien fast verödet, da höchstens ein Dutzend kleiner Familien darin zerstreut lebten. Hatte man den zweiten großen Hof durchschritten und war eine breite, mit Statuen besetzte Marmor-

treppe hinangestiegen, so kam man in einen durch zwei Stockwerke gehenden, von Tiepolo ausgemalten Tanzsaal, der jetzt als Vestibül diente, auf das sich die Thüren in die einzelnen Apartements öffneten. Neben mir hauste der aus Frankfurt hergezogene Photograph Vogel in einer Anzahl kleinerer Säle, ich aber hatte erst den Konzertsaal zu durchschreiten, dessen kanelierte Marmorsäulen und gemalte Decke wunderbar von seiner Leere, dem alles bedeckenden Staub und den zerbrochenen Fensterscheiben abstachen. Von ihm gelangte man in ein wüstes Gemach mit prächtigem Marmorkamin, von dem nur eine österreichische Kugel, die bei der Belagerung hereingeflogen war, ein großes Stück abgerissen hatte. Beide lagen mit dem übrigen Schutt nach zwei Jahren noch friedlich bei einander unten im Feuerraum. Wahrscheinlich liegen sie heute noch dort, da ich sie nicht wegschaffen ließ. Ebenso war eine kleine Wendeltreppe, die eigentlich direkt zu mir geführt hätte, noch so voll vom Schutt, den die hereingeflogene Kugel aufgehäuft, daß sie nicht zu passieren war, da die italienische Schlamperei ihn ruhig liegen ließ. Inmitten des Gemachs, das nunmehr mein Atelier, Schlaf- und Wohnzimmer darstellte, stand mein Bett hinter einer spanischen Wand verborgen, während ein kleiner gemieteter Blechofen, der mit nassem Reisig geheizt wurde, die unmögliche Aufgabe lösen sollte, dieses, Prunkgemach und Schuppen geschickt vereinigende Lokal zu erwärmen. Ich fror denn auch an kalten Tagen gerade genug, obwohl meine Staffelei dicht neben dem blechernen Wärmespender stand. — Über mir im zweiten Stock wohnte Nerly, der sich seine Zimmerreihe doch behaglicher eingerichtet hatte, und im vierten Stock hauste in einem turmartigen

Gemach mit herrlicher Aussicht auf ganz Venedig ein italienischer Maler, welcher von der Herstellung angeblicher Gianbellins und Palmas lebte, deren einzelne Figuren er mit großem Geschick aus den verschiedensten Originalen zu neuen Kompositionen zusammensetzte und sie dann um so leichter als echt durch die vielen Altertumshändler in Venedig an die Fremden verkaufte, als sie auf alte Schwarten gemalt und gehörig eingeräuchert waren. Dieser Pseudo-Titian ging aber mit niemand um und hielt seine Werkstätte immer verschlossen, ja ich habe dieselbe nur einmal, da er verreist war, gesehen, als ich mir vom Hausmeister die wundervolle Aussicht zeigen ließ, die man vom flachen Dach seiner Werkstatt genoß. Bilder seiner Fabrik stecken aber in verschiedenen Galerien, in Stuttgart, Berlin, und selbst in unserer Münchener Pinakothek haben wir später einmal ein solches Fabrikat von ihm oder anderen Fälschern entdeckt, mit dem seinerzeit König Ludwig sich hatte betrügen lassen.

In dieser Zeit lernte ich einmal einen jungen Engländer kennen, der sich mir als ehemaliger Schüler Steinles in Frankfurt vorstellte, in dessen Atelier er mit Viktor Müller und Lindenschmit einst erzogen worden, während er sich als jetzigen Präraffaeliten gab, der nach jahrelangem Aufenthalt in Rom und Florenz auch noch Venedig genauer zu studieren kam. Es war ein reizend schöner Mensch, hoch aufgeschossen und blühend von Gesundheit, dabei strahlend von Jugendfeuer und Genie. So beherrschte er nicht nur die deutsche und französische Sprache vollkommen, sondern auch die italienische mit allen Feinheiten der verschiedenen Dialekte. Bei mir ein ideal schönes Mädchen von etwa zehn Jahren treffend, die mir zu meinem Bild stand, zeichnete er eine Kopfstudie

nach ihr in zwei Stunden, die ganz in rafaelischem Geiste gedacht, dem Urbinaten auch keine Schande gemacht hätte und jedenfalls zum anmutvollsten gehörte, was ich in dieser Art jemals gesehen habe. Dabei schwatzte er aber auch noch mit der lieblichen Kleinen so unaufhörlich in ihrem venetianischen Dialekt, daß sie ganz entzückt von ihm war und überglücklich aussah in ihrer naiven Freude über den lustigen Signore. Aus Verona brachte er auch köstliche Studien von den Skaligergräbern mit, die er zu einem Bilde von Romeo und Julia verwenden wollte, wie er denn überhaupt voller Pläne zu großen Arbeiten war. Dieser uns alle durch seine glänzende Begabung völlig verblüffende junge Engländer hieß Leighton und obwohl heute Präsident der Royal Akademy in London, so versprach er damals doch noch viel mehr, als er wirklich gehalten hat, wenngleich seine Laufbahn glänzend genug war. Wer aber hätte in seiner Jugend nicht mehr versprochen, als er später zu erfüllen im stande war? Ich habe ihn nach einigen Jahren wieder einmal in Venedig getroffen, für dessen alte Meister er schwärmte, nicht ohne sie mit einem starken Zusatz von Zucker ins Englische zu übersetzen. Auch sonst hatten ihn offenbar die Damen bereits sehr verwöhnt, für die er etwas ganz Bezauberndes hatte. — Obwohl einer so ausgesprochenen Eigenart entbehrend, wie sie z. B. Feuerbach oder Makart besaßen, so ist er doch ein großer Künstler geworden, der sich schon ob seiner reichen Bildung und bedeutenden, von großer Weltgewandtheit unterstützten Persönlichkeit sehr gut an die Spitze eines solchen Instituts eignete, wie es die englische Akademie ist.

Damals hielt sich auch der berühmte Aquarellist Karl Werner in Venedig auf, dessen Architekturbilder, oft mit

großer historischer Staffage, längst eines Weltrufs genossen und in dessen Atelier auch noch Passini und Pitner für ihn arbeiteten, so daß die große, prächtig aufgeputzte Werkstatt fast einer Akademie glich. — Ein Mann in allen Sätteln gerecht und von merkwürdiger Weltgewandtheit, blieb Werner doch trotz seiner etwas charlatanmäßigen Allüren ein echter Künstler in allem und jedem, obwohl er beständig Komödie spielte, wozu er fast noch mehr Talent besaß, als zum Malen. Das aber imponierte gerade den Amerikanern und Engländern am meisten, für die er ausschließlich arbeitete. Dabei entwickelte er außerdem eine ganz merkwürdige Lebenskraft, da jetzt noch der Achtziger an der Leipziger Akademie als Lehrer wirkt. Gibt es unter den Künstlern viele entschiedene Zugvogel-Naturen, die alle paar Jahre den Schauplatz ihrer Thätigkeit verändern müssen und sich im kosmopolitischen Verkehr mit allen möglichen Nationen am wohlsten fühlen, so war Werner unstreitig ein Musterbild dieser Gattung. Geborener Weimaraner, soll er schon in seiner Jugend einer herumwandernden Gauklerbande angehört haben, bildete sich dann in Leipzig unter dem alten Schnorr zum Aquarellisten aus und kam um 1829 nach München, wo noch alles voll von seinen Schnurren war, aber auch voll Bewunderung seines Talents, als ich 1833 hinkam. Er selber hatte bereits München mit Rom vertauscht, für dessen beständig wechselnden Fremdenstrom seine ganze Art besser paßte und wo er lange Jahre zugleich mit Nerly die Seele aller Künstlerfeste, ja, wenn ich nicht irre, auch Präsident des deutschen Künstlerklubs war. Von da aus begann er aber nun ein wahres Nomadenleben, das ihn erst nach ganz Italien, dann nach England und nach Spanien, später nach Dalmatien

führte, von wo er eben wundervolle Architekturstudien mitgebracht hatte, als ich ihn in Venedig kennen lernte und er dort für ein paar Jahre sein Hauptquartier aufschlug. Dann ging er aber wieder nach Griechenland, ja graste den ganzen Orient bis Egypten ab, immer im Winter nach Venedig zurückkehrend, um sein Material zu verarbeiten, das er dann im Frühjahr nach London zur Season brachte, bis den Siebziger eine Heirat endlich wieder ins Vaterland zurückzog und er die Stelle in Leipzig annahm. Dabei unterschied er sich aber von vielen anderen ähnlichen Weltfahrern sehr vorteilhaft dadurch, daß er bei aller Abenteuerlust und Gascognerei immer ein echter Künstler blieb, dessen Werke selten erreicht, ja vielleicht in ihrer Art nie übertroffen wurden und der fast mehr als irgend ein anderer zu jener großen Ausbildung beigetragen hat, welche die Aquarellmalerei in unserem Jahrhundert erfahren.

Hatte ich mir nun von vornherein gesagt, daß mein den Einzug der Österreicher in die durch Hunger und Cholera furchtbar verwüstete Stadt darstellendes Bild nur an Ort und Stelle glaubwürdig dargestellt werden könne, wo mir dieselben Menschen zu Gebote standen und ich auch die gutmütigen Sieger beständig vor mir hatte, so sollte sich das auch bewähren. Denn mit diesen Hilfsmitteln brachte ich es doch zuletzt zu einer für jene Zeit wenigstens immerhin auffallenden Wahrheit. Da ich aber neben den Menschen auch noch das beständige Vorbild der alten venetianischen Meister vor mir hatte, so ward auch die Gesamtstimmung immerhin besser, als mir später je wieder etwas gelungen ist, obwohl man meinen hungernden Venetianern die Langeweile des Modellstehens immer noch mehr ansah als den Hunger.

— So konnte ich denn Ende Februar 1854 endlich zusammenpacken und meine Reise über Wien nach München antreten, wo ich zunächst zu bleiben gedachte. Während ich noch fleißig an der Arbeit war, kam auch Rahl einmal nach Venedig, sah das Bild und gab mir allerhand guten Rat, obwohl seine gründlich akademische Anschauung, die alles Individuelle ausschloß, zu meiner Art nicht entfernt paßte. Graf Thun aber war so entzückt von diesem glücklichen Griff, daß er mich durchaus an die noch nicht wieder besetzte Stelle bringen wollte, die Ruben als Vorstand der Prager Kunstschule eingenommen. Im Gefühl meiner Schwäche hatte ich dazu sehr wenig Lust, gab aber seinem Drängen zuletzt doch so weit nach, daß ich mich bereit erklärte, das Bild in Wien zu zeigen, obwohl es noch ganz unfertig war. Thun, der sich selber nicht traute, wollte erst Rubens Urteil darüber hören und davon bestimmte Anträge abhängig machen.

Inzwischen waren auch meine „Südfrüchte" endlich im Druck erschienen und hatten überall eine außerordentlich günstige Beurteilung erfahren, die sie nächst der unbestreitbaren Frische der Schilderung wohl hauptsächlich dem Umstande verdankten, daß die meisten Rezensenten von der italienischen Kunst noch viel weniger verstanden als ich. Die „Allg. Ztg.", Julian Schmidt in den „Grenzboten", andere litterarische Freunde in Wiener und Dresdener oder Berliner Blättern lobten den zum erstenmal auftretenden Autor, der als homo novus noch gar keine Feinde hatte, um die Wette, so daß ich auf einmal eine Art Ruf bekam — um so mehr, als ich aus meiner Abneigung gegen den Ultramontanismus kein Geheimnis gemacht, das mir gründlich

verhaßte Papsttum vielmehr bei jeder Gelegenheit angegriffen hatte. — Dennoch erlebte das Buch nur eine Auflage, da der eben ausbrechende russisch-türkische Krieg bald alle Aufmerksamkeit absorbierte. Nur im Wiener Kultusministerium war man wenig erbaut über meinen Anti-Papismus. Da war denn die Zumutung, mich zum Prager Akademiedirektor zu ernennen, freilich überkühn vom Grafen Franz, seinem sehr klerikalen Bruder Minister gegenüber.

Davon nichts ahnend, schiffte ich mich aber an einem dunklen Nebelmorgen auf dem nach Triest gehenden Lloyddampfer ein, da damals noch keine Eisenbahnverbindung existierte. Kaum gelangten wir aber aufs offene Meer, so ward der Nebel so dick, daß sich der Dampfer stundenlang nicht weiter zu fahren traute, und als er endlich in Triest ankam, der nach Wien fahrende Eilwagen eben fort war. Ich mußte also eine Extra-Chaise nehmen, um ihn wenigstens in Optschina einzuholen. Von der mitten im Winter gemachten Fahrt ist mir nichts geblieben, denn selbst über den Semmering fuhr ich in der zweiten Nacht im Waggon schlafend, da die Bahn jetzt schon von Bruck bis nach Wien ging. Letzteres war natürlich nicht geeignet, mir einen sonderlich guten Eindruck im Winter zu machen, um so mehr, als ich den Krieg zwischen den einzelnen Künstlerparteien aufs heftigste entbrannt fand. So speziell den zwischen Rahl und Ruben. Letzterer gab sich übrigens so viel Mühe, mich von seinen Verdiensten zu überzeugen, daß ich glaube, er habe daraus seine Hauptbeschäftigung gemacht. An meinem Bild fand er die Wahl des Stoffes gut, über die Schwächen der Ausführung hat er sich schwerlich getäuscht. — Thun trug mir nun an, nach Prag zu gehen, um mich den Herren vom

Verein der böhmischen Kunstfreunde, der die Akademie aus freiwilligen Beiträgen erhielt, vorzustellen, da diese die Wahl zu treffen hatten. Wer einmal A gesagt hat, muß auch B sagen, und so ließ ich mich denn dazu bestimmen. In Prag ward ich vom Präsidenten jener Gesellschaft, dem Grafen Erwin Nostitz, sehr gut aufgenommen, die Herren hatten alle große Freude an dem Bilde und meinten nur noch das Urteil Rubens abwarten zu müssen, der ungeheuer viel bei ihnen galt. So fuhr ich denn meiner Sache fast sicher ab, schon halb gefaßt, ein Schulmeister zu werden und weit entfernt von jeder Ahnung, was das für eine Stellung, zwischen Czechen und Deutschen als vollkommen Fremder stehend, gewesen wäre, überdies mit dem Haß der allmächtigen Klerisei behaftet. — Ich war nicht nur den österreichischen Dingen noch ganz fremd — sonst hätte ich sicher meine großdeutsche Gesinnung sehr gemäßigt — sondern ich war durch den dritthalbjährigen Aufenthalt in Italien, wo ich kaum ab und zu einmal die „Allg. Ztg." zu sehen kriegte, auch den deutschen umso fremder geworden, als mich die bei uns eingerissene stupide Reaktion mit Ekel erfüllte. Da überließ ich mich denn ganz den Genüssen, welche die herrliche Natur und die Kunstschätze Italiens in solcher berauschenden Fülle boten. Daß die meisten Deutschen, die nach Italien kommen, sich, so lange ihr Geld dauert, solch sorglosem Genußleben ganz überlassen und an die Heimat gar nicht mehr denken, das ist gerade der Hauptgrund, weshalb ihnen Italien mit dem Begriff einer idealen Existenz ohne irgend welche drückende Pflichten ganz zusammenfällt, und sie daher dem Land auch das noch zum Verdienst anrechnen, was nur ihrer persönlichen Stellung dort zukommt.

Wenn die Alten schon den Aberglauben hatten, daß sich der glückliche oder unglückliche Ausgang einer Unternehmung durch allerhand Mahnungen vorausverkündige, so hätte ich die Vergeblichkeit der meinigen auf dieser Reise unbedingt merken müssen. Denn so viel Mißgeschick hat mich noch auf keinem Wege betroffen. War schon meine Abfahrt zweimal verunglückt, so hatte ich auf der Reise von Wien nach Prag einen Tags zuvor halb eingestürzten Tunnel passieren müssen, der nur eben notdürftig gestützt worden war, so daß man ihn bloß ganz langsam passieren konnte. Von Prag nach Dresden aber herrschte eine solche Kälte, daß ich erfrieren zu müssen meinte, da man damals noch nicht verstand, die Wagen zu heizen, sondern nur mit heißem Wasser gefüllte Kisten hereingab, auf die man die Füße setzen konnte, die aber sehr bald kalt wurden. Auch in Dresden, wo ich einige Tage blieb, mußten mich die Lobsprüche der Freunde über mein Buch erwärmen, während mich Gräfin Schönburg dagegen alsbald darauf aufmerksam machte, daß ich auf meine Prager Aussichten doch ja nicht zu sicher rechnen möchte, da die böhmischen großen Herren unter ihren Standesgenossen nicht für allzu zuverlässig gälten. Der scharfsichtige und ehrliche Freund Hähnel aber warnte mich dringend vor der Schriftstellerei, weil ich mich damit nur zwischen zwei Stühle setzen würde, die Kunst aber nicht vertrüge, daß man ihr geteilte Aufmerksamkeit schenke, da die Musen so wenig Nebenbuhlerinnen liebten als andere Frauenzimmer. In Leipzig munterten mich dagegen Gustav Freytag und Julian Schmidt um so liebenswürdiger auf, da sie mir offenbar mehr Talent zum Schriftsteller zutrauten als zum Maler. Als ich aber endlich von Leipzig nach

Ulm fuhr, wo meine Frau bei den Eltern weilte, hätte ich beinahe Malerei und Litteratur zugleich an den Nagel hängen müssen.

Es war gerade Fasching-Dienstag, als ich in Nürnberg abends noch einen Güterzug benützte, der mich die Nacht hindurch über Nördlingen nach Ulm bringen sollte. Ich hatte nur einen Genossen im Coupé, und so legten wir uns denn beide auf unsere Polster und schliefen um die Wette. Plötzlich wurden wir durch einen so heftigen Stoß aufgeweckt, daß wir beide über die Kissen hinunterflogen und alles zusammenzukrachen schien. Zugleich hörten wir ein fürchterliches Gebrüll, wie von Rindvieh. Aufgesprungen und zum Fenster hinaussehend, gewahrte ich beim Mondschein, daß unser Waggon auf einer Kuh stand, die er halb zermalmt hatte, und daß noch anderes Vieh teils unter den Waggons brüllte, teils frei auf dem schneebedeckten Felde herumirrte. Das Getümmel und die Verwirrung einer solchen Scene ist schwer zu schildern. Endlich wurden wir von den verschlafenen Kondukteuren herausgelassen, sahen, daß die vordersten Wagen aus dem Geleise und aufeinander geschoben waren, und erfuhren, daß wir in der Nähe von Nördlingen auf ein paar uns entgegenkommende Viehwagen gestoßen seien, die unser Zug zermalmt hätte. Dieselben sollten unserem Train angehängt werden, waren aber aus Nachlässigkeit nicht angebunden worden, obwohl hier die Bahn von Nördlingen ab starken Fall hat. So hatten sie sich denn von selber gegen uns in Bewegung gesetzt. Es lag also eine grobe Nachlässigkeit der Bahnbeamten vor, die wahrscheinlich den Freuden des Karnevals zu sehr gehuldigt hatten, was glücklicherweise diesmal nur ein halb

Dutzend Ochsen mit dem Leben bezahlen mußten. Da das Freimachen des Zuges jedenfalls ein paar Stunden erforderte, so blieb uns Passagieren nichts übrig, als zu Fuße im Schnee nach dem eine halbe Stunde entfernten Nördlinger Bahnhofe vorauszugehen. Dort ließ sich ein mitfahrender Eisenbahn-Ingenieur das Beschwerdebuch geben, schrieb den ganzen Vorfall so, wie wir ihn beobachten gekonnt, in Form einer Anklage und Erzählung der unser aller Leben gefährdenden Nachlässigkeit auf, und wir sämtliche Passagiere unterzeichneten dieselbe mit Angabe unseres jeweiligen Wohnortes. Dennoch erhielten wir selber ebensowenig je einen Bescheid, als überhaupt auch nur die Zeitungen eine Notiz über den Vorfall enthielten, der somit rein totgeschwiegen ward. Man sieht daraus, daß die heutige bayerische Eisenbahn-Administration wenigstens auf alten Traditionen fußt!

Die Freude des Wiedersehens meiner Frau am andern Tag ward durch die Bekanntschaft noch erhöht, die ich jetzt zum erstenmale mit meiner schon sechs Monate alten Fräulein Tochter machte, und durch die guten Aussichten, die ich mitbrachte. Ich ging nun alsbald nach München, um dort mein Bild zu vollenden und die Entscheidung der Prager Dinge einstweilen ruhig abzuwarten. Als ich auf dem Wege nach München in Augsburg Kolb begrüßte, fand ich denselben ganz enthusiasmiert von meinen „Südfrüchten", über die er bereits eine sehr rühmende Rezension in der „Allgemeinen" gebracht. Jetzt bat er mich alsbald, ob ich ihm nicht regelmäßige Berichte über die Münchener Kunst schreiben möchte, da sie mit denen, die ihnen Dr. Ernst Förster bisher geliefert, nicht recht zufrieden seien, weil er seinen cornelianischen Stand-

punkt gar zu einseitig festhalte. Leichtsinnig, wie immer, sagte ich zu, vollkommen ahnungslos, welch schweren Schaden ich dadurch gleich von vornherein meiner Stellung zufügte, indem ich mich solchergestalt sofort in das Parteitreiben hineinziehen ließ, ohne doch meiner Aufgabe durch überlegene Reife des Urteils irgend gewachsen zu sein.

XV.

München 1854—58.

Noch war ich nicht lange in München, so traf aus Prag der Bescheid vom Grafen Nostitz ein, daß er nicht in der Lage sei, mir wegen Übernahme der Akademie-Leitung Anerbietungen zu machen. Graf Thun hatte mir vorher schon geschrieben, daß sein Bruder an gewissen Stellen meines Buches gewaltigen Anstoß nehme, was eigentlich selbstverständlich war. Nicht minder selbstverständlich war auch, daß ich erklärte, was einmal gedruckt sei, sei gedruckt und ich könne mich zu keinerlei Widerruf verstehen. Das genügte allein schon vollständig, mich unmöglich zu machen im damaligen Österreich. Rubens wohlbegründetes Urteil über meine ungenügende Befähigung brauchte da kaum noch hinzuzukommen, und somit war diese Sache abgethan. Gleichzeitig schrieb mir aber auch sein an der Schule als Lehrer wirkender Schwager Haushofer, daß mein Bild an einem reichen Kaufmann dort einen Liebhaber fände, wenn ich es ablassen wolle. Damit war ich fürs erste gedeckt und konnte die Arbeit ruhig vollenden. Welch Glück es für mich war, daß ich nicht in diese Prager Stellung gekommen, habe ich übrigens erst später voll begriffen. Einstweilen

ärgerte ich mich nur, überhaupt auf dergleichen eingegangen zu sein. Bald sah ich auch, wie gut es sich getroffen hatte, die Jahre der ärgsten Reaktion fern von Deutschland im schönen Süden und in einer Art von idealer Existenz zugebracht zu haben. Hatte doch inzwischen in München ein vollständiger Scenen-, nicht nur Thronwechsel stattgefunden. Das zuletzt ziemlich despotisch gewordene Regiment des allmälig mit seinen früheren Traditionen immer mehr in Widerspruch geratenen Königs Ludwig hatte dem milden Szepter seines Sohnes Platz gemacht, eines wohlwollenden Herrn, der aber zuvörderst den Ehrgeiz hatte, alles anders zu machen, als sein Vater. Das kam nun der totalen Umwälzung, die sich in der Münchener Kunst selber vollzogen, sehr zu gute. Offiziell herrschte zwar noch immer der romantische Klassizismus an der Akademie, deren Direktor Kaulbach geworden war, während Schwind, Schraudolph, Hiltensperger, Anschütz u. a. als Lehrer da wirkten. Aber schon stieg des jungen Piloty glänzendes Gestirn am Münchener Kunsthimmel empor, neben ihm traf ich Ramberg, Franz Adam, Horschelt, Kotzebue, Fedor Dietz, die alle Realisten und mehr oder weniger von der französisch-belgischen Kunst beeinflußt waren, welche außerdem von Gräfle und Berdellé, die beide vielbesuchte Ateliers errichtet hatten, direkt vertreten ward. In der Landschaft hatte Schleich eine vollkommene Revolution hervorgebracht, kurz, überall war das lebendigste Treiben, das durch den unaufhörlichen Kampf zwischen Klassizisten und Realisten ein erhöhtes Interesse und ungewöhnliche Fruchtbarkeit gewann. Natürlich machte ich mich in ziemlich hitziger Weise zum litterarischen Vertreter der letzteren und kam dadurch alsbald zu einer Bedeutung, die durch meine künstlerischen Leistungen

allein nicht gerechtfertigt war. Hätte ich nun irgend eine Erfahrung darüber beſeſſen, welche unverſöhnliche Empfindlichkeiten man da wachruft, ſo würde ich das Recenſieren gewiß gelaſſen haben, ſo aber tappte ich mit größter Unbefangenheit in dies Weſpenneſt und war, einmal darin, viel zu eigenſinnig, um mich wieder zurückzuziehen, als von allen Seiten auf mich losgehackt ward. Ich ging dabei von der Anſicht aus, daß es ein Unglück für die lebende Kunſt ſei, daß die Kunſtkritik ganz in den Händen von Nichtkünſtlern liege, während dieſelben doch ihr Urteil immer nur am ſchon Vorhandenen formten, dem Werdenden aber ſehr ſelten Verſtändnis entgegenbrächten. Vierzig Jahre journaliſtiſcher Erfahrung haben mir dieſe Anſicht nur beſtätigt, dagegen haben Ludwig Pietſch, ich und andere es allmählich erreicht, daß der Ruf der Lebenden jetzt faſt nur von den Künſtlern ſelbſt gemacht wird, da meinem Beiſpiel nach und nach immer mehrere folgten und zur Feder griffen.

In München traf ich jetzt auch eine Menge alter litterariſcher Bekannter, ſo zunächſt Geibel und Dingelſtedt, die der König hergezogen, dann den Novelliſten Hermann Schmidt, lernte auch bald Lingg und Paul Heyſe kennen. Letzteren traf ich mit Geibel und Julius Groſſe ſogar ziemlich regelmäßig in einer Abendgeſellſchaft bei Schimon, wo wir allwöchentlich uns um Genelli verſammelten, der in der Kneipe beim Glas Wein gar köſtlich zu genießen war. Dort fand ſich auch noch Gisbert Flüggen ein, dann der mir bald beſonders ſympathiſche Engelbert Seibertz, ein geiſtvoller Nihiliſt von geſundeſtem Humor. Ernſt Förſter führte mich auch mit rühmlicher Kollegialität in die aus Profeſſoren der Univerſität, Schriftſtellern und Künſtlern beſtehende Geſell-

schaft der „Zwanglosen" ein, wo er und Franz v. Kobell, dann der Graf Pocci die führende Rolle spielten, Liebig, Thiersch, Bischoff, Sybel und Windscheid aber als hoch über allen übrigen Sterblichen erhabene Olympier thronten, was besonders der erstgenannte sehr gut verstand. Weit näher als ihm kam ich seinem Schwiegersohn, dem Dr. Carrière, Sekretär der Akademie und Besitzer einer ebenso schönen als wunderbar liebenswürdigen Frau, denn bei manchen Eigenheiten lernte man seinen geraden und loyalen Charakter doch bald hochachten. Auch Kaulbach kam regelmäßig und legte nach seiner Gewohnheit, alle Journalisten zu hätscheln, bald ein Interesse für mich an den Tag, das lebhafter als dauernd war. Die Gesellschaft hatte in ihren Statuten eine Bestimmung, die jedes Mitglied verpflichtete, einmal im Jahr einen Vortrag zu halten oder als Künstler durch Vorzeigen von Skizzen und sonstigen Arbeiten für die Unterhaltung der Gesellschaft an diesem Abend zu sorgen. Hatte man da nun viel fades Zeug von selbstgefälligen Dilettanten auszuhalten, so kam auch mancherlei Treffliches zu Tage, wie denn besonders Sybel, Windscheid und der originelle Lasaulx köstliche Vorlesungen hielten. Fedor Dietz, auch ein sehr eifriges Mitglied der Gesellschaft, versuchte mit Geschick die mancherlei Parteien zusammenzuhalten, was um so schwieriger blieb, als gerade die majestätischen Leuchten der Wissenschaft für Humor und Satire sehr wenig empfänglich waren, mit denen sie besonders Pocci nie verschonte, der in witzigen Karikaturen das katholische Autochthonentum den zahlreichen vom König berufenen protestantischen Norddeutschen gegenüber vertrat. Übrigens zeigte es sich nur zu bald, daß die künstlerischen Bestrebungen des Königs Ludwig viel richtiger

auf den Charakter des bayerischen Volkes berechnet waren als die litterarischen des Königs Max.

Während ich nun fleißig an der Vollendung meines Bildes arbeitete, füllte sich unterdessen der mächtige Bau des Glaspalastes, der die erste allgemein-deutsche Industrie-Ausstellung beherbergen sollte. Die entsprechende Kunstausstellung aber ward im neuerbauten Ausstellungspalast am Königsplatz untergebracht. Kaum waren aber beide am 1. Juli eröffnet, so gingen bald dunkle Gerüchte vom Ausbruch der Cholera in der Stadt um, den man ungeschickter Weise zu verheimlichen suchte, um diesen Unternehmungen nicht allzusehr zu schaden. Ich hatte das Referat über beide für die „Allg. Ztg." mit einer Dreistigkeit übernommen, die mich heute noch in Erstaunen setzt, da ich von der Kunst wohl einiges Wenige, von der Industrie aber, um die ich mich bisher nie bekümmert hatte, nicht das geringste verstand. Zu meiner Entschuldigung kann ich nur anführen, daß es allen anderen, die damals etwa meine Stelle hätten einnehmen können, auch nicht viel besser ging. Während ich nun meine mehr auf Unterhaltung als Belehrung berechneten Berichte schrieb — meine Familie hatte ich nach Starnberg zum Sommeraufenthalt in Sicherheit gebracht — griff die Cholera immer weiter um sich und die anfangs stark besuchten beiden Ausstellungen verödeten mehr und mehr. Natürlich hatte ich mich in meinen Feuilletons auf die Kunstindustrie beschränkt, ein Wesen, dessen bescheidenes Auftreten da und dort nur erst mühsam zu verfolgen war und sich in der Hauptsache auf mehr oder weniger dilettantische Versuche beschränkte, wie sie Eugen Neureuther, Fortner, Dyck und andere Künstler, fast immer ohne Berücksichtigung der

Gesetze des Materials, dann ein paar unternehmende Schreinermeister machten. Von irgend einem bestimmten Stil war dabei noch gar nicht die Rede, man pfuschte in gotischem und romanischem, die Wiener gar in Rokoko- oder Empirestil, oder man dilettantisierte auch ganz naturalistisch. In nichts zeigt sich denn auch der ungeheure Fortschritt Deutschlands seit 1870 so deutlich als in der Kunstindustrie, die schon 1888 einen doppelt so großen Raum mit oft vortrefflichen, fast nie schlechten Erzeugnissen füllte, als 1854 in ihrer Verbindung mit der gesamten Industrie überhaupt. Damals aber zeigte sich zuerst recht deutlich, wie vollständig fruchtlos diese ganze Klenze-Gärtnersche Bauperiode für die Kunstindustrie geblieben war, das magere Schinkelsche Griechentum, das aus Berlin kam, mit eingerechnet. Ein selbständiger, nationaler Zug war noch nirgends in dieser vollkommen leblosen Produktion zu entdecken, so wenig als in der ewig kopierenden Baukunst selber. Erst die 1855 und 1867 in London und Paris stattgefundenen Weltausstellungen brachten uns die maßlose Erbärmlichkeit unseres derartigen Schaffens einigermaßen zum Bewußtsein.

In der Malerei und Bildhauerei war es ungefähr dasselbe; beide bewiesen nur, wie vollständig unfruchtbar die cornelianische, nun schon ein Menschenalter herrschende Periode für die Erzeugung jeder Art von Technik, ja alles Könnens überhaupt verlaufen war. Nur zeigte sich hier wenigstens eine Reihe hoffnungsvoller, das Heraufziehen einer neuen Zeit verkündender Ansätze. So Pilotys Bild der Stiftung der Liga, welches allein ein sehr respektables Können offenbarte, dann ein trefflich gemalter Columbus von Röting in Düsseldorf, neben welchem meine „Österreicher in Venedig“

sich immerhin durch ihre größere Glaubwürdigkeit noch leidlich hielten. Viel versprechender aber sahen die eigentlichen Sittenbilder aus, wo Enhuber, Ramberg, Horschelt bereits reizende kleine Meisterstücke brachten. Verhältnismäßig das Beste hatte die Landschaft durch Schleich, Morgenstern, Heinlein u. a. geliefert. Das Ganze war aber doch unglaublich dürftig im Vergleich zu einer heutigen großen Ausstellung. Dafür entsprach es aber vollkommen der Erbärmlichkeit der herrschenden politischen Zustände und der noch immer großen Armut der Nation selber. Von ihr allein aber konnte eine gesunde Entwicklung ausgehen, welche durch fürstliche Gönnerschaft niemals zu erreichen ist, während doch diese bis dahin der Kunst die Richtung angewiesen. — Dies zeigte sich auch jetzt wieder, wo der König Max den sonderbaren Gedanken gefaßt hatte, einen neuen Baustil ins Leben rufen zu wollen und dazu die Anlage der Maximilianstraße und des Maximilianeums bestimmte. Letzteres sollte denn eine die Weltgeschichte in Bildern darstellende Galerie enthalten, durch deren Bestellung der wohlmeinende Fürst unserer Profanhistorienmalerei aufzuhelfen hoffte. Leider kann man nun weder Talente noch die Entstehung eines neuen Stils kommandieren. Pilotys Liga, Foltz' Barbarossa und Peter Heß' Leipziger Schlacht auf der Ausstellung gehörten schon zu diesem Cyklus, der von nun an eine Menge junger und älterer Maler für die nächsten Jahre beschäftigte, aber doch zu höchstens einem Dutzend erträglicher Bilder geführt hat. Ebenso wenig gelang der gleichzeitig für das bayerische Nationalmuseum projektierte Schmuck von Bildern aus der bayerischen Geschichte, durch welche der Fürst die jüngeren Kräfte zu beschäftigen und zu schulen gedachte.

Beide Unternehmungen mußten, wie wohlgemeint auch immer, genau wie seiner Zeit die Versailler Galerie, notwendig schon an der Unzulänglichkeit der weder Personal noch Sachkenntnis in genügendem Maße besitzenden Leitung scheitern. War also die Auswahl der Künstler wie die ihrer Aufgaben gleich ungenügend, so daß z. B. die bayerische Geschichte zunächst in eine Hof- und Hausgeschichte der Dynastie verwandelt ward, so fehlten selbst für die günstigeren Aufgaben des Maximilianeums durchaus die ihnen gewachsenen Kräfte. Vorweg ist es fast unerträglich, daß die einzelnen Geschichtsperioden nicht abgeteilt, durch allegorische Figuren und Verzierungen unterbrochen und eingeleitet sind — kurz, daß der greise Klenze, dem die Leitung übertragen war, sich hier als der Sache absolut nicht gewachsen oder innerlich abgeneigt erwies.

Trotz der immer ärger werdenden Cholera war ich zur Abfassung meiner Berichte immer in die Stadt gefahren oder gelaufen, denn die Eisenbahn ging erst nach Gauting, bis zuletzt eine starke Üblichkeit mich endlich davon abstehen ließ. Die Stadt hatte denn auch allmählich ein höchst unheimliches Aussehen bekommen und das schlimmste war, daß man selbst auf dem Lande kaum von etwas anderem sprach, da täglich Flüchtlinge herauskamen. — Zudem kriegte ich jetzt auch noch zuerst die Annehmlichkeiten meines kritischen Handwerks in der offenen oder versteckten Feindschaft vieler Künstler zu schmecken. Die zur Verteilung der Preise und Bewerkstelligung der Ankäufe für die Verlosung gewählte Jury hatte nämlich gefunden, daß ihrer eigenen Mitglieder Werke die vortrefflichsten seien und hatte demgemäß ziemlich die ganze disponible Summe — etwa 12000 fl. — zur

Erwerbung derselben verwendet, so daß alle anderen Aussteller leer ausgingen. Natürlich erregte dies naive Verfahren großen Skandal und ich hatte als Berichterstatter die Pflicht, dasselbe gebührend zu rügen, der ich mich übrigens ziemlich schonend entledigte. Deshalb zog ich mir aber doch den Haß der Beteiligten zu. Später habe ich 1867 in Paris ganz ähnliche Dinge erlebt, und nur 1878 setzte es Passini dort mit großer Mühe und unter dem heftigsten Widerstand, besonders des alten Meissonier, durch, daß die Jury-Mitglieder nicht mitkonkurrierten.

Endigte nun die Ausstellung unter diesen Umständen höchst unbefriedigend, ziemlich genau wie später die so viel glänzendere Wiener Weltausstellung, so konnte ich wenigstens mit den Folgen für mich ganz zufrieden sein. Mein Bild war nicht nur längst verkauft, sondern ward jetzt auch gestochen — herzlich schlecht zwar — aber darum wurde es doch in wenigstens 12000 Exemplaren verbreitet. Ich selber aber hatte mich an eine Wiederholung gemacht, bei welcher ich die Scene auf die Riva bei Schiavoni verlegte mit dem Hintergrund der Piazzetta, wo die Übergabe der Stadtschlüssel an Radetzky, wie sie in der That stattgefunden, gezeigt ward. Das Bild ist für die Oldenburger Galerie erworben worden. Der glückliche Erfolg reizte mich nun, noch weitere Stoffe aus diesem italienischen Krieg malen zu wollen, ohne zu bedenken, daß ich mich damit auf ein Gebiet begab, das mir doch eigentlich ganz fremd war und für die Art meiner Begabung aber auch gar nicht paßte. Wie ich denn als geborner Idealist niemals fragte, ob ein Gegenstand für mein dürftiges Talent tauge, sondern immer nur, ob er überhaupt gut sei. So kann ich mir denn schmeicheln,

ganz allein durch die glückliche Stoffwahl noch verschiedene Erfolge errungen zu haben, die ich durch meine Behandlung derselben eigentlich durchaus nicht verdient hatte.

Im Sommer 1855 aber ging ich wieder nach Venedig, um Studien zu einem „Tode des Obersten Kopal" bei Vicenza zu holen, der als Kommandeur des zehnten Jägerbataillons beim Sturm auf Monte Berico tödlich verwundet worden war. Ebenso wollte ich einen Radetzky malen, wie er nach der Schlacht von Novara die in eine Kirche gebetteten Verwundeten beider Heere besucht. Schon in Verona herrschte wiederum sehr heftig die Cholera und als ich nach Venedig kam, sagte mir Nerly gleich bei der ersten Begrüßung: es ist doch ärgerlich, daß jetzt gerade heute die Cholera wieder hier ausgebrochen ist! Dafür lernte ich bei dem eben anwesenden Käufer meines venetianischen Bildes, dem Prager Banquier Kolb, den Hauptmann La Vigne vom zehnten Jägerbataillon kennen, der mich, als er von meiner Absicht hörte, Kopals Tod zu malen, gleich einlud, in Vicenza, wo das Bataillon gerade stand, bei ihm Quartier zu nehmen. Das that ich denn auch und habe an den Herren Offizieren des Bataillons die liebenswürdigste Gesellschaft gefunden. Sie erleichterten mir meine Arbeit auf jede Weise, so daß ich in der herrlichen Stadt des Palladio ein paar unvergeßliche Wochen zubrachte und mir alle nötigen Studien gleich an Ort und Stelle zeichnen konnte. Mein liebenswürdiger La Vigne bewohnte ein ganzes Haus allein, da die Gemeinde allen Offizieren Quartier zu verschaffen hatte, wie denn die ganze Einrichtung durchaus an ein Feldlager und

den Kriegszustand erinnerte. Zufällig fiel auch gerade der Jahrestag der Erstürmung des Monte Berico, bei welcher Kopal gefallen war, in diese Zeit und da feierte ihn der Kommandeur, der tapfere Major Netzer von Sillthal, dadurch, daß er mit sämtlichen Offizieren und mir den Schauplatz des Gefechts abging und alle einzelnen Phasen desselben mit den Wenigen, die dasselbe noch mitgemacht, rekapitulierte. Dadurch und durch die Erzählung der persönlichen Erlebnisse eines jeden bekam ich wenigstens eine sehr lebendige Anschauung des Hergangs und hoffte so und mit den vielen Bildnissen der Einzelnen einen überzeugenden Eindruck zu machen. Das Gefecht war fast ausschließlich von den Schweizertruppen gehalten worden, deren Tapferkeit ihre Sieger alle Gerechtigkeit widerfahren ließen. Die Scenerie auf dem hohen, mit Villen reich besetzten Hügelkamm, dessen äußerste Spitze das Kloster und die Kirche der Madonna del Monte krönen, war prachtvoll mit ihrem unermeßlichen Blick auf die unten in der reichen Ebene liegende Stadt und die gegenüber sich majestätisch auftürmende Alpenkette; daß sich daraus unfehlbar ein hochinteressantes Bild machen ließ, das war kein Zweifel. Nur ob ich imstande sei, diese Vorteile gehörig auszunützen, das blieb viel zweifelhafter. Unter den Offizieren war auch ein bildschöner Italiener, Conte Magnonni, der, ein paar zu Lieutenants avancierte Unteroffiziere abgerechnet, allein das Gefecht mitgemacht hatte, da alle anderen erst später zu diesem berühmten Bataillon versetzt worden waren. Dieser Bolognese aber zeigte mir recht, wie unmöglich die Stellung eines solchen gegen seine eigenen Landsleute kämpfenden Mannes war, da er trotz seiner Bravheit immer ein Gegenstand des Mißtrauens für die

anderen Kameraden blieb. Und das, obwohl das ganze Offizierskorps ungefähr so aussah wie das in Wallensteins Lager, welches Schiller offenbar nach den ihm vorgekommenen österreichischen Truppen gezeichnet hat, da auch hier fast alle Nationalitäten des Kaiserstaates vertreten und nur durch die gemeinsame deutsche Sprache und das freilich sehr mächtige Gefühl der Soldatenehre zusammengehalten waren. Nicht weniger aber auch durch den österreichischen Patriotismus, der damals noch keine Redensart war, da ihn der Nationalitätenhader noch nicht so zersetzt hatte. Graf Magnonni aber hat später den Abschied genommen und ist in die italienische Armee übergetreten. La Vigne, mein liebenswürdiger Wirt, machte das mexikanische Abenteuer mit und kam von da als Oberst zurück, Siller und Netzer sind bei Sadowa gefallen, von den übrigen habe ich nie wieder etwas gehört. Einstweilen trieb ich mich unter diesen prächtigen Soldaten herum, bis ich meine Studien vollendet hatte, obwohl bald nach meiner Ankunft wiederum die Cholera auch ihren Einzug hielt. Dann ging ich direkt nach Monza mit Empfehlungen des Grafen Franz Thun an seinen Bruder Graf Friedrich, der Zivilgouverneur des lombardisch-venetianischen Königreichs war und, wie der Marschall, auch in Monza Villeggiatur hielt. — Affabel, wie alle diese österreichischen Kavaliere, adressierte er mich gleich an einen Vetter, der den Posten eines Adjutanten beim Marschall ausfüllte und ein höchst charmanter junger Mann voll Feuer und Lebendigkeit war, wie er denn später als Kommandant der österreichischen Truppe in Mexiko seine Tüchtigkeit bewährt hat. Der stellte mich nun alsbald dem Marschall vor. Der alte Held war der denkbar direkteste

Gegensatz zu einem strammen preußischen Heerführer, hatte vielmehr etwas unendlich Zutrauliches und Liebenswürdiges, wie es aber mehr Greisen- als Soldatenart ist. Zählte er doch damals bereits 91 Jahre, sah und hörte aber noch vortrefflich und nur die Füße wollten die untersetzte Gestalt nicht mehr tragen, so daß er sich beständig eines Stockes bediente. Dennoch schlug er sich den ganzen Tag wenigstens in Gedanken herum und sprach kaum von etwas anderem als von Feldzugsplänen. Das Verhältnis zu Frankreich hatte sich schon sehr verschlechtert, und das mag wohl der Grund gewesen sein, daß er mich bald fragte, was man denn bei uns draußen im Reich meine, ob Deutschland ihnen bei einem Angriff der Franzosen wohl zur Seite stehen würde? Natürlich konnte ich nur versichern, daß man dies in Süddeutschland wohl allgemein wünsche, daß ich aber umso weniger wisse, was man in Berlin thun werde. Er wandte sich darauf zu den ihn umgebenden Offizieren und sagte: Ja, wenn uns die Deutschen unterstützen, dann hat es keine Gefahr, wenn wir aber hier allein bleiben, so kann niemand wissen, wie es geht! Wenige Jahre darauf hat es sich 1859 gezeigt, wie recht er hatte. — Übrigens sagte mir schon in Vicenza Netzer, der ein hochgebildeter und scharfblickender Offizier war, daß sich die österreichische Armee sehr verschlechtert habe, da seit dem Frieden einerseits die Protektionswirtschaft ungeheuer um sich gegriffen und die Armee mit einem Troß von sehr hochgebornen und sehr unfähigen Generalen belastet habe, während andererseits das Offizierskorps auch dadurch sehr litte, weil hunderte von guten Feldwebeln notgedrungen zu schlechten Offizieren gemacht wurden, so daß jetzt ein auffallender Mangel an gebildeten Subalternoffizieren

herrsche. — Daraus entstand dann das, was man später die Dreschflegel-Taktik nannte und was so böse Früchte trug. — Am Abende ward ich dann noch bei Benedek eingeführt, der damals Chef des Generalstabes war, wenn ich nicht irre. Der auffallend ruhige und gemessene Mann machte einen überaus braven, aber nichts weniger als überlegenen Eindruck, und wenn ich heute in Gedanken Moltke ihm gegenüber stelle, so, wie ich ihn später mehrmals gesehen, konnte man auch keinen Augenblick im Zweifel bleiben, wer Sieger sein werde. Selbst in Bezug auf rücksichtslose Entschlossenheit, nicht nur auf höhere Intelligenz. In dieser Beziehung stand der Marschall Radetzky offenbar ganz allein in seiner Umgebung, und sein mächtiger, große Willenskraft mit Schlauheit paarender Bullenbeißerkopf hatte sogar etwas, was mich heute an Bismarck erinnert, während von dessen Hünengestalt und durchdringendem Blick der müde Greis freilich sehr abstach.

Am andern Tag, als an einem Sonntag, kamen dann die Zivilautoritäten, meist Italiener, von Mailand heraus, um dem Marschall ihre Aufwartung zu machen, und es wurde abends im Hof des hufeisenförmigen Schlosses großes Ballspiel arrangiert, an welchem die jungen Offiziere teilnahmen und dem der Marschall mit seinen Gästen behaglich wie ein alter Papa zusah. Auch da aber fiel mir die absolute Unvereinbarkeit dieses italienischen Bestandteils der Gesellschaft mit dem österreichischen auf und es begann mir mehr und mehr aufzudämmern, daß die nie freiwillig zusammenzuhalten sein würden. Darüber verlor ich die Lust zur Beschäftigung mit diesen Stoffen umso eher, als ich, zurückgekehrt, bald bemerkte, daß ich solcher dramatischen Dar-

stellung, wie sie das Kopalbild verlangte, gar nicht gewachsen war. Es ist daher nie über die Untermalung, der Radetzky aber nicht einmal über die Skizze hinausgekommen. — Denn bald darauf starb der Marschall und ich sah nun erst, wie man in Wien doch eigentlich für nichts anderes Sinn hatte als für Paraden, da man dort sein Andenken nicht anders zu ehren wußte, als daß man die Leichenparade, an deren Spitze sich der Kaiser selber gestellt hatte, malen lassen wollte. Das verleidete mir die österreichischen Dinge umso rascher, als sie mit der zunehmenden kirchlichen und politischen Reaktion immer tiefer in den Sumpf gerieten und auch uns hineinzuziehen drohten.

Da meine bisherige kritische Thätigkeit allmählich anfing, einige Aufmerksamkeit zu erregen, so bin ich genötigt, selber einen Blick auf dieselbe zu werfen, so ungern das geschieht. Denn sie war, wie sich das ja eigentlich von selber versteht, eine vollkommen unreife, da ihr alle bestimmten Grundanschauungen und großen Prinzipien noch fehlten. Die erwirbt man sich eben erst nach und nach, wenn man nicht, wie meine meisten Vorgänger thaten, einfach Phrasen an die Stelle von Grundsätzen treten läßt. Unter diesen Umständen, d. h. bei meinem totalen Mangel einer durchgebildeten Welt- und Kunstanschauung, kam mir nun einzig zu Hilfe, daß ich als Künstler, der denn doch sehr viel gesehen hatte, im konkreten Fall wenigstens ziemlich sicher wußte, was ein gutes Bild sei und was nicht. Also gerade das, was meine philosophisch besser geschulten Kollegen regelmäßig nicht verstanden, weil sie wohl logisch denken,

aber fast nie sehen gelernt hätten. Meine Urteile über die einzelnen Kunstwerke waren also im ganzen überall da leidlich zuverlässig, wo mich mein anerzogener Respekt vor dem cornelianischen Klassicismus nicht stolpern ließ. Denn ganz mit ihm zu brechen, war ich noch lange nicht im stande. Überdies hatte ich gerade Mutterwitz genug, wie Sinn für pikanten Ausdruck, um bei Besprechung von Kunstwerken etwas weniger langweilig zu werden als die meisten anderen. Das hielt mich also trotz des vollkommenen Mangels ausreichender Einsicht in den Gang modern-deutscher Kunstentwicklung als einen kurzweiligen und gesunden Naturalisten leidlich über Wasser. Vor großen Fehlern konnte es mich freilich nicht behüten, die dann verhängnisvoll für mich werden mußten. So hatte ich mich bisher mit der von Piloty eingeschlagenen Richtung rasch befreundet und in ihm den Träger der Zukunft der Münchener Kunst vorausgesetzt. Daß er aber zwar ungleich besser malte und zeichnete als alle seine Vorgänger, aber bei seiner Auffassung geschichtlicher Begebenheiten noch ganz in dem gemachten theatralischen Pathos der alten Münchener Schule stak, wenn er sich nicht durch irgend ein Bild von Gallait oder Delaroche inspirieren ließ, das fühlte ich wohl, wagte aber nicht, es mir zu gestehen. So hatte er auf der 54er Ausstellung die schon erwähnte, für das Maximilianeum bestimmte „Stiftung der Liga" ganz im herkömmlichen Theaterstil komponiert, also eigentlich die Geschichte gefälscht, aber das einzelne vortrefflich, ja jedenfalls unendlich besser gemalt, als dies vor ihm irgend ein Münchener je vermocht. Anstatt mich nun darauf zu beschränken, das zu zeigen und anzuerkennen, worin er die Schule mächtig gefördert, griff ich die Auf-

fassung als eine unhistorische mit gesinnungstüchtiger Borniertheit an und ward so doch sehr ungerecht gegen sein wirkliches Verdienst. Das verzieh mir der höchst empfindliche Meister nie mehr, wenn er sich später auch äußerlich zeitweise wieder mit mir aussöhnte. So fehlte es mir eben überall an jener geistigen Überlegenheit und dem sicheren Maße, die der Kritiker durchaus besitzen muß, wenn er die Einzelerscheinungen an ihren richtigen Platz stellen soll. Ich stand viel zu sehr als Partei mitten drin im Kampf zwischen dem Alten und Neuen, als daß ich auch beim besten Willen gerecht zu sein vermocht hätte. Dazu brauchte es im Gegenteil noch lange Jahre und bittere Erfahrungen in Menge, bis mir das Verzichten auf alle eigene Produktion und die Ruhe des Alters das Gefühl für Gerechtigkeit geschärft hatten.

Nicht anders als mit Piloty ging es mir mit seinem klassicistischen Gegner Kaulbach. Nur daß dieser, viel klüger und kälter als der jähzornige, eifersüchtige und leidenschaftliche Italiener — denn das war Piloty noch durchaus dem Temperament nach — immer noch glaubte, mich in irgend einer Weise für sich gewinnen zu können. Nachdem ich ihn aber noch in den „Südfrüchten" für einen Mitlebenden scharf genug mitgenommen, besuchte ich ihn doch lieber nicht bei meiner Ankunft in München, sah ihn aber häufig genug bei den Zwanglosen. Da ich aber rasch ein ziemlich einflußreicher Schriftsteller geworden, so genügte ihm das ganz und gar nicht. Er lud mich also so lange ein und versicherte mich seiner absoluten Gleichgültigkeit gegen die Kritik, bis ich mich dazu herbeiließ, ihn doch im Atelier und selbst bei seinem Jour-fixe am Sonntag Abend in seinem, jetzt von den eigenen Kindern niedergerissenen Hause in der damaligen

Garten-, jetzt Kaulbachstraße, zu besuchen. Vorher ließ ich ihm aber durch unseren gegenseitigen Freund, den Maler Dürck, vorlesen, was ich nur eben in den „Südfrüchten“ über seine Werke geschrieben. Er soll, grundgescheit wie er es war, tapfer dabei ausgehalten haben, ließ mich jedenfalls versichern, er wisse jede ehrliche Meinung zu schätzen und werde sich deshalb doch freuen, mich bei sich zu sehen. So kam ich denn fortan einige Jahre lang öfters zu ihm, bis sich herausstellte, daß er die Empfindlichkeit über meine Urteile doch nicht verwinden konnte, wenn sie etwa einmal scharf wurden, wo ich mich denn sofort zurückzog, um mir meine Freiheit zu erhalten.

Obwohl er mich zuletzt eher haßte, muß ich ihm nichtsdestoweniger das Zeugnis geben, daß er, wenn gewiß nicht die sympathischste, doch jedenfalls nächst Richard Wagner und Heine die interessanteste Figur unter all den vielen Künstlern war, die ich je näher kennen gelernt. Der gescheiteste, ja geistvollste war er gewiß, obwohl sein Verstand ganz jener zersetzenden Art war, wie sie den gehäuften widrigen Eindrücken entsprach, die seiner in größter Armut und Verachtung zugebrachten früheſten Jugend und den höchst widrigen Familienverhältnissen, die ihn umgaben, entsprach. Die damals in ihm angesammelte Bitterkeit und das ätzende Wesen voll Menschenverachtung hat er nie mehr los werden können, obwohl ihn das Glück vom achtzehnten Jahr an ununterbrochen mit seinen Gaben förmlich überschüttete. Bei Kaulbach habe ich übrigens noch rühmend anzuerkennen, daß er sich durchaus patriotisch benahm, stolz auf sein Deutschtum und weit entfernt war, sich so wegzuwerfen, wie das später Mode wurde. Dabei war und blieb

er eine echte Künstlernatur, launenhaft und allen ersten Eindrücken sehr zugänglich, besonders aber ungeheuer viel Menschen verbrauchend, wo dieselben dann es gar nicht begreifen konnten, auf einmal mit solcher Kälte beiseite gesetzt zu werden, nachdem sie eben erst mit Freundschaft überhäuft worden und dem berühmten Mann das größte Interesse eingeflößt zu haben schienen.

Viel naiver und ungezwungener als bei dem immer von seiner großen angebornen Klugheit geleiteten Kaulbach trat der absolute Egoismus solcher Künstlernatur indes bei Schwind auf, der nun einmal vollkommen unfähig war, irgend etwas von der zeitgenössischen Produktion anzuerkennen, als seine eigene. Da er das aber mit Humor und sehr guten Witzen that, so konnte man das immer noch eher vertragen, nachdem man sich erst einmal in das erste Gebot jeder Künstlernatur gefunden, das da lautet: „Du sollst keine anderen Götter haben neben mir". Denn man darf weit eher neben einer schönen Frau die Reize anderer loben, als bei einem großen Künstler die Verdienste seiner Nebenbuhler, wenn man ihn nicht sofort verstimmen will. Es wäre denn, daß sie tot sind, und selbst da bleibt es noch gefährlich. Da war es nun schon eine doch allzu naive Illusion von mir, wenn ich mir einbildete, alle Tage mit Enthusiasmus die Verdienste irgend eines einzelnen öffentlich rühmen zu können, ohne mir alle anderen dadurch zu Gegnern zu machen! — Und dabei wollte ich, der täglich neue solche Verbrechen beging, auch noch selber etwas bedeuten als Künstler!

Um diese Zeit nämlich fing ich an, zu den ersten Aufträgen zu kommen durch die Aufmerksamkeit, welche ich er-

regt hatte. So war der mir von Leipzig her wohlgesinnte Buchhändler Heinrich Brockhaus auf die Idee geraten, zu der im Jahre 1859 stattfindenden Centenarfeier Schillers eine Anzahl der bedeutendsten Charaktere aus dessen Stücken zeichnen und stechen zu lassen, um sie in einem Album vereinigt als „Schiller-Galerie" zu publizieren. Es geschah das nach dem Vorbild der bei ihm erschienenen, aber in Paris ausgeführten „Frauen der Bibel", zu denen Heine den begleitenden Text geschrieben hatte. Brockhaus hatte sich zu diesem Ende an den ihm befreundeten Genelli gewandt und dieser hatte ihn an mich verwiesen. Ich schlug ihm nun, meiner Kraft mit allem Recht mißtrauend, Ramberg als Mitarbeiter vor, der, noch wenig bekannt als Illustrator, gerne annahm, ein Dutzend köstlicher Bilder zeichnete, mich aber dann bald, unzuverlässig wie er es einmal war und blieb, so oft im Stiche ließ, daß ich, um nur die Lieferungsfristen einzuhalten, einen weit größeren Teil der Arbeit ausführen mußte, als für mein Talent oder das Gelingen des Werkes passend war. Ich hatte vorzugsweise die Charakterfiguren übernommen und er die Frauen, dabei hatten wir aber beide mit dem Unvermögen der Stecher zu ringen, welche, an die Härte des Kartonstichs gewöhnt, damals einer freien und eleganten malerischen Behandlung und der Darstellung farbiger Wirkung noch vollkommen unfähig waren. Den begleitenden Text, der sich darauf beschränken sollte, von unserer Auffassung der dargestellten Charaktere Rechenschaft zu geben, hatte ich zu schreiben übernommen. Als nun das erste Heft endlich erschien, war der buchhändlerische Erfolg, dank der Neuheit des Unternehmens und der grenzenlosen Volkstümlichkeit des uns Vorspann leistenden Schiller,

ein glänzender, und sogar meine Texte fanden als neu und pikant viel Beifall. Es erprobte sich da auch eben wieder einmal die Wahrheit des Schillerschen „Wenn die Könige baun, haben die Kärrner zu thun", denn nun ward nach unserem Vorgang alsbald das Illustrieren unserer Klassiker dermaßen Mode, daß nacheinander Piloty mit seinen Schülern die Schillerschen Gedichte in einer Jubiläums-Ausgabe zu illustrieren begann, Kaulbach die Götheschen und Schillerschen Frauen mit kolossalem Erfolg in großen Photographien publizierte, bis Ramberg mit „Hermann und Dorothea" und besonders mit seiner „Louise", eigentlich das Beste in dieser Art lieferte, die heute noch lustig fortgetrieben wird. — Glücklicher als wir, hatten alle diese Nachfolger die Photographie zur Vervielfältigung benützt, wodurch dieselbe auf einmal eine unermeßliche Ausdehnung gewann. — Ich selber habe nach Vollendung des Schiller noch Goethes und Lessings unsterbliche Gestalten zu solchen Albums verarbeiten müssen und zuletzt mit Shakespeare geendigt, wo ich übrigens mehr als Leiter funktionierte und eine ganze Reihe so vortrefflicher Künstler wie Makart, Spieß, Adam, Hofmann in Dresden ꝛc. als Mitarbeiter gewann. Indes ohne jemals die Pfuscherei der meisten damaligen Kupferstecher überwinden zu können, von der fast nur der vortreffliche Raab, Sichling, Bankel u. a. mehr eine Ausnahme machten. Wenn der deutsche Kupferstich aber heute einen ganz anderen Platz ausfüllt, so verdankt er einen guten Teil davon den buchhändlerischen Unternehmungen dieser Art.

Zu denselben gehörte auch eine Publikation der Buchhandlung des österreichischen Lloyd, deren Leitung mir, dank meinen Südfrüchten, übertragen ward. Es war das eben-

falls ein Lieferungswerk, welches die „Kunstschätze Italiens“ umfassen sollte und mit denen Venedigs begann, die in zwölf Heften alle bedeutendsten Meister der dortigen alten Malerschule in ihren am Ort noch vorhandenen Hauptwerken im Stich wiedergeben sollten, was ich mit entsprechendem, eine Art Geschichte der venetianischen Malerschule darstellenden Text zu begleiten hatte. Glücklicherweise ließen es die um diese Zeit beginnende Ausbildung der Photographie und der Krieg von 1859 nicht zu einer Fortsetzung des Werkes kommen, das mich noch ein paarmal nach Venedig führte. Auch hier wundere ich mich über den Leichtsinn, der mich so zuversichtlich in die damals noch fast gar nicht angebaute Kunstgeschichte Venedigs hineintappen ließ, während Ridolfi und etwa der späte Selvatico meine einzigen Quellen waren.

Inzwischen hatte mein Landesfürst, der jung auf den Thron gelangte Großherzog Friedrich von Baden, in rühmlichster Weise die Kunst in seinem Staate zu fördern begonnen und meine meisten badischen Kollegen mit Aufträgen beehrt. Nicht minder hatte er den Düsseldorfer Landschafter Schirmer zur Errichtung einer Kunstschule und den mir von Dresden her befreundeten Eduard Devrient zur Leitung des Theaters berufen. Fedor Diez hatte mehrere Aufträge für den Fürsten schon ausgeführt und war jetzt mit dem größten derselben, der Zerstörung Heidelbergs durch Melac beschäftigt. Er ermunterte mich, doch auch einmal dort mein Glück zu versuchen, woran ich noch gar nie gedacht hatte. Ich brachte also mein zweites, eben fertig gewordenes venetianisches Bild dorthin und lernte bei dieser Gelegenheit in der mir bis dahin ziemlich antipathisch gewesenen kleinen Residenz eine Menge interessanter Leute

kennen. So den berühmten Architekten Hübsch, dem Karlsruhe seine Neubauten, wie die Kunsthalle, Orangerie und das Theater verdankte, alles Kunstschöpfungen, die ohne eigentlich genial zu sein, doch der Stadt heute noch zur Zierde gereichen und neben den kalt antikisierenden Werken von Hübschs Vorgänger Weinbrenner doch einen mächtigen Fortschritt zu einer schärfer charakterisierenden Baukunst darstellen. Im Gegensatz zum öden Klassicismus Weinbrenners war Hübsch als Zeitgenosse und Freund der Overbeck und Cornelius ganz Romantiker, und als Konvertit sogar fanatischer Katholik, der übrigens bei seiner sonstigen Herzensgüte die Ketzer jedenfalls nur bei ganz kleinem Feuer hätte verbrennen lassen. Er arbeitete damals gerade an seinem berühmten Werk über die altchristliche Kunst, in welchem er nachwies, daß das neu auftretende Christentum allerdings auch nach der Seite der Baukunst hin in hohem Grade schöpferisch gewesen. Er hat in diesem bis dahin wenig gekannten Teil der Kunstgeschichte durch dies Werk allerdings epochemachend gewirkt, da er die Denkmale überall selbst an Ort und Stelle untersuchte und zeichnete. Lebhaft wünschend, daß das Werk in der „Allg. Ztg." besprochen und gewürdigt werden möchte, nahm er besonderes Interesse an mir, der froh war, von ihm lernen zu können und ihm jetzt die anregendsten Stunden verdankte. So hatte er eben im Auftrage Königs Ludwig I. den Speyrer Dom mit viel Kenntnis restauriert, dem bald die Wiederherstellung des Konstanzer Münsters folgte, die allerdings weniger glücklich gelang, da ihm die Gotik doch viel fremder war als der romanische Stil. Auch meinen alten Professor Dambacher, der mich schon in meinem siebenten Jahre griechisch gelehrt, fand ich

hier wieder, wo er mir als einer der früheſten Illuſtratoren merkwürdig ward, da er mit viel Mutterwitz das einſt in der halben Welt verbreitete „Karlsruher Unterhaltungsblatt“ mit humoriſtiſchen Federzeichnungen geſchmückt hatte, wodurch es der eigentliche Vorläufer der „Fliegenden“ wie der „Gartenlaube“ geworden iſt. — Ebenſo lernte ich auch den Münzrat Kachel, einen hochgebildeten Mann als wohlwollenden Kunſtfreund endlich perſönlich kennen, der als einſtiger Vorſtand des Karlsruher Kunſtvereins meine früheſten Verſuche im Sittenbild nach Kräften gefördert hatte und jetzt ſelber einen als Maler ungemein begabten Sohn beſaß, der in Paris ſein großes Talent ausgebildet und gerade an ſeinem berühmten Liebespaar der „Minne“ malte, aber leider bald nachher ſtarb.

Eduard Devrient, der hier vom Fürſten zur Wiederbelebung des Theaters herberufen worden war, fand ich in beſter Arbeit, ein Muſterinſtitut aus demſelben zu machen, was ihm auch gelang. Indes nicht ohne die mannigfachſten Kämpfe mit den ziemlich rohen adeligen Hofcliquen, die lange Zeit in Karlsruhe faſt allein geherrſcht hatten und jetzt nur allmählich durch den jungen Fürſten beſeitigt werden konnten, ſowie trotz der unaufhörlichen Intriguen der Schauſpieler, die ſich der ſtrengeren Disziplin nicht fügen mochten. Endlich habe ich hier noch den alten Galeriedirektor Frommel anzuführen, einen Mann, der ſich als Landſchafts-Kupferſtecher wie als Stifter einer großen Schule und als Verpflanzer des Stahlſtichs nach Deutſchland große Verdienſte erworben hatte, aber als Galeriedirektor allerdings vollkommen unzulänglich war, gleich den meiſten ſolche Poſten bekleidenden Malern. Wie man denn das alte, klein-

städtische und philiströse Karlsruhe des gutherzigen und wohlwollenden vorigen Großherzogs mit seiner jedem Fortschritt hinderlichen Selbstgenügsamkeit überall im vollen Kampfe mit dem neuen, aufstrebenden, sich von der Herrschaft des Krautjunkertums und der durch die Revolution von 48 und ihre Unterdrückung erst wieder recht übermütig gewordenen Bureaukratie emanzipierenden fand. Der Großherzog hatte, um letzteres zu stärken, eine Anzahl neuer Berufungen wie die Devrients und Schirmers vorgenommen, die sich einstweilen umso schwerer gegen das sie hassende Autochthonentum hielten, da sie als Norddeutsche sich überhaupt nicht recht mit der süddeutschen Art zu stellen wußten. Es hat denn auch noch lange Jahre und der Heranziehung der eigenen reichen Kräfte in Kunst und Litteratur gebraucht, wie sie sich in Scheffel, Durm, Voltz und Her, Götz, Ferd. v. Keller, Hoff, Schönleber und Baisch fanden, ehe in Karlsruhe jenes wahrhaft gesunde Kunstleben aufblühen konnte, das jetzt der Stadt wie dem Staat zu gleicher Zierde gereicht, da es ihr vollkommen entsprechender Ausdruck ist.

Damals aber lag solche Blüte noch in ungeahnter Ferne, als ich mein Bild nach Karlsruhe brachte, um es der Galerie anzubieten und mich gleichzeitig dem jungen Fürsten vorzustellen. Wie ich später erfuhr, hatte dieser dasselbe wohl gesehen, aber keine Lust gehabt, den Ankauf zu genehmigen, obwohl es von der Galeriekommission mit großer Majorität vorgeschlagen war. Er empfand eben keine Sympathie für diese österreichischen Triumphe über die Italiener. Auch hatte ich mehrere Tage zu warten, ehe ich nur zur Audienz gelangte. In der Langeweile dieses Wartens sann ich nach, ob ich dem Großherzog denn nicht etwas

anderes vorschlagen könnte, wenn ihm etwa mein Bild nicht geeignet erschiene. Da fiel mir plötzlich ein, daß ja Goethe in seiner Jugend mit den Stolbergs auf seiner Züricher Reise hier durchgekommen und mit diesen an den Hof des berühmten Markgrafen Karl Friedrich, des Großvaters unseres Fürsten, gezogen worden sei, wo sich auch gerade der jugendliche Herzog von Weimar mit seiner Braut, der Prinzessin Louise von Hessen-Darmstadt, befand. Ich rannte nun schleunig fort, um mir „Dichtung und Wahrheit", wo das erwähnt war, auszuborgen und fand denn auch nicht nur, daß sich die Sache so verhielt, sondern daß Goethe auch noch Klopstock am Hofe getroffen und diesem die ersten Szenen des Faust mitgeteilt habe. Aus diesem prächtigen Stoff komponierte ich mir sofort ein Bild, wo ich dann den Dichter freilich diese Faust-Scenen vor der Hofgesellschaft, die sich um den Markgrafen und den jungen Herzog von Weimar gruppierte, vortragen ließ, und deren Wirkung auf diese glänzende Gesellschaft zu schildern dachte. Voll von meinem Gegenstand, sprach ich, zum Großherzog endlich berufen, diesem gar nicht mehr von meinen Österreichern, sondern nur von dem köstlichen Stoff, den ich soeben gefunden. Der junge Fürst ward sichtlich erleichtert, als er eine so viel willkommenere Veranlassung fand, sich mir gnädig zu erweisen und forderte mich denn auch sofort auf, eine Skizze zu malen, deren Ausführung er mir bestellen wolle, wenn sie gelinge. — Ja, indem wir alles einzelne durchsprachen, so speziell das Verhalten der verschiedenen Persönlichkeiten dem Vortrag des kühnen jungen Dichters gegenüber, fielen ihm selber noch mehrere charakteristische Züge ein, so z. B. daß seine litterarisch gebildete, sehr sittenstrenge Stiefgroß-

mama den anwesenden Prinzen Ludwig, ihren damals zwölfjährigen Sohn, wegzuweisen habe vor diesem etwas gefährlich werdenden Vortrag, u. dgl. m. Dabei wurde der anfänglich zurückhaltende Fürst bald selber warm und entfaltete dann eine überraschende Liebenswürdigkeit und Zutraulichkeit. Er hat mir dann auch sein Wohlwollen durch alle Wechsel der Zeiten erhalten, was ich umso höher anzuschlagen habe, als niemand weniger zum Hofmann geboren war als ich, den die angeborne Lebhaftigkeit des Temperaments gewöhnlich zu allerhand Verstößen fortriß. Das ist aber sehr gefährlich bei Fürsten, die dergleichen in der Regel am wenigsten verzeihen. Der Großherzog entwickelte aber bald eine Klugheit und Vorurteilslosigkeit, aus denen ihm später jene echte Staatsweisheit erwuchs, die in Deutschlands Geschicke mehrfach so wohlthätig eingegriffen hat. — Einstweilen reiste ich nun wieder ab, nachdem ich mir erst die nötigsten Studien nach der Lokalität und den noch vorhandenen Bildnissen der beteiligten Personen gefertigt. Zu Hause angekommen, machte ich mich möglichst bald an die Skizze und brachte sie dem jungen Fürsten im Frühjahr, wo sie denn sehr gefiel und die Art der Ausführung sofort vereinbart ward.

In München war ich schon ein Jahr zuvor in den Ausschuß des Kunstvereins zusammen mit Ramberg und anderen Freunden gewählt worden und hatte mir viel Mühe gegeben, in das verknöcherte Institut heilsame Reformen einzuführen. Dabei machten wir aber alsbald die Erfahrung, daß man dergleichen nicht versuchen kann, ohne eine Reihe von wirklichen oder vermeintlichen Privatinteressen zu verletzen, die sich dann mit wahrer Wut gegen einen wenden.

So kam es denn, daß schon nach einem Jahre nicht nur unsere Gegner mit einer solchen Stimmenmehrheit in den Ausschuß gewählt wurden, wie man sie noch nie im Verein erlebt, sondern daß auch noch alles, was wir im Interesse des Instituts vorgeschlagen, als lediglich im eigenen geschehend, ausgelegt ward, obwohl es mir wenigstens nie eingefallen war, dem Verein irgend etwas von mir anzubieten, was ich auch gar nicht nötig hatte. Dies verdroß mich denn so, daß ich aus dem Ausschuß austrat und mich nie wieder in denselben wählen ließ. Die Reformen aber, die wir angestrebt, wurden allerdings zehn Jahre später widerspruchslos eingeführt, nachdem sich die Mitglieder erst mit dem Gedanken derselben besser vertraut gemacht hatten. — So speziell die Bildung einer Galerie aus den besten Ankäufen jedes Jahres u. a. m.

Mit lohnender Beschäftigung nunmehr überhäuft, besserten sich jetzt auch rasch meine Vermögensverhältnisse. So lange ich als Junggeselle in der Welt herumgefahren war, hatte ich nie etwas zurückgelegt, ja gar nie daran gedacht. Nachdem mir aber erst durch den Tod meiner Eltern einiges Vermögen zugefallen war und ich darauf hin eine Familie gegründet hatte, fühlte ich auch die Verpflichtung, für ihre Zukunft zu sorgen. Außerdem sah ich bald, daß Geld Freiheit ist und diese dem, der keines hat, durchaus fehlt. Also sparte ich schon, um mir die Unabhängigkeit zu erhalten, die mein Stolz war, und ward darin von der unendlichen Anspruchslosigkeit meiner als württembergische Beamtentochter sehr genügsam erzogenen Frau trefflich unterstützt. Da wir keinerlei Luxus uns erlaubten als den eines alljährlich mehrere Monate dauernden Landaufenthalts meiner Familie mit

den Kindern an dem damals noch sehr wohlfeilen Starnbergersee, so konnte ich jedes Jahr bald mehr, bald weniger, immer aber etwas zurücklegen. Da ich aber zu diesem Zweck nur ganz sichere einheimische Papiere erwarb, so hatte ich bald auch die Genugthuung, dies durch ein langsames, aber unaufhaltsames Steigen dieser Papiere belohnt zu sehen, von denen heute manche den doppelten, ja dreifachen Nominalwert besitzen, kein einziges aber mir Verlust gebracht hat. Um mich vor allem Spekulationsfieber zu schützen, deponierte ich dieselben auch noch auf der Hypothekenbank, zu deren ältesten Depositaren ich zuletzt gehörte. Dies konsequente und langsame Sparen ist allerdings sehr unkünstlerisch, ja es war viel eher ein Erbstück meiner schweizerischen Mutter — aber heute, wo es mir im Alter eine sorgenfreie Existenz gewährleistet, nachdem es mir lebenslang unendliche Demütigungen erspart hat, die dem Vermögenslosen oder sich um Ämter zu bewerben Genötigten nie geschenkt bleiben, segne ich diese von anderen engherzig und philiströs gescholtene Sparsamkeit, die es mir zeitlebens erlaubte, den Kopf hoch zu tragen und ein freier Mann zu sein. Dabei blieb mir doch genug übrig, um mich bei allen gemeinnützigen oder wohlthätigen Vereinen beteiligen zu können, die nun bald wie die Pilze aufschossen. — Solche materielle Unabhängigkeit ist aber besonders für einen Kunstkritiker unerläßlich, dessen Urteil gar viele indirekt oder selbst direkt zu bestechen suchen, wie das in einzelnen Fällen auch mir, wenigstens in den ersten Jahren meiner Thätigkeit, nicht erspart blieb, gelegentlich selbst von Leuten, denen man dergleichen nicht zutrauen sollte.

Dazu sollte sich nun bald mancherlei Gelegenheit im

Jahre 1858 finden, für welches eine große, allgemein deutsche und historische Ausstellung geplant war. Sie sollte nicht nur von der auffallenden Hebung des Münchener Kunstlebens Zeugnis ablegen, sondern auch der Stärkung des nationalen Bewußtseins dienen, das damals, wo der Prinz-Regent von Preußen seinen geisteskranken Bruder eben abgelöst hatte, neue Hoffnung zu schöpfen anfing nach langer und schmerzvoller Unterdrückung. Die am 1. Juli eröffnete Ausstellung ward darum aus allen Teilen Deutschlands wie Österreichs so reich beschickt, wie das später nie wieder in so imponierender Weise geglückt ist. Trotz der unglaublich ärmlichen Mittel, mit denen sie durch meinen Freund Seibertz in Scene gesetzt werden mußte, offenbarte sie doch das mächtige Wiederaufleben des nationalen Geistes in besonders bedeutsamer Weise durch das erste Auftreten einer Anzahl glänzender junger oder neue Seiten entfaltender älterer Talente. So von den klassicistischen Romantikern durch Prellers epochemachende Entwürfe zu Odyssee-Landschaften, Schwinds herrliche Zeichnungen zu den Sieben Raben, Führichs nicht weniger echt deutschen Geist atmende, wunderbar ergreifende Idyllische Kompositionen. Allen voran standen aber des alternden Cornelius' Karton zu den vier apokalyptischen Reitern und Alfred Rethels herrliche Kompositionen zur Geschichte Karls des Großen in Aachen. Dazu kamen dann noch Overbecks vierzig Zeichnungen zum Leben Christi, Veiths Germania, Führichs Kartons für die Lerchenfelder Kirche, Schnorrs Nibelungen, Kaulbachs Nimrod, Bendemanns Jeremias, Genellis prächtige Kompositionen, so daß der Klassicismus damals seinen letzten und glänzendsten Triumph feierte — freilich nur auf Papier, denn gemalt

brachte er fast nichts. Noch hoffnungsvoller machte sich indes die eben auftauchende realistische Richtung, wo die Begeisterung, die uns allen Menzels „Hochkirch" einflößte, mir einen überaus interessanten Brief des Meisters eintrug, der damals sich nur erst schwer zur Anerkennung seines Genies durchrang. Franz Adam gab ein treffliches Reiterporträt Kaiser Franz Josephs und ein paar Schlachtbilder aus den Feldzügen 1848—1849. Sonst war die deutsche Geschichte fast nur durch Bilder aus dem dreißigjährigen Kriege oder andern Religionskämpfen vertreten, durch Pilotys Liga, Wurzingers österreichische Stände in der Hofburg und Czermacks genial gemalte Katholisierung Böhmens durch die Wallensteinschen Dragoner, Rosenfelders Kurfürst Joachims Empörung gegen Alba, Diez' Tod Gustav Adolfs, Schorns Wiedertäufer, Lessings Hussiten. Sie bewiesen alle, wie uns Deutsche die Glaubenszänkerei immer noch am meisten interessiert. Ich habe mir denn auch damals mit nichts so viel unversöhnliche Feinde gemacht, als dadurch, daß ich das sehr unumwunden tadelte. Von neuen Talenten gaben dann noch die Historienbilder von Knille, Richter, Lenze und Mez Zeugnis. Erreichte unsere Malerei aber hier trotz alledem fast nirgends die gleichzeitige der Franzosen, so erwies sie sich ihnen dagegen in der Schilderung des Volks- und Familienlebens fast überall überlegen. Hier glänzten nicht nur Meyerheim aus Berlin, sondern traten auch Jordan, Knaus, Vautier aus Düsseldorf, Th. Schütz, Ramberg, Enhuber aus München, von Wienern Waldmüller, Pettenkofen, Danhauser zum erstenmal auf, kurz, es zeigte sich hier ein Überfluß von Talenten, der die schönsten Hoffnungen erwecken mußte. Unter den Porträten waren F.

Kaulbachs König von Hannover mit Familie, Magnus' herrliche Jenny Lind, dann Rötings in Düsseldorf Künstlerbilder und des Berliners Richter Bild seiner Schwester die besten. In der Landschaft überragte A. Achenbach alle realistischen Nebenbuhler, außer ihm thaten sich noch sein Bruder Oswald, Gude und Leu, dann Schleich mit einer großen Isarlandschaft hervor, im Tierstück der Schweizer Koller und der aufstrebende Fr. Volz. Wahrhaft glänzend war dann die Skulptur durch Rietschels Pietà und die Rauch-Büste, Hähnels Rafael-Statue, dann am hervorragendsten durch das Modell von Rauchs herrlichem Friedrichs-Denkmal vertreten, das eben doch bis heute in ganz Europa nicht seinesgleichen gefunden. Kurz zuvor hatte ich das Glück gehabt, den Meister selber in unserer Münchener Stubenvoll-Kneipe zugleich mit Overbeck zu sehen, wo mich denn sein wunderbar schöner Greisenkopf wahrhaft entzückte und mir die Gunst wohl erklärte, mit der besonders die Frauen am preußischen Hofe einst den schönen Kammerdiener überhäuft.

Wenn ich nun heute nach fünfunddreißig Jahren wieder lese, was ich damals über diese epochemachende Ausstellung geschrieben, so wundere ich mich nur, wie sehr sich doch das meiste, was ich äußerte, seither bewährt hat, und wie objektiv das Ganze durchaus gehalten war trotz einzelner allerdings scharfer Stellen, wenn ich irgend eine anmaßende Mittelmäßigkeit auf ihren wahren Gehalt zu reduzieren mich genötigt glaubte. Nichtsdestoweniger erregten diese Berichte eine wahre Flut von Ingrimm bei Beteiligten und Unbeteiligten, ja Diez schrieb sogar eine Broschüre zur Widerlegung, die an Bitterkeit nichts, an Logik freilich viel mehr

zu wünschen übrig ließ. Es zeigte sich da recht, wie wenig die Künstler jemals die Kritik anders denn persönlich aufzufassen oder überhaupt nur unbefangen zu lesen verstehen. Aber auch die Gelehrten unseres Zwanglosen-Kreises wurden von der Empfindlichkeit der Künstler angesteckt, ja der einzige unter ihnen, der meine Absichten verstand und würdigte, war der Schweizer Professor Bluntschli, der offen meine Partei nahm und meinte, es wäre aus diesen Aufsätzen viel zu lernen, wenn man sie nicht bloß vom Standpunkt gekränkter Eitelkeit und verletzter Koterie-Interessen beurteilen wollte. Die hatte ich nun freilich gar nicht zu schonen verstanden und es darum bald mit allen Parteien verdorben, ja es fehlte nicht viel, daß die bald darauf zusammentretende erste allgemein deutsche Künstlerversammlung mich nicht öffentlich als Ketzer zum Verbranntwerden verdammte, weil ich gewagt hatte, die Malerei des Herrn Akademie-Direktors Schadow hölzern zu finden.

Diesmal hatten die Künstler insoferne ein gewisses Recht zur Empfindlichkeit, als die Ausstellung trotz der Mangelhaftigkeit des einzelnen im ganzen doch eine große nationale That war, ganz geeignet, die des Trostes und der Erhöhung ihrer Selbstachtung nach so viel verunglückten Versuchen in hohem Grade bedürftige Nation wieder aufzurichten, indem sie ihr darthat, daß sie nicht nur eine ganz eigenartige Kunst bereits hervorgebracht, sondern daß dieselbe auch gerade jetzt in solch verheißungsvollem Aufblühen begriffen sei, wie das nur bei Perioden nationalen Aufschwungs, in Zeiten des Verfalls aber niemals möglich ist. Das hatte ich nun wohl gesehen und nachdrücklich genug gesagt, ungeschickterweise aber damit begonnen und den guten Eindruck nachher durch eine

wohl gerechte, aber doch oft herbe Kritik des einzelnen wieder viel zu sehr abgeschwächt, während ich gänzlich unterließ, jenes Gesamtresultat am Schlusse noch einmal in erhebender Weise festzustellen und so der Begeisterung der aus allen Teilen des Vaterlandes herbeigeeilten Tausende passenden Ausdruck zu leihen. So trug man zuletzt, da der versöhnende Schluß fehlte, den Eindruck unnützer Nergelei davon. Das war ein Fehler der Erfahrung bei dem jungen Kritiker, der sich bitter an mir rächte. Fr. Vischer, dessen Bekanntschaft ich bei dieser Gelegenheit machte, sagte mir das auch, aber die schlagendsten Wahrheiten helfen eben dem nichts, der in seiner Entwicklung nicht weit genug vorgeschritten ist, um sie verstehen zu können.

Ich war im Herbst nach Meran gegangen, um mich von der anstrengenden Arbeit auszuruhen, und hatte dort köstliche Monate verbracht im Verkehr mit dem jungen Münchener Philosophen Professor Johannes Huber und dem sächsischen Dichter v. Reybisch, der mir schon von Dresden her bekannt gewesen. Ihnen hatte sich ein junger Trientiner voll Geist und Mut angeschlossen, der in seiner Wut gegen die verhaßte österreichische Herrschaft und seiner Begeisterung für die Italia unita uns den bald nachher ausbrechenden Entscheidungskampf deutlich ahnen ließ. Das Jahr darauf schloß er sich der piemontesischen Armee an, und das leichte Bürschchen ist da bald Generalstabsoffizier geworden und hat sich als tapferer Soldat bewährt. Mich aber erfüllt die Festigkeit und der Takt, mit welcher dieser junge Mensch die Würde seiner Nation gegen uns vertrat, heute noch mit Achtung, wenn ich sie mit der bedientenhaften Gesinnung vergleiche, deren sich so viele Deutsche den Fremden gegenüber schuldig machen.

Als ich im Spätherbst zurückkehrte, fand ich mich von seiten der Künstler fast in Bann gethan, und zum Überfluß verhinderte mich auch noch der in Furcht gesetzte Kolb, mich in der „Allg. Ztg." gegen meine Angreifer zu wehren. Nur Hermann Orges, der denn doch einen weiteren Horizont hatte als der längst zum ängstlichen Philister gewordene Kolb, nahm sich meiner lebhaft an. Kolbs Benehmen verdroß mich aber so, daß ich fortan mein Berichterstatter-Amt aufgab und sogar die Kunstkritik ganz an den Nagel hängen wollte, ein Vorsatz, den ich auch einige Jahre hielt, bis ich von allen Seiten aufgefordert ward, doch wieder zur Feder zu greifen. So lange Kolb aber noch an der Redaktion war, habe ich nicht wieder für die „Allg. Ztg." geschrieben, obwohl mich Baron Cotta selber mehrmals dazu aufforderte.

Ende November erfreute mich meine Frau durch die Geburt eines prächtig gesunden Knaben, der glücklicherweise niemals Lust zur Malerei oder Schreiberei zeigte, sondern Offizier geworden ist.

Meine künstlerische Thätigkeit hatte sich in dieser Zeit litterarischer Muße fortwährend gesteigert. So hatte ich noch im Jahre 1857 im Auftrag des Königs durch seinen Architekten Bürcklein ohne mein Zuthun den Auftrag erhalten, für das als Abschluß der Maximiliansstraße gedachte Maximilianeum zwölf überlebensgroße Figuren von Feldherrn und Staatsmännern in Fresko auszuführen, und hatte denn auch die Skizzen derselben im Frühjahr gemalt. Nach ihrer Vollendung hatte sie der König einzusehen und zu genehmigen, was aber bei seinen ewigen Reisen sehr lange anstand. Endlich kam er doch, bei welcher Gelegenheit ich aber gleich eine Haupteigenschaft des sonst so wohlwollenden Herrn, jene

Unschlüssigkeit und Veränderlichkeit kennen lernte, durch die er seine Architekten, besonders den armen Bürcklein, so oft in Verzweiflung brachte. Obwohl hier also z. B. die Auswahl der Darzustellenden längst getroffen und kontraktlich festgestellt war, fiel es ihm doch ein, statt des schon ausgeführten Kardinal Ximenes Wilhelm von Oranien an dessen Stelle einzuschieben, was natürlich auch das Farbenkonzept ganz veränderte. Ebenso sollten meine Staatsmänner, die den im Hause zum höheren Staatsdienst erzogenen jungen Leuten als warnendes Beispiel zu dienen hatten, ihren Platz neben einem großen Bilde meines Freundes Seibertz erhalten, welches eine Versammlung moderner Minister darstellte, unter denen der damals im Zenith seiner Machtfülle stehende von der Pfordten sich bescheiden vor Metternich und Talleyrand hingesetzt hatte. Bei den ewigen Veränderungen des Lokals aber erhielten sie ihre Stelle zuletzt, als sie lange nach dem Tode des Königs endlich zur Ausführung kamen, unter dem Bild, in bald breiteren bald schmäleren Räumen, als sie ursprünglich projektiert waren. Denn der Monarch hatte noch kurz vor seinem Tode dem Baumeister den Wunsch ausgesprochen, daß der Stil des bereits im Rohbau vollendeten und im Spitzbogenstil gedachten Palastes doch mehr der Renaissance genähert und die Spitzbogen mit Rundbogen vertauscht werden möchten. Das bedingte nun natürlich auch eine Menge Änderungen in der inneren Raumverteilung und Dekoration. So wunderte ich mich denn am Ende über nichts so sehr, als daß der Bau nicht zusammenfiel, bevor er fertig war, über dem ewigen Ändern. Es war ein merkwürdiges Verhängnis, daß dem König, der mit seinem „neuen Baustil“ doch eigentlich nichts anderes wollte, als was die

deutsche Renaissance schon längst geleistet, dennoch kein Mensch dieselbe empfahl, ja nur daran dachte, während sie doch wenige Jahre nach seinem Tode zur allgemeinen Einführung kam! Diese Reaktionsperiode von 48—66 sollte eben verdammt sein, Bleibendes nicht einmal in der Kunst schaffen zu können. Es ist mir heute noch unbegreiflich, daß Bürcklein, der doch ein ebenso begabter als gewandter Architekt war, statt sich an unmöglichen Problemen abzumühen, nicht auf diese so naheliegende Lösung verfiel, die jedenfalls mit Begeisterung aufgenommen worden wäre und uns die Architektur der Maximiliansstraße erspart hätte, deren glückliche Anlage doch sonst so unbestreitbar ist. Selbstverständlich konnte es mir nicht einfallen, diese architektonischen Willkürlichkeiten zu loben, obwohl das vielleicht von mir erwartet ward. Noch weniger aber wollte ich durch heftigen öffentlichen Widerspruch dem so bestimmbaren König seine Bemühungen um Hebung der Kunst verleiden und hielt mich also so vorsichtig als möglich; eine Rolle, die ich auch bei seinem Nachfolger zu spielen hatte, da es doch immer besser ist, wenn nur überhaupt etwas gemacht wird, als daß vollkommene Stagnation eintritt. Diese Zurückhaltung genügte aber doch, daß ich bei all den weiteren zahlreichen Bestellungen für Nationalmuseum und Maximilianeum umso konsequenter übergangen ward, als es mir nicht einfiel, mich je um solche zu bewerben. Die große persönliche Beliebtheit des Monarchen verhinderte eben jede lebhafte Opposition, obschon kein Mensch in der ganzen Stadt Gefallen am „neuen Baustil" oder an der ziemlich despotischen Art fand, mit welcher er durchzusetzen versucht ward.

XVI.

1859—65.

Das Jahr 1859, bei dessen Beginn gleich Napoleon III. seine kriegerischen Absichten enthüllte, zeigte auch sofort den mächtig gewachsenen Nationalgeist der Deutschen in der Erbitterung, die sein Vorgehen gegen das ja mit uns verbundene Österreich überall in Süddeutschland erzeugte. Als im März das Clamsche Korps demonstrativ aus Böhmen über München nach Italien befördert wurde, empfing man es mit einer Begeisterung, wie ich sie den sonst so phlegmatischen Münchnern nie zugetraut hätte. Sie zeigte deutlich, daß die mit 48 begonnene nationale Bewegung noch lange nicht abgeschlossen sei. Bald darauf hatte ich Briefe Selvaticos an die Allgemeine Zeitung zu befördern, in denen er, um Österreich die lombardisch-venetianischen Provinzen zu erhalten, die Organisierung derselben als eigenes Königreich mit dem Erzherzog Maximilian als Vizekönig an der Spitze empfahl. Vergebliche Mühe! Im Mai kam dann der als Professor an der Mailänder Akademie angestellte Albert Zimmermann von dort zurück und erzählte uns von den Kriegsvorbereitungen. Ihm folgten bald die Nachrichten

über die ersten Schlachten und brachten eine ungeheure Aufregung in München hervor.

Nach der Entscheidungsschlacht von Solferino kehrten Franz Adam und Hackländer, die ins Hauptquartier berufen worden waren, um die erhofften Siege durch Pinsel und Feder zu feiern, zurück, der erstere immer noch hoffend, der zweite mit der vollkommenen Einsicht in die Fäulnis der österreichischen Zustände, die trotz der Bravheit der Truppen jeden Sieg unmöglich machte. — Man glaubte ihm noch nicht und erzürnte sich nur immer über Preußen, das uns abhalte, den österreichischen Brüdern zu Hilfe zu kommen, bis der unerwartet abgeschlossene Friede von Villafranca die schlimmsten Befürchtungen bestätigte. — Die ganze Unhaltbarkeit der Zustände Deutschlands mit dem ewigen Antagonismus zwischen Preußen und Österreich wurde einem wieder einmal klar gemacht samt der Macht- und Ehrlosigkeit, zu welcher er unser Volk verurteilte. Dabei zeigte sich aber auch, daß die seit 48 überall hergestellten Telegraphen und Eisenbahnen durch ihre blitzartig schnelle Verbreitung der Nachrichten allen Volksbewegungen eine Intensivität mitgeteilt hatten, der auf die Länge keine Regierung zu widerstehen vermochte. Man sollte das 1870 bald erfahren, wo eine solche Bewegung in München den Anschluß an Preußen gegen Kammer und Regierung im Nu durchsetzte!

Ich hatte den Sommer durch fleißig an meinen Kartons gezeichnet und mich wohl überhaupt überarbeitet. Das veranlaßte mich, im Juli nach Beendigung des Krieges nach Berchtesgaden zu gehen, und dort unter anderm den Watzmann zu besteigen. Auch da noch immer an nervösem Kopfweh leidend, schickte mich der Arzt im September nach Ostende,

wo ich einen vollen Monat mit Entzücken Seebäder und Seeluft genoß und die herrlichen alten Städte Belgiens, wie Gent, Antwerpen und Brügge besuchte, ohne mich durch die überall verbreitete Cholera stören zu lassen. Ich traf da meinen Verleger Dr. Heinrich Brockhaus und hatte überdies Gelegenheit, den Prinzregenten von Preußen, der das Seebad auch brauchte, fast täglich zu sehen, wie mich der schlichten Anspruchslosigkeit des Helden zu freuen, der mitten unter uns allen andern seine Bäder da nahm. — Auch Andreas Achenbach sah ich da, wie denn das Badepublikum mindestens zur Hälfte aus Deutschen bestand. Hätte man mir im Frühjahr gesagt, daß ich vier Wochen in absolutem Nichtsthun, bloß den ganzen Tag am Meeresstrand spazierengehend verbringen könne, so würde ich es nicht geglaubt haben, während ich hier nie müde ward, die ewige Änderung der heiligen Meerflut zu beobachten. Endlich aber mußte doch geschieden sein. Zurückkehrend, fand ich Genelli vom jungen Herzog nach Weimar berufen, wohin ihm Ramberg, Böcklin und Lenbach ein Jahr später nachfolgten — freilich nicht auf lange, da ihnen das Leben dort doch bald zu eng erschien. Horschelt weilte noch immer in Tiflis, von wo er die interessantesten Briefe an uns schrieb und prächtige Zeichnungen schickte. Ich malte nun fleißig den Winter über an meinem „Goethe in Karlsruhe" und erlebte damit einen ganz entschiedenen Erfolg beim Publikum, als ich ihn im Sommer 1860 im Kunstverein ausstellte. Derselbe war freilich mehr dem alle Welt interessierenden Gegenstand zu verdanken, als der Schärfe der Charakteristik oder gar der sehr mißlungenen Hauptfigur. Bei alledem hatte das Bild doch wenigstens einen sehr persönlichen Charakter, so weit langte meine Begabung allen-

falls. Außerdem ward das Publikum auch noch durch den Glanz der mit mehr Fleiß als Talent gemalten seidenen und sammtnen Gewänder und das prächtige Rokokolokal gewonnen. Die sich um diese Zeit rasch füllende Piloty-Schule machte diese Dinge aber bald so viel besser, daß ich einige Jahre später damit schon nicht mehr durchgekommen wäre.

Das Bild ging nun nach Stuttgart, wo es, unter großem Zulauf ausgestellt, mir wenigstens die Freundschaft Mörikes eintrug, den ich bei dieser Gelegenheit kennen und verehren lernte. Denn in der That habe ich nie einen liebenswürdigeren Menschen und zugleich echteren Dichter in allem und jedem gesehen. Der war Poet den ganzen Tag und nicht nur am Schreibtisch. Ihn allerhand kleine Erlebnisse erzählen zu hören, war darum ein unendlicher Genuß. So schilderte er mir, wie er früh morgens, als der erste zu meinem Bild gekommen, dort bald einen alten Herrn mit einer schönen Tochter eintreten gesehen habe, dessen naives Entzücken und sämtliche Äußerungen seiner nichts weniger als kunstverständigen Bewunderung er nun so unübertrefflich wahr, mit allen Eigentümlichkeiten des schwäbischen Dialekts und der individuellen Sprechweise wiedergab, daß ich daran augenblicklich meinen ihm ganz unbekannt gebliebenen Schwiegervater und meine damals noch sehr hübsche Schwägerin wiedererkannte, die mir denn auch ihrerseits nachher erzählten, daß nur ein einziger kleiner Herr, der wie ein Pfarrer ausgesehen, außer ihnen dagewesen sei in der frühen Morgenstunde. Dabei karikierte er den Dargestellten nicht etwa, sondern gab ihn im Gegenteil in seiner ganzen Ausdrucksweise mit so unendlich liebenswürdigem Humor wieder, daß man ihn eins seiner schönsten Gedichte rezitieren zu hören

meinte. Ebenso beseelte er alles, was er von der toten Natur schilderte, und man konnte darum so wenig müde werden, ihm zuzuhören, wie er unerschöpflich schien im Erzählen, sobald er sich verstanden fühlte. Wenn er also trotz seiner außerordentlichen Begabung verhältnismäßig wenig geschrieben hat, so kam das offenbar von seinem seltenen Erzählertalent, das ihn beständig verführte, die Dinge so gesprächsweise abzumachen, wo er denn nachher nicht mehr die Geduld hatte, sie auch noch niederzuschreiben, weil ihn da sein feiner Formensinn nie mehr sich genugthun und immer wieder feilen ließ, bis er zuletzt ganz unzufrieden ward. Leider habe ich ihn nur noch ein paarmal genossen, da ich nach dem im Jahr darauf erfolgten Tode meines Schwiegervaters nur selten mehr nach Stuttgart kam.

Von der schwäbischen Hauptstadt ging ich diesmal in den Schwarzwald nach Rippoldsau, um Brunnen zu trinken und Waldluft zu atmen. Der Kurort hatte sich freilich gewaltig verändert in den zwanzig Jahren, seit ich ihn zum erstenmal gesehen, um dort Rotteck aufzusuchen. Jetzt lag dieser längst vergessen im Grabe, Rippoldsau aber war herrlich aufgeblüht und von einer höchst mannigfaltigen, aus einem Grundstock von Basler und Mülhauser Fabrikanten bestehenden Gesellschaft gefüllt, denen sich dann Zuzügler aus allen Weltteilen und Ständen anschlossen. Besonders war das badische Beamtentum stark vertreten, da man auch den Großherzog mit seiner ihm neuvermählten Gattin erwartete, die da Flitterwochen zubringen wollten im traulichen Waldthal. Eines Abends kamen sie denn auch in der Dämmerung zu Fuß das Thal herauf, nachdem sie die Wagen vorausgeschickt, und ich, der sie inmitten der

übrigen Badegesellschaft erwartet hatte, war mit derselben entzückt über die anmutvolle Erscheinung der jungen Fürstin, die, von Jugendreiz und Glück strahlend, am Arme des männlich schönen Gatten hing, so daß man sich schwerlich ein herrlicheres Paar denken konnte. In einem eigenen Häuschen wohnend, brachten sie nun ein paar Wochen da zu, wo ich denn bald die Ehre hatte, auch der jungen Fürstin vorgestellt und zur Tafel gezogen zu werden, und so Gelegenheit fand, mich von der wahrhaft wohlwollenden Art derselben zu überzeugen. Ich habe in den dreißig Jahren seither bei den verschiedensten sowohl heiteren als traurigen Veranlassungen, in München wie in Berlin oder Karlsruhe und auf der Mainau, so viele Beweise der Gnade und des Zutrauens dieses edlen Paares erhalten, daß ich sehr undankbar sein müßte, wenn ich es nicht verehren sollte, um so mehr, als es mir immer als das Muster einer glücklichen, vom strengsten Pflichtgefühl getragenen Ehe erschienen ist. Es war da merkwürdig, zu sehen, wie die freie und humane Denkart Karl Friedrichs, des berühmten Großvaters des Großherzogs, sich durchaus auf diesen Enkel übertragen hatte, während die Großherzogin ihrerseits sehr bald bewies, daß sie die nie rastende Berufstreue als schönstes Erbe von ihrem großen Vater, unserem herrlichen ersten Kaiser, überkommen hatte. Noch interessanter war mir, zu beobachten, wie das, was bei den Fürsten anfänglich mehr guter Wille und jugendlicher Enthusiasmus war, sich allmählich in immer reifere Umsicht und zielbewußtes Streben umwandelte, wie das wachsende Verständnis ihrer Aufgabe durch Erfahrungen aller Art gefördert, ihr guter Wille aber niemals gelähmt ward, ja wie später eine edle Begeisterung für

ihren Beruf die jugendliche Schwärmerei wohlthätig ersetzte. Das ist aber um so hochachtbarer, als das Lernen für niemanden so schwer ist als für Fürsten, weil die ja alles schon wissen sollen. Unser Paar aber lernte wirklich aus der Erfahrung und verwandelte die angeborene Klugheit zuletzt in echte Weisheit.

Daß für den, welcher ohnehin schon alles besser zu verstehen glaubt, das Neuaufnehmen zur Unmöglichkeit wird, konnte ich gleich darauf an einem sehr berühmten Kurgast in unerbaulichster Weise beobachten. Wie jede solche aus Hunderten bestehende, durch den Zufall zusammengewürfelte Gesellschaft sich alsbald in kleinere Konventikel auflöst, so war mir schon gleich ein solcher Kreis aufgefallen, der, aus einem großen, stattlichen, den majestätischsten Ernst zeigenden Herrn als Mittelpunkt und einem halb Dutzend ihm weihevoll zuhörender älterer Damen bestehend, sich gewöhnlich gleich nach Tisch hinten auf einer Kegelbahn versammelte, wo man ungestört von Profanen Worte der Weisheit spenden und auffangen konnte. Der Spender war aber diesmal kein geringerer als Gervinus, der da auch Wasser trank und für alte Weiber orakelte. Glaubte ich den Professorendünkel in München schon hinlänglich kennen gelernt zu haben, so wurde ich hier bald eines Besseren belehrt, denn so rein und potenziert habe ich ihn niemals, weder vor- noch nachher, wiedergefunden als bei diesem Gelehrten, der ihn förmlich aus allen Poren schwitzte und pustete. Es hat mich denn auch gar nicht überrascht, als er zehn Jahre später selbst einen Bismarck von oben herab abkanzeln zu dürfen glaubte und dabei freilich den bekannten fürchterlichen Durchfall erlebte. Glücklicherweise verließ er uns bald, denn obwohl

ich ihn nur einmal sprach, hätte er mir doch den ganzen Brunnen vergiften können, da ich gleich zu erfahren hatte, daß er mich selbst über Malerei zu belehren nicht anstand.

In Bädern, wo man die Verdauung schonen soll, hält man sich deshalb zur Erholung am besten an die Frauen. So hatte ich hier das Glück, die Gattin meines alten Freundes Julius Fröbel zu treffen, eine geborene Gräfin Armansperg und Tochter des einstigen Regenten von Griechenland, die, mit Fröbel noch nicht lange aus Amerika zurückgekehrt, hier mit ihrem Knaben den Brunnen in Erwartung ihres in Frankfurt zurückgehaltenen Gatten trank. Noch immer eine schöne und besonders vornehme Erscheinung, war sie froh, hier, wo sie niemanden kannte, in mir einen Freund ihres Mannes zu finden, um doch einen Begleiter bei ihren Spaziergängen zu haben. So erfuhr ich denn auch bald die Geschichte ihrer Bekanntschaft mit Fröbel, die ich ihres merkwürdig romanhaften Gehaltes wegen hier gleich erzähle.

Die jüngste von drei durch Schönheit und Geist gleich ausgezeichneten Schwestern, war sie in Athen als Glied der dem Thron zunächst stehenden Familie, wie ob ihrer persönlichen Anmut früh gefeiert aufgewachsen. Bei seiner Rückkehr zog der Graf sich mit seiner Familie nach dem bei Regensburg gelegenen Stammschloß zurück. Dort hatte sich die eben in der Einsamkeit Aufgeblühte in ihren Hofmeister, einen jungen Dr. Mördes aus Heidelberg, verliebt und sich von ihm entführen lassen. Bald darauf brach die badische Revolution aus, in welcher Mördes eine Hauptrolle spielte, aber sich nach Niederschlagung derselben noch glücklich mit seiner jungen Frau und ihrem Kinde nach Amerika retten konnte. Dort zogen sie nun unter den mannigfachsten, oft schrecklichen

Schicksalen einige Jahre umher, bis er in Texas an der Auszehrung starb. Damit war für die junge Witwe wenigstens die Aussöhnung mit ihrer Familie und die Rückkehr nach Europa ermöglicht. Sie schiffte sich also in New Orleans auf einem nach England gehenden Dampfer mit ihrem Knaben ein. In der Nähe der Insel Cuba stand sie bei vollkommener Windstille und drückender Schwüle eines Tages auf dem Verdeck, während ihr Kind unten schlief und betrachtete ein kleines weißes Wölkchen, das eben aus dem Azur des Himmels auftauchte. Es vergrößerte sich rasch und plötzlich fuhr ein Blitzstrahl aus demselben so dicht neben ihr hernieder ins Schiff, daß er sie ohnmächtig neben der Kajütentreppe hinstreckte. Als sie wieder erwachte, sah sie das Schiff in Brand und alle Männer mit Löschen und Herablassen der Bote beschäftigt. Sie hatte nur gerade noch so viel Zeit, um in die Kajüte zu stürzen und ihr Kind aus dem Rauch und den Flammen zu reißen, ohne irgend etwas von ihren Habseligkeiten retten zu können, denn bald war die ganze Mannschaft samt den Passagieren genötigt, sich in die Bote zu flüchten. Glücklicherweise war ein amerikanisches, nach New York bestimmtes Dampfbot in der Nähe, das ihnen Hilfe leistete und sie alle mit nach New York brachte. Dort gelandet, wollte sie, vollkommen hilf- und mittellos, wie sie es war, eine ihr von früher her bekannte deutsche Familie aufsuchen, um bei dieser womöglich zu warten, bis sie den Ihrigen Nachricht gegeben und Unterstützung erhalten hätte. Auf dem Broadway stehend weiß sie den Weg nicht recht und fragt daher den ersten ihr entgegenkommenden und vertrauenswürdig erscheinenden Herrn. Der antwortet ihr gleich deutsch und begleitet sie sogar zu

jener auch ihm bekannten Familie. Es war Fröbel, der selber nur erst kürzlich aus Kalifornien, wo er mehrere Jahre verlebt hatte, zurückgekehrt war. Da sage man nun noch, daß die Ehen nicht wirklich im Himmel geschlossen werden! Vom Reichstag zu Frankfurt war er seiner Zeit abgegangen, um sich an der Pfälzer Erhebung zu beteiligen, seine Frau und seinen Sohn einstweilen zu den Schwiegereltern in Zürich zurückschickend. Nach der Niederschlagung der Revolution hatte er sich mit Mühe und Not nach Hamburg und dort auf ein amerikanisches Schiff gerettet, das ihn mit vielen anderen Flüchtlingen völlig mittellos nach New York brachte. Seine Frau, eine tiefe und schweigsame Natur, war inzwischen, wohl aus Kummer, gestorben. Mit der außerordentlichen Elastizität und dem überaus einnehmenden Äußern, das ihm eigen, fand Fröbel in Amerika bald Förderung in Fülle und versuchte sich in allen möglichen Berufsarten. Da er indessen auch noch fortwährend für deutsche und deutsch-amerikanische Blätter schrieb, so erlangte er rasch einen großen Ruf, ward aber auch in alle die ärgerlichen Parteizänkereien verwickelt, durch welche sich die zu Tausenden herüberkommenden deutschen Flüchtlinge bald nicht eben vorteilhaft bekannt machten. Das verleidete ihm New York, und so nahm er das Anerbieten eines Geschäftsmannes an, die Leitung einer von Texas aus die amerikanische Steppe bis nach Kalifornien durchquerenden Karawane von Frachtwagen zu übernehmen. Er hat diese halbjährige Reise, die er ganz zu Pferde unter den mannigfaltigsten Gefahren durch wilde Tiere und noch wildere Indianer glücklich durchsetzte, in einem hochinteressanten Buche beschrieben. In dem eben aufblühenden San Francisco blieb er dann längere

Zeit als Journal-Redakteur und allerhand anderes, bis ihn die den ehemaligen Sozialisten als argen Aristokraten verschreienden Landsleute auch dort vertrieben und er wieder nach New York zurückkehrte und die eben erzählte Bekanntschaft seiner nachmaligen Frau machte. Bald nachdem er sich mit ihr vermählt, nahm er den Antrag einer Gesellschaft, welche einen interozeanischen Kanal schon damals bauen wollte, an, das Terrain dort zu untersuchen und ging mit seiner Frau nach Nicaragua, von wo aus er nun zahlreiche Ausflüge über den ganzen Isthmus weg bis nach Panama machte, sich aber schließlich doch für die Benützung des Nicaragua-Sees erklärte. Das Unternehmen scheiterte indes an einer der dort periodisch eintretenden Revolutionen. Überdies konnte sich seine junge Frau mit Amerika je länger je weniger befreunden, und so kehrte er denn 1858 als amerikanischer Konsul nach Frankfurt zurück, gründlich ernüchtert von den Tugenden der deutschen Demokraten sowohl als von der republikanischen Freiheit überhaupt. Daß Deutschland jetzt großen Veränderungen entgegenging, war klar, so beteiligte er sich denn an der Vorbereitung derselben einstweilen durch Broschüren, die, voller Geist, doch gewöhnlich die Eigentümlichkeit hatten, daß alles ganz anders kam, als er, geborner Idealist, wie er es einmal blieb, vorausgesagt oder gewollt hatte. Bald kam er nun selber nach Rippoldsau, um seine Frau, deren Kur vollendet war, abzuholen, und ich konnte mich da von Herzen daran freuen, wie gut sich der ehemalige Revolutionär mit der Aristokratin vertrug, ja eine wahre Musterehe mit ihr führte, welche von da an noch fast dreißig Jahre nur für ihn lebte, obwohl ihn sein Schicksal und wohl auch die angeborne Un-

ruhe des Charakters nun nacheinander in die verschiedensten Stellungen, nach Wien, München, Stuttgart, dann endlich nach Smyrna, Algier und zuletzt wieder nach Zürich zurückführte, von wo er einst ausgegangen, und wo er schließlich sein Grab finden sollte. Ich aber nahm nach Vollendung meiner mehr amüsanten als heilsamen Kur den Rückweg über Freiburg, wo eine Schwester meiner Frau im schwarzen Kloster als Schulnonne lebte. Von den frommen Frauen gleich zu Tisch geladen, hatte ich da Gelegenheit, ein solches Klosterleben gründlich kennen zu lernen, und gewann dadurch die Überzeugung, daß die große Mehrzahl der Menschen doch eigentlich nie glücklicher ist, als wenn sie einen ganz genau vorgezeichneten Lebensweg vor sich hat, von dem sie weder nach rechts noch links abweichen kann, wo ihr aber auch ein gewisses mäßiges Wohlsein garantiert bleibt. Deshalb, weil sie das bieten, wird es niemals den Klöstern an Nonnen, den Kasernen an Soldaten und den Kanzleien an Schreibern fehlen. Ja selbst die Sklaven, weil sie ja auch nicht für sich zu sorgen brauchen, sind darum immer noch viel glücklicher als die meisten Freien. — Der Socialismus entspringt ja keinem andern Bedürfnis als dem, daß doch die Gesamtheit gütigst die Verpflichtung übernehmen möchte, für die Bequemlichkeit der Herren Socialisten zu sorgen. — Schade nur, daß die Möglichkeit solch allgemeiner Versorgung noch immer nicht hergestellt ist und wohl auch nie werden wird, es wäre denn durch eine Rückkehr zur antiken Sklaverei, die ja auch nichts anderes war. — Daß aber beim Socialismus die Sklaven auch noch zugleich die Herren spielen wollen, das macht ihn gerade unmöglich, ist aber auch eigentlich dem Grundgedanken durchaus widersprechend.

Nach München zurückgekehrt, hatte der glänzende Erfolg der Schillergalerie, wie erwähnt, die alsbaldige Unternehmung einer Goethegalerie zur Folge, bei der mich Ramberg leider fast ganz im Stiche ließ, die aber trotz der gewaltigen Konkurrenz der eben erscheinenden Kaulbachschen Bilder doch auch noch wenigstens einen guten buchhändlerischen Erfolg hatte.

Im Frühjahr 1861 ward ich auf einmal durch den Besuch meines seit einem Jahre in Pension gegangenen Schwiegervaters überrascht oder vielmehr erschreckt, da bei ihm infolge von Gehirnkongestionen eine Geisteskrankheit ausgebrochen war, wo ihn denn der Arzt versuchsweise zu mir schickte, um sein gestörtes Gemüt an seinen Enkeln zu erfreuen. Natürlich gelang das nicht, sondern ich mußte den an Selbstmordmanie leidenden Unglücklichen alsbald in die Münchener Irrenanstaltbringen, wo er bald darauf, trotz aller Überwachung, in seiner Melancholie Hand an sich legte. Dies traurige Ende des so trefflichen und allgemein verehrten Mannes machte einen umso schmerzlicheren Eindruck auf uns alle, als er der vierte von sieben Brüdern war, der in den Sechzigern solchem Verhängnis erlag.

Im Sommer brachte ich dem Großherzog nach Karlsruhe die Skizze eines Schiller, der nach der Aufführung der Räuber in Mannheim mit seinen Begleiterinnen v. Wolzogen und Laura (Frau Vischer) Gegenstand einer Ovation des Publikums wird. Ich hatte schon in Rippoldsau dieses Gegenstück zum Goethe mit dem hohen Herrn besprochen und erhielt infolge der Skizze jetzt die Bestellung auf das Bild, das indes erst 1865 fertig werden sollte.

Das immer glänzendere Auftreten der Piloty-Schule,

aus der allmählich eine fast unglaubliche Anzahl hochbegabter Jünglinge hervorging, fing nun an, die Aufmerksamkeit der Welt zu fesseln. So besonders Lenbach, der von Weimar jetzt zurückkehrte und uns alle durch einige herrliche Porträte, in welchen er Rembrandt nachahmte, in Erstaunen setzte, dann aber bald im Auftrage des Baron Schack nach Italien ging.

Ich selber, der ich seit 1858 nicht mehr journalistisch thätig gewesen war, aus purem Überdruß über die Art, mit der meine Bemühungen, der Münchener Kunst zu nützen, speziell von den Künstlern aufgenommen worden waren, ließ mich jetzt doch wieder beschwatzen, das Referat über diese Kunst in der neu entstandenen „Süddeutschen Zeitung" zu übernehmen, die der unvergeßliche Abgeordnete Brater zum Organ der liberalen Kammeropposition gemacht hatte, und wo er die Politik, der junge Mecklenburger Adolf Wilbrandt die Litteratur und ich die Kunst vertrat.

So griff ich denn jetzt auch die kürzlich in Angriff genommene Restauration der einst so malerischen Frauenkirche an, aber mit wenig glücklichem Erfolge, einerseits, weil hier zu viele Privatinteressen der zahlreichen bei der Renovierung beschäftigten Maler, Bildhauer und Kunsthandwerker aller Art ins Spiel kamen, andererseits weil die größten Fehler schon begangen und nicht wieder gut zu machen waren. So die Wegschaffung des eine höchst malerische Unterbrechung der einförmigen Perspektive des Kirchenschiffes bildenden Triumph- oder sogenannten Rochusbogens, die Herausschaffung von achtzehn Wagenladungen von oft sehr schönen Denkmälern, die Beseitigung herrlicher Eisengitterwerke und Altäre, alles bloß, weil sie späterer Zeit angehörten, u. s. w. Nach

der, ebenfalls demselben gar nicht zu rechtfertigenden Purismus zu verdankenden Verwüstung des Innern der Dome von Bamberg und Regensburg war diese Verhunzung der Frauenkirche umso bedauerlicher, als sie gleich den beiden Vorgängern, der Kirche die Zeugen einer halbtausendjährigen Geschichte und damit ihre Ehrwürdigkeit stahl. Allerdings unter dem lächerlichen Vorwand, sie in ihrer Reinheit herstellen zu lassen, was ja ein Ding der Unmöglichkeit ist, indem sicherlich niemand Altäre und Glasgemälde aus dem neunzehnten Jahrhundert mit solchen aus dem vierzehnten wird verwechseln können, auch wenn sie dessen Stilformen, in der Regel schlecht und leblos genug, nachahmen. Man kann und muß denn auch sagen, daß nicht eine einzige all der unzähligen Kirchenrestaurationen, welche in dieser Zeit vorgenommen wurden, auch nur so gelungen ist, daß sie nicht viel besser unterblieben wäre. Selbst die von dem berühmten Gotiker Schmidt geleitete der Wiener Stephanskirche hat dem herrlichen Bau bloß seine wunderschöne Farbenharmonie — die Frucht vieler Jahrhunderte — geraubt, ein Ding, von dem freilich unsere Architekten in der Regel am allerwenigsten verstehen. — Bei solchen Rettungsversuchen kam ich aber nach und nach doch immer zu einem klareren Bewußtsein der eigentlichen Kunstinteressen, lernte also selber wenigstens etwas. In allen solchen Kämpfen nun war Brater eine unvergleichliche Stütze, während einen die „Allgemeine Zeitung" regelmäßig im Stiche ließ, wenn irgend welche einflußreiche Personen in Frage kamen. Nach des altersschwachen Kolbs Abgang wurde das wohl besser, aber so frei und unabhängig wie die Times oder das Journal des Debats ist die Allgemeine selbst nach 1870 nie ge-

worden. — Der bei größter Armut immer ein Ideal von Selbständigkeit bleibende Brater aber ging bald an seinem musterhaft redigierten Blatte selber zu Grunde, da solche Unbestechlichkeit und Wahrheitsliebe eigentlich dem großen Publikum gar nicht gefällt, das Klatsch und Sensationsmacherei bei weitem vorzieht. Denn die Masse will weit lieber unterhalten als belehrt werden. Die Blätter, die ihm später diese Lieblingskost reichten, brachten es bald auf mehr Tausende von Abonnenten, als die Süddeutsche je Hunderte gewinnen konnte. Und doch redigierte nicht nur Brater den politischen Teil musterhaft, sondern auch Wilbrandt das Feuilleton mit feinem Geschmack, wie denn dieser damals bildschöne junge Mann mir als das wahre Ideal eines echten Dichters erschien. — Er ward später durch den Schweizer Heinrich Leuthold ersetzt, einen ebenfalls begabten, im übrigen aber in dem unsicheren Litteratenleben bereits zu Grunde gegangenen Mann, der groß und kräftig, von derberer Art als der feingebildete Wilbrandt, doch einen unheimlichen Eindruck machte und den Wahnsinn bereits ahnen ließ, dem er bald darauf zum Opfer fallen sollte.

Ich selber hatte, mich von jeher ganz als Künstler und keineswegs als Schriftsteller fühlend, wenig Verkehr mit den „berufenen" und unberufenen Dichtern, von denen München damals wimmelte, die Künstler waren mir selbst in ihrem naiven und harmlosen Egoismus immer noch entschieden sympathischer. Seit Genelli uns verlassen, kam ich auch nicht mehr mit Heyse zusammen, da seine vornehm kühle Art mich umsomehr entfernte, als ihm alle nationalen Interessen weit ablagen, während ich immer mehr ihre Wichtigkeit auch für eine gesunde Kunst erkannte. So blieb ich

auch nur auf gelegentlichen Verkehr mit dem allezeit biedern und offenen Geibel und etwa mit Hermann Lingg beschränkt, dessen stilles und anspruchloses, träumerisches und weltabgewandtes Wesen ihn damals nie recht zur Anerkennung kommen ließ, wie ihn denn auch König Max kaum beachtete, da ihm die weltgewandteren und ergiebigeren Norddeutschen als Gesellschafter sogar mit vollem Recht weit mehr behagten. Zu ihnen gehörte auch Bodenstedt, dessen offene und behaglich humoristische Art uns Süddeutschen noch am meisten zugesagt hätte, wenn nicht seine allzu große Selbstgefälligkeit oft der Annäherung im Wege gestanden wäre. Über das Ungesunde, das in der Schaffung dieses norddeutschen Musenhofes und seinem Verkehr mit dem König lag, kamen die einzelnen Glieder desselben aber alle nicht weg, umsomehr, als ihre Bevorzugung die übersehenen und zurückgesetzten Einheimischen notwendig verdrießen mußte. Denn von diesen war bloß der Volksdichter Kobell im Verkehr mit dem König und erhielt deshalb und weil er seine biderben Jägermanieren da durchzusetzen suchte, den Namen des „Hoftirolers". Am besten paßte unstreitig noch Baron Schack zu dieser Stellung bei dem leicht verletzlichen Monarchen, da ihn sein Reichtum und die frühe Gewohnheit des Verkehrs mit fürstlichen Personen, sowie sein angeborner Takt dazu ungewöhnlich geeignet machten. Bei all der großen Achtung aber, die einem der so wohlgesinnte Mann durch seine höchst verdienstliche Kunstförderung einflößte, — war er doch der einzige Adelige am ganzen Hof, der ein wahres Interesse für Kunst besaß — so vermochte man sich doch für seine eigene künstlerische Produktion niemals sonderlich zu erwärmen. Da dies auch mehr oder weniger von den meisten andern galt, so trat da

der Fall ein, den die geniale Baronin von Ebner-Eschenbach so witzig als richtig in ihren klassischen „Aphorismen" mit dem Ausspruch charakterisiert, daß „die Künstler von uns meist die Meinung hegen, die wir von ihren Werken haben". Dies war denn auch der Grund, weshalb ich zu den Gliedern des „Musenhofes" nie in ein so nahes Verhältnis gekommen bin, als später zu meinem fast leidenschaftlich verehrten Landsmann Scheffel, der mir in seiner Dichtung so sympathisch war als in seinem Wesen. Der Musenhof paßte eben nicht nach München, und so konnte man denn da vollkommen bestätigt finden, was Gustav Freytag wohl aus eigener Erfahrung über den sehr unnötig gepriesenen Verkehr der Dichter mit den Königen sagt, bei dem im Grunde beide Teile nichts zu gewinnen haben. — Poesie und Kunst sind eben Pflanzen, die am besten und gesundesten auf dem Boden gedeihen, auf dem sie gewachsen sind. Ist schon für Goethe und Schiller die Verpflanzung an den kleinen Weimarschen Hof von sehr fragwürdigem Nutzen gewesen, so ist dergleichen auch später nie gelungen. Daß vollends Norddeutsche sich in Süddeutschland vollkommen acclimatisiert hätten, habe ich eigentlich bloß bei Münchener Malern, bei Dichtern aber nie gesehen. Das heutige München ist aber durch die vielen zugewanderten Künstler aller Nationen bereits, wie Paris oder Rom, schon viel zu international geworden. Ebenso ist es jetzt, wo wir endlich in gesunderen staatlichen Verhältnissen leben, geradezu undenkbar, daß ein Schiller oder Goethe es an solch kleinem Hofe so lange aushalten würden, wie einst in Weimar, wo sie am Ende doch nur durch die gesicherte ökonomische Stellung festgehalten wurden, die ein großer Dichter heute Gott sei Dank überall findet.

Dafür knüpfte ich jetzt bei meinen wiederholten Besuchen in Karlsruhe die Bekanntschaft mit Scheffel wieder an, der mich seit Rom nur einmal mit dem im badischen Staatsdienst rasch seinen Weg machenden Ludwig Stößer in München aufgesucht hatte. Wie er mich seiner Zeit in Rom durch seine herrlich frische Persönlichkeit bezaubert, so hatten mich seither seine Dichtungen entzückt, weil sie, strahlend vom Glanz ewiger Jugend, zugleich so getränkt von echt alemannischem Geiste, ja die edelste Verkörperung desselben sind, die es in der Kunst überhaupt giebt. Jetzt war er bereits ein hochberühmter Mann geworden, dem aber gleichwohl das Leben keinen Schmerz geschenkt. Hatte er doch erst seine blühend schöne, geistvolle und liebenswürdige Schwester infolge eines Eislaufs im Starnbergersee tragisch dahingerafft sehen müssen, und war dann durch eine wenig glückliche Ehe mit einer hochachtbaren, aber ihn und sein frisches Temperament durchaus nicht verstehenden Frau jahrelang bitter gequält worden, da er sie ebenso zärtlich liebte, wie sie ihn, ohne daß sie sich doch je hätten vertragen können. Dergleichen erscheint unmöglich und ist auch anderen schwer verständlich zu machen, wenn man die in Frage kommenden Charaktere nicht kennt. Mit dem Vertrauen, das er mir vom ersten Augenblick unserer Bekanntschaft an erwies, hat er mir auch diesen Hauptschmerz seines Lebens einmal auseinandergesetzt, der ihm das Dasein schon so lang vergällte. Damals war er aber noch voll Hoffnung, daß sich die geliebte Frau doch wieder eines Besseren besinnen und zu ihm zurückkehren werde, eine Hoffnung, die sich freilich erst in seinen letzten Augenblicken erfüllen sollte. Es war mir das ein rechtes Beispiel, daß wenn ein Mann nur schwer über die Gewöhnungen seiner ersten Erziehung

wegkömmt, eine Frau vollends dies nie vermag. Die Erziehung der Frau v. Scheffel aber war hocharistokratisch und norddeutsch zugleich gewesen. So konnte sie denn, wie es scheint, nicht von der Meinung loskommen, daß sie sich zu dem bürgerlichen Dichter doch eigentlich herabgelassen habe, eine Anschauung, die freilich Scheffels wohlbegründeten Stolz darauf, daß ihn die Natur noch ganz anders geadelt hatte, aufs tiefste verletzen mußte. Ebenso hatte sie, wie die meisten feinen und zarten, mimosenhaft empfindlichen Frauen, gar keinen Sinn für Humor, und vollends der studentenhaft tolle und übermütige ihres Gatten mit seiner süddeutschen Kneipseligkeit war ihr bald ein Greuel, wenn er die Dinge mit urkräftigem Behagen so derb beim Namen nannte. Man denke sich nur Tassos Prinzessin und ihre Mienen beim Vorsingen des Gaudeamus! So war ihr das, was alle Welt an ihrem Mann entzückte, bald der größte Schrecken. Natürlich mußte ihn das reizen, daß er in seinem Besten und Herrlichsten so gar nicht erkannt ward von ihr, und so war der Verstimmungen kein Ende, die denn auch bald zu einer Trennung führten. Die Geburt eines prächtigen Knaben gab dann nur zu bald neue Veranlassung zum Streit, da sie mit mütterlicher Zärtlichkeit ihn gründlich zu verziehen drohte, so daß der Vater sich genötigt glaubte, ihr den Knaben eines schönen Tages vermittelst Einbruch kurzweg zu stehlen, da sie ihn gutwillig nicht hergeben wollte. — Das alles erfuhr ich nun zugleich mit dem Bekenntnis, wie er die Hoffnung nicht aufgebe, daß sie sich trotz dieser Kindereien und Lappalien doch wieder zusammenfinden würden. Es schien das auch umso wahrscheinlicher, als Scheffel bei all seiner gelegentlichen Fröhlichkeit doch ein so feiner und taktvoller Mann war,

den gewiß nie jemand auf einer Roheit ertappt hat. Da mußten ihn wie uns alle die über ihn ausgesprengten Gerüchte, als ob er ein Trunkenbold und die Trennung seiner Frau die Folge der dadurch herbeigeführten Scenen sei, umso tiefer verletzen. Denn nichts war irriger, ja böswilliger, als gerade diese Verleumdung. Daß er im Trinken zu viel gethan hätte, das war nicht einmal in Rom der Fall gewesen, wo wir doch im Kreise von lauter ausgepichten Zechbrüdern bis lang nach Mitternacht fröhlich zusammengesessen waren, und es ihm kein Mensch verdacht hätte, wenn er einen Haarbeutel nach Hause getragen. Ebenso hätte er von solcher Neigung doch Spuren zeigen müssen, als ich ihn jetzt in Karlsruhe eines Morgens besuchte, wo er denn sofort ausrief: „Ach, das ist prächtig, daß Sie gerade jetzt hieherkommen, da müssen Sie aber auch gleich das Mittagessen bei mir einnehmen, wozu ich dann noch ein paar Freunde einladen will, nachdem ich eben eine Sendung trefflichen italienischen Weines bekommen, den wir da erproben wollen.“ Als ich mittags kam, fand ich den genialen Architekten Durm und den Landschafter Klose, intime Jugendfreunde, vor denen er sich gewiß nicht geniert hätte, ein Gläschen über den Durst zu trinken. Das Diner begann, und er verstand es wie wenige, den liebenswürdigen Wirt zu machen, der wahrhaft unerschöpflich war in drolligen Einfällen und feinen Bemerkungen, so daß wir selig von ein Uhr bis sechs beisammen sitzen blieben, wo er mit seinem glänzenden Humor die Kosten der Unterhaltung fast allein bestritt und daneben eine Flasche um die andere von den trefflichsten italienischen Weinen entkorkte. Aber selbst hier, wo er so recht glücklich war, weil er sich verstanden und

geliebt fühlte, war er bis zuletzt seiner Sinne genau so mächtig als zu Anfang, ja als wir uns um sechs endlich erhoben, um noch einen Spaziergang zu machen, war er beim Gehen in der frischen Luft nicht weniger sicher und fröhlich als bei Tisch. Jedes Übermaß widerstand offenbar seiner feinen und taktvollen Künstlernatur nicht weniger als jede Roheit. Ich habe auch noch in späteren Jahren öfter Gelegenheit gehabt, mit ihm bald in Gesellschaft, bald auch allein bis spät in die Nacht zusammen zu sitzen, und immer gefunden, daß er sich vollkommen gleich blieb in seiner unvergleichlichen, vom köstlichsten Humor getragenen Liebenswürdigkeit. — Da ich genau dasselbe auch von seinen nächsten Freunden über ihn gehört habe, so ist diese Beschuldigung der Liebe zum Trunk bei ihm offenbar eine arge Verleumdung, die nur durch den in seinen Trinkliedern enthaltenen tollen Jubel entstanden sein kann, wenn sie nicht gar von solchen ausgestreut ward, die ihr eigenes Verhalten gegen ihn dadurch entschuldigen zu müssen vermeinten.

Das ist aber umso eher möglich, als er von seiner juristischen Praxis her wenigstens gelernt hatte, mit äußerster Beharrlichkeit sein Recht zu verfechten und nicht zu ruhen, bis er es erstritten. So hatte er um das Eigentumsrecht seines „Trompeters" viele Jahre zu kämpfen, da ihm dasselbe infolge eines ungenügend abgefaßten Kontraktes in wahrhaft schmählicher Weise entzogen ward. Denn aus den Händen seines ersten Verlegers, der zugleich sein intimer Freund war, ging dasselbe nach dessen frühem Tode an einen Berliner Buchhändler über, der sich um ihn gar nicht kümmerte und Auflagen über Auflagen druckte, ohne ihm einen Heller zu geben. Nun prozessierte er lange Zeit er-

folglos, und erst nach der Errichtung des Reichsgerichts, an das der Prozeß in letzter Instanz ging, verhalf ihm dasselbe zu seinem Eigentum. Für die vielen ihm durch diesen Streit, der ihm alle Stimmung raubte, verdorbenen Jahre erhielt er freilich keine Entschädigung. Ebenso verwickelten ihn seine beiden köstlichen Landhäuser bei Radolfzell am Bodensee in mehrfache Rechtshändel mit den Nachbarn, wo er keineswegs immer siegte, so hartnäckig er sie auch durchfocht. Man mußte ihn eine solche Prozeßgeschichte erzählen hören, um zu begreifen, wie der sonst so freigebige Mann mit echt alemannischer Starrköpfigkeit sein wirkliches oder vermeintliches Recht bis aufs letzte Tüpfelchen hinaus verfocht und sich eher durch die Streiterei um alle Schaffenslust brachte, als nachzugeben. — Nur so läßt sich auch seine geringe Fruchtbarkeit in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens erklären, da Ehe und Prozesse in denselben ihn zu nichts kommen ließen. Zog er sich doch deshalb so viel als nur möglich von aller Gesellschaft zurück, für die er ja ein so unvergleichliches Talent besaß, also sie eigentlich hätte lieben müssen. Aber seine Nerven waren durch alle die aus jener Quelle stammenden Aufregungen so zerrüttet, daß der große, kräftig gebaute Mann oft jeder geistigen Beschäftigung aus dem Wege gehen mußte. — So gehörte es auch offenbar zu seinen daher stammenden Eigenheiten, daß er einen fast nie ansah, selbst wenn er das Wort an einen richtete, eine Gewohnheit, die sich erst später bei ihm ausbildete. Am glücklichsten fühlte er sich deshalb in seinem einsamen Landsitz am Bodensee, der, am Ende einer schmalen, aber eine halbe Stunde lang in den See hineinführenden Landzunge, auf luftiger Höhe gelegen, nach drei Seiten vom

See umflutet, eine wundervolle Aussicht über denselben, die Alpen und die Basaltkegel des Höhgaus mit dem Hohentwiel an der Spitze bot. Zu diesem in deutscher Renaissance umgebauten lustigen Schlößchen führte nur ein kleiner Fußweg durch die Weinberge, welche die Landzunge bedeckten, und die er nach und nach größtenteils gekauft hatte, nur um keine Nachbarn zu haben. Die dicht am Städtchen Radolfzell gelegene größere Villa pflegte er gewöhnlich an Karlsruher Freunde zu vermieten, die da ihre Villeggiatur abhielten.

Ich bin mit Scheffel der Zeit weit vorausgeeilt, um mein Herz über ihn gleich auf einmal zu erleichtern und kehre nun zu meinem Ausgangspunkt zurück. In den nächsten Jahren dehnte sich meine litterarische Thätigkeit merklich aus und spiegelte gelegentlich auch die ganze Erbitterung gegen die unwürdigen Zustände Deutschlands wieder. An Gelegenheit dazu konnte es dem niemals fehlen, der sie so eifrig suchte. So kamen im Jahr 1862 Pilotys Nero und bald darauf der Kaulbachs zur Ausstellung und gaben zu beißenden Anspielungen auf die lumpige Gegenwart Veranlassung. Noch mehr that dies aber der bald darauf ausgestellte Karton der „Renaissance", das letzte von Kaulbachs weltgeschichtlichen Bildern im Berliner Museum. Es war dieser Karton ein großer Triumph der corneliani-schen Schule, wie der Nero Pilotys einer der realistischen Richtung in München. An geistiger Wucht, wie selbst an echt künstlerischem Gestaltungsvermögen erwies sich Kaulbach da dem Meister des Realismus weit überlegen, ja es war bewunderungswürdig, wie er, dessen Bildung eine so mangel-

hafte war, mit Hilfe anderer den Stoff bemeisterte. Aber der Karton war eben auch nur ein Versprechen, an dessen gleichwertige Einlösung man längst den Glauben verloren. Deshalb strömte die ganze talentvolle Jugend Piloty zu, ja Kaulbach selber gab ihm seinen Sohn in die Schule, die außer ihm bereits Lenbach, Th. Schütz, Häberlin, Wagner und Liezenmayer zu ihren besten Schülern zählte. Neben ihnen machten Feuerbachs und Böcklins Bilder in der rasch wachsenden Schackschen Galerie immer größeres Aufsehen, kurz, es zeigte sich bereits jener Reichtum an Talenten, wie er den Aufschwung einer ganzen Nation immer voraus zu verkünden pflegt. In diesem Jahre wurden auch die Propyläen fertig, Klenzes letztes bedeutendes Werk, und ebenso ward das Denkmal des Königs Ludwig von Widnmann enthüllt, das den notorisch schlechten Reiter zwischen zwei sein Pferd führenden Pagen hoch zu Roß zeigt. Das war immer noch besser, als wenn man den im Giebelfeld der Propyläen thronenden König Otto bewundern sollte, obwohl er bereits ein König in partibus infidelium war. — Daß uns alle diese Dinge reichlichen Stoff zur Satyre boten, ist ja wohl entschuldbar.

Das Jahr 1863 bescherte uns dann wiederum eine Münchener Kunstausstellung, die aber doch gar weit hinter der historischen von 1858 zurückblieb und bei der eigentlich eine Anzahl französischer Bilder von Meissonier, Marilhac, Papety, Diaz, Delaroche, Decamps, Vernet das beste waren, obwohl Schleich, Morgenstern, Lier, Volz, Rich. Zimmermann in der Landschaft jedenfalls unsere Ehre retteten, auch wenn nicht Cornelius in der Historie durch eine Anzahl seiner Kartons zum Campo santo etwas gegeben hätte, das

wenigstens in seinem gewaltigen Ernst und der Großartigkeit über allen Vergleichen gestanden wäre. Unter den Skulpturen traten die des Begas, so sein Pan, der eine Psyche tröstet, überraschend auf, während in der Malerei Feuerbachs Pietà die religiöse Seite der Kunst fast allein neben Cornelius vertreten mußte. Dafür entschädigte sie durch treffliche Porträte, welche dann Piloty und besonders Lenbach mit seinem klassischen Bilde des Malers von Hagn gaben, wo er sich bereits ganz vom Naturalismus der Piloty-Schule emanzipiert zeigte. Neben ihm glänzte Böcklin mit einem wunderbaren Bildnis seiner Frau und dem berühmten Anachoreten, sein Landsmann Füßli mit einem guten Familienbild. Auch Viktor Müller machte sich in München zuerst durch seine Waldnymphe vorteilhaft bekannt, Enhuber, v. Hagn, Rhomberg hatten treffliche Sittenbilder. Selbst die Architektur war durch Projekte Sempers, Neureuthers, Schmidts und Ferstels sehr hervorragend vertreten.

Indem ich nun diese immerhin ein ungewöhnlich gesundes Aufstreben beweisende Produktion durchmusterte, drängte sich mir zuerst die Bemerkung auf, daß gerade die realistische Kunst doch weitaus am besten fahre, wenn sie zu Hause bleibe und ganz darauf verzichte, fremde Nationen oder selbst Gegenden schildern zu wollen, weil dies nur sehr ausnahmsweise gelingen könne, d. h. wenn der Maler sich durch langen Aufenthalt acclimatisiert habe oder wie Böcklin durch eine bedeutende Persönlichkeit fesselte. Die Franzosen besonders haben zwar fremde Bevölkerungen und Landschaften mit Vorliebe geschildert, aber sind doch eigentlich recht selten damit glücklich gewesen. Es hat lange Jahre gebraucht, bis sich diese Anschauung durchsetzte; ich will aber

jetzt doch meine Prioritätsrechte geltend machen, nachdem sie neuerdings mit besonderem Nachdruck als etwas ganz Neues verfochten ward. Ich hatte diesmal meine Berichte über die Ausstellung in die „Neuesten Nachrichten" geschrieben, die damals eben emporkamen, nachdem sie Julius Knorr an sich gebracht. Er ließ diese Aufsätze als Heft gesammelt erscheinen, womit ich denn die Reihe jener Ausstellungsbücher begann, denen ich mein bißchen litterarischen Ruf hauptsächlich verdanke. Auch in die zu Wien neu herausgegebenen „Rezensionen" meines Freundes Lützow, an deren Stelle dann bald die „Zeitschrift für bildende Kunst" trat, schrieb ich viel, da ich das Referat über die Münchener Kunst in beiden Blättern übernommen. Bedeutungsvoller ward aber meine Thätigkeit für den Wiener „Botschafter", Organ des Ministeriums Schmerling, dessen Redaktion Julius Fröbel in dieser Zeit übernahm. Das führte mich nach Wien, umsomehr als die Errichtung des Österreichischen Museums durch Eitelberger auch der Kunstindustrie dort bald einen mächtigen Aufschwung gab. Ich wohnte bei Laube, der sich durch seine energische Leitung des Burgtheaters bereits großen Ruf erworben und jetzt ebenso eifriger Österreicher geworden war, als er früher leidenschaftlicher Preuße gewesen. Wien hat immer etwas Blendendes, wenn man es zuerst kennen lernt, und so glaubte denn auch ich, den Preußens seitherige Haltung längst hatte an ihm verzweifeln lassen, eine Zeit lang, daß uns Österreich das Heil bringen werde, eine Meinung, von der ich freilich noch früher zurückkam als alle meine Freunde, die es weniger genau kannten.

Mit dem Jahre 1864 und dem schon im Winter ausbrechenden schleswig-holsteinischen Kriege kamen die deutschen Dinge endlich in jene entscheidende Bewegung, die wir Patrioten mit Jubel begrüßten. Nur sprach sich der alte deutsche Mangel politischen Verstandes gleichzeitig dadurch aus, daß fast kein Mensch in Süddeutschland diese Provinzen Preußen gönnte, das sie doch erobert hatte, sondern die meisten ihre Selbständigkeit, also nur einen Kleinstaat mehr wünschten. Bald darauf erfolgte der Tod des Königs Maximilian und es vermehrte die gerechte Trauer um den wohlwollenden Fürsten nicht wenig, daß die allzugroße Jugend seines Nachfolgers in so schwerer Zeit jeden Denkenden mit Besorgnis erfüllen mußte. Die erste Äußerung seiner Selbständigkeit bestand bekanntlich in der Berufung meines alten Freundes Richard Wagner, den ich seit 1848 nur in Karlsruhe wieder einmal getroffen hatte, wo mir denn auch mancherlei Seltsamkeiten an ihm zuerst auffielen. Jetzt, wo er ein ihm ganz neues Feld betrat, war ich ihm als leidlich orientierter und zuverlässiger Freund wenigstens anfangs von einigem Wert, und er zeigte mir deshalb großes Zutrauen. Die Schwärmerei des jungen Königs für den Tondichter hatte zuerst etwas fast Kindliches, er behandelte ihn durchweg als Ratgeber und Freund, während Wagner wieder die väterlichste Zärtlichkeit für ihn zur Schau trug, aber zugleich auch in Gedanken gleich das ganze Königreich Bayern mitregierte. So bekam ich denn auch viele Briefe und Billete des Königs an Wagner zu lesen, die mir schon damals weit mehr als durch ihren Geist, durch ihre Überschwenglichkeit auffielen. Daß dieselbe durch den Umgang mit dem genialen, aber zugleich unglaublich aufgeregten

Meister nicht vermindert werden konnte, lag auf der Hand, umsomehr, als derselbe sehr geneigt war, die ganze Menschheit, mit einigen kleinen Ausnahmen, zu verachten und für bloßes Material zum Verbrauchtwerden durch die Auserwählten zu halten. Wagner hat daher ganz sicher keinen guten Einfluß auf den jungen König ausgeübt, jedenfalls dessen Neigung, sich in eine phantastische Traumwelt einzuspinnen, nur gesteigert. War er doch selber nur zu sehr disponiert, diese Welt nur dazu vorhanden zu glauben, Wagnersche Musik zu hören und alles andere daneben gering zu schätzen. Solch natürlicher Egoismus des Genies war aber alles eher, als von günstigem Einfluß für einen Charakter wie der junge König, da es den seinigen nur steigern konnte. Da Wagner überdies eine Menge Schulden und große Bedürfnisse hatte, so war er genötigt, die Kasse des Königs übermäßig in Anspruch zu nehmen, was ihm jedenfalls die stille Feindschaft aller Hofbeamten zuzog.

So kamen denn alsbald die abenteuerlichsten Gerüchte über seine Ausbeutung des hohen Beschützers ins Publikum. Der biedere Philister nicht allein, sondern auch die Hofkreise würden es ganz natürlich gefunden haben, wenn der König an eine hübsche Maitresse zehnmal so viel gewendet hätte, aber an einen großen Künstler — das war unerträglich! — Man verstand es denn auch von gewisser Seite vortrefflich, die über eine angebliche Günstlings-Herrschaft entstandene Aufregung noch zu steigern. In Wahrheit existierte dieselbe aber gar nie. — Denn es zeigte sich sehr bald, daß der König zwar wohl Wagners Umgang gelegentlich liebte, aber nicht im geringsten geneigt war, sich durch ihn oder irgend jemand anderen übermäßig beeinflussen zu lassen. In dieser

Beziehung war das wechſelſeitige Verhältnis im Gegenteil ſogar nie ganz aufrichtig. Der König ward oft ärgerlich über Wagner und entwickelte überhaupt früh einen Charakter ohne jede Hingebung. — Kurz, ich erhielt bald ausreichende Beweiſe dafür, wie wenig die poetiſche Phraſe, daß der Künſtler mit dem König Hand in Hand gehen ſolle oder jemals gehen könne, der Wirklichkeit irgend entſpreche. — So ward während Wagners Aufenthalt in München Triſtan und Iſolde herrlich aufgeführt, dank Schnorrs und ſeiner Gattin unvergleichlichem Talent und der vortrefflichen Leitung des Orcheſters durch Wagner und Bülow. Obwohl jung und ſchön wie ein Antinous und deshalb von den Frauen vergöttert, hatte der Fürſt aber doch bereits jene Abneigung vor ſeinen getreuen Münchenern und deren mehr oder weniger liebevollem Anſtarren gefaßt, die ihn bekanntlich bewog, ſich die Stücke, die er liebte, allein für ſich aufführen zu laſſen. So hatte er ſich eines Tages auch eine Vorſtellung von Triſtan und Iſolde beſtellt. Um nun der Frau v. Bülow und mir eine ſolche, unter ſo beſonderen Umſtänden vor ſich gehende Aufführung zu zeigen, hatte Wagner im Einverſtändnis mit dem Kabinetsrat und Vertrauten des Königs, dem Staatsrat v. Pfiſtermeiſter, Frau Coſima und mich mit meiner Frau in die Loge unmittelbar unter derjenigen plaziert, in welcher der König der Aufführung beiwohnte, wo er uns alſo durchaus nicht ſehen konnte. Die Aufführung in dem ganz verdunkelten, geſpenſtiſch ſtillen Raum, deſſen Rieſengröße man nur ahnte, wirkte mit faſt dämoniſcher Gewalt, umſomehr als Wagner ſelbſt dirigirte. Da aber die Wechſelwirkung zwiſchen Künſtlern und Publikum durchaus fehlte, die erſteren ſo notwendig iſt, war der Eindruck mehr

unheimlich als erhebend. Nach dem zweiten Akte entfernte sich der König, um zu soupieren. Da er gleich wiederkehren sollte, so hatten Dirigent und Orchester wie Sänger, am Platze zu warten, um sofort bei seiner Rückkehr wieder anfangen zu können. Es verging aber eine volle Stunde und dann noch eine, kurz, eine tödlich lange Zeit, bis es der Majestät gefiel, wiederzukehren, um sich den letzten Akt vorspielen zu lassen. Diese Rücksichtslosigkeit gegen den angeblichen Busenfreund und einige Dutzend Künstler ward dann nicht einmal durch eine Entschuldigung gemildert und gab mir den richtigen Begriff, was es mit dem Hand in Hand gehen eigentlich auf sich habe. — Auch sonst hätte man an nur zu vielen Zeichen die anormale Gemütsverfassung des Königs schon damals leicht erraten können, denn die Opernaufführungen waren ja ganz und gar nicht die einzige Excentricität, die er sich gestattete. — Das außerordentlich einschmeichelnde und verführerische Wesen, das Wagner in so hohem Grade zu Gebote stand, gefiel offenbar dem jungen Fürsten sehr, ohne daß er indes jemals auch nur einen Augenblick den ungeheuren Abstand vergessen hätte, der einen Fürsten nicht nur seiner Meinung nach von allen übrigen Sterblichen trennt. — Ohne Zweifel hätte sich Wagner in München, beschützt vom König, wie er es war, immerhin noch lange halten können, wenn er nicht in Hans v. Bülow einen Genossen hergezogen hätte, der es in ganz ungewöhnlichem Grade verstand, bei den Münchenern sich unbeliebt und Wagner zahllose Feinde zu machen. Dagegen kam selbst die außerordentliche Klugheit und der feine Takt seiner Frau nicht auf, an deren geistvolle Unterhaltung und Weltgewandtheit ich mich heute noch mit Vergnügen erinnere. Mit

ihrem scharfkantigen Gatten nur noch äußerlich verbunden und längst in Wagner den mächtigeren Genius verehrend, war sie in dessen Interesse unaufhörlich thätig und versöhnte ihm viele Gegner. Schon lange bevor sie sich ganz von Bülow trennte und Wagners Frau ward, war sie sein Sekretär, Vertrauter und immer sein guter Genius gewesen, wie sie ja heute noch nur für sein Andenken lebt. — In dieser Zeit bekam nun auch ich bald Gelegenheit, die Unannehmlichkeiten kennen zu lernen, die keinem erspart blieben, der damals mit Wagner in näherer Verbindung stand. Derselbe kam nämlich, nachdem er mehrere Bildnisse gesehen, die ich um jene Zeit malte, zu mir, um mich zu bitten, sein Porträt zu malen, das der König von ihm verlangt hatte und womit er ihn zu seinem Geburtstage zu überraschen dachte. Ich malte das Bild selbstverständlich mit besonderem Eifer, so daß es nicht übel geriet und wenigstens dem König große Freude gemacht haben soll, als er es erhielt. Sofort aber verbreitete sich in der Stadt das Gerücht und fand seinen Weg auch in die Zeitungen, ich habe eine Rechnung für dasselbe bei der Kabinetskasse eingereicht, die sogar für die damalige Zeit, welche die heutigen hohen Preise noch nicht entfernt kannte, ziemlich stark gewesen sei. Sehr ärgerlich über diese ganz aus der Luft gegriffene Beschuldigung protestirte ich sofort in der „Allg. Ztg." und ging ins Kabinet, um zu erfahren, wie dies Gerede entstanden sein könne. Dort empfing mich der spätere Ministerpräsident v. Lutz und sagte mir, daß ich allerdings ganz unbeteiligt sei, daß es aber scheine, als ob Wagner vielleicht eine Rechnung eingereicht habe. Davon wenig befriedigt, wandte ich mich nun bei erster Gelegenheit in Wagners Gegenwart an den Kabinets-

chef v. Pfistermeister, der mir dann die Auskunft gab, daß er geglaubt, es wäre passend, wenn mir der König für die schöne Arbeit seine Erkenntlichkeit bezeigte, und deshalb eine Remuneration von 1000 Gulden beantragt habe. Dadurch sei wohl das Gerede entstanden. Was nun daran wahr war, habe ich nie erfahren, auch kein anderes als das mit Wagner ausgemachte Honorar erhalten.

Allmählich fing es aber doch an, mir allzu unangenehm zu werden, in solche widerwärtige Geschichten verwickelt zu werden, und ich zog mich daher mehr und mehr zurück von den Wagnerschen Angelegenheiten, nachdem ich ihm, als ganz und gar nicht musikverständig, selbst in der Presse eigentlich doch nur geringe Dienste leisten konnte. — Einmal mußte ich aber doch noch sogar sehr lebhaft teilnehmen. Es war das bei dem projektierten großen Festtheater für die Aufführung Wagnerscher Opern, das der König drüben über der Isar errichten lassen wollte. Da empfahl ich nun Wagner seinen alten Unglücksgenossen Semper für den Bau, der denn auch richtig gewählt und zur Anfertigung von herrlichen Plänen und Modellen veranlaßt ward, was ihn mehrfach nach München führte, so daß wir schon hofften, ihn ganz dahin gezogen zu sehen. Da erhob sich aber über dieses Projekt, dessen sich zu freuen die Münchener alle Ursache gehabt hätten, da es ihre Stadt um eine herrliche Zierde bereichert und ihnen einen großen Künstler gewonnen hätte, ein solcher Sturm in der Presse und in der mißleiteten Bevölkerung, daß der König es ein für allemal aufgab, für München irgend etwas zu thun. Er hat denn auch bekanntlich alle seine Schlösser auswärts gebaut, das Theater aber ward in Bayreuth als eine Bretterbude errichtet und hat

dieſer Stadt die Millionen eingetragen, welche die aufgehetzten Münchener ſo unvernünftig verſcherzten. — Semper aber, der nicht umſonſt genarrt ſein wollte, mußte um ſein Honorar noch einen ärgerlichen Prozeß mit der Kabinettskaſſe führen, der endlich durch Vergleich beendigt ward. — Bei allen dieſen Gelegenheiten aber zeigte Wagner eine unbeugſame Tapferkeit und zugleich eine Vornehmheit der Geſinnung, die ſeines Genies vollkommen würdig waren. Und es iſt doch gewiß keine Kleinigkeit, ringsum von geheimen und offenen Feinden umgeben zu ſein und am König ſelber nur einen ſehr unzuverläſſigen Schutz zu haben, an ſeiner Umgebung aber lauter ſtille, aber umſo wirkſamere Gegner. — Wenn ich auch meiner ganzen bürgerlich ſoliden und hausbackenen Art nach durchaus nicht in dies geniale und aufgeregte, vom Theater ſtammende und das Komödienſpiel auch im gewöhnlichen Leben fortſetzende, überdies die größten Mittel in Anſpruch nehmende und rückſichtslos verbrauchende Treiben paßte und mich deshalb früh zurückzog, ſo kann ich doch nicht umhin, noch heute der eiſernen Willenskraft, die Wagner fortwährend entwickelte, die höchſte Bewunderung zu zollen. Er blieb immer ungebeugt, weil er das volle Bewußtſein ſeiner Überlegenheit und ſeines Genies und des daraus entſtammenden Rechtes hatte. Ebenſo ward er, in ſo großer Aufregung und Leidenſchaft ich ihn auch geſehen habe, doch niemals gemein oder roh, wie viele andere begabte Männer. Daß er eine Menge verachtete, die immer nur die gemeinſten und kleinſten Maßſtäbe für ihn hatte — wer wollte ihm das verdenken? Wenn es uns anderen damals oft faſt komiſch vorkam, daß er eigentlich den jungen König protegierte, ſtatt ſich von ihm protegieren zu laſſen,

so hat ihn die Zeit glänzend gerechtfertigt. Denn wird es nicht ewig der größte und vielleicht einzige Ruhmestitel des unglücklichen Ludwigs II. bleiben, daß er diesen großen Künstler richtig erkannte und ihm erst Gelegenheit verschaffte, seine ganze riesige Schöpferkraft zu entfalten? Nicht minder, daß er ihm sein Wohlwollen und seinen Schutz durch alle folgenden Jahre bis zum Tode erhielt, trotz öfterer vorübergehender Trübungen seines Verhältnisses zu ihm. Es kann aber auch gar kein Zweifel sein, daß Wagner von all den genialen Künstlern, die ich je gekannt, weitaus der begabteste und die reichste Natur unter ihnen war. — Vorab besaß keiner von allen diese unbezwingliche Tapferkeit und gewaltige Willenskraft. Dabei war er gegen seine Diener der gutmütigste und wohlwollendste Herr, hatte trotz seiner fieberhaften Ungeduld immer Nachsicht mit ihnen und sorgte nach Kräften für sie. Für die Musiker und Sänger aber war er geradezu berauschend und konnte sie zu den äußersten Anstrengungen begeistern. So gab es nichts Interessanteres, als ihn eine Probe leiten zu sehen; da glich der kleine Mann mit dem mächtigen Kopf, langen Leib und kurzen Beinen einem feuerspeienden Vulkan, ja riß alles mit sich fort. — Sein Talent wie sein Mut verließen ihn denn auch nie, selbst wenn sich die Schwierigkeiten und Gefahren haushoch um ihn auftürmten. Wie Semper beim Dresdener Maiaufstand bekanntlich dadurch für denselben gewonnen ward, daß man ihn Barrikaden besser bauen hieß, die nach seiner Ansicht schlecht angelegt waren, so leitete auch Wagner das Sturmgeläute damals so wirksam, daß manche verrückt darüber wurden vor nervöser Aufregung, während er später uns einmal offen bekannte, daß ihm Dresden nie so gut

gefallen habe, als bei dieser höllischen Musik der Sturmglocken. Ja, die gewaltigste Aufregung war sein eigentliches Element, da fühlte er sich erst recht wohl, und es ist mir unvergeßlich, wie er uns in Paris das wilde Geheul des Wintersturmes im gefrornen Takelwerk auf seiner abenteuerlichen Flucht von Riga schilderte und wie ihm da der Gedanke zum Fliegenden Holländer gekommen sei, wo er dies dämonische Geheul und Pfeifen denn auch so unübertrefflich packend, ja erschütternd verwendet hat bei seinem Gespensterschiff.

Da aber mit der Dummheit und Roheit eines hohen wie niederen Pöbels bekanntlich selbst die Götter vergeblich kämpfen, so gab zuletzt auch Wagner den Widerstand auf und zog in die Schweiz, wo man ihn gewiß nicht besser verstand, aber wenigstens in Ruhe ließ. — Denn das Merkwürdigste an diesem Münchener Aufenthalt war und blieb, daß selbst zur Zeit ihrer größten Empörung gegen den Meister die Münchener doch seine Musik immer gleich gerne hörten und seine Opern das Theater jedesmal bis zum letzten Platz füllten. Sie bewiesen also, daß sie den großen Künstler sehr gut vom Menschen zu trennen wußten, der ihnen allein antipathisch war und blieb, weil er nun einmal so wenig zu ihrer phlegmatischen und schlichten Art paßte, als der Vesuv auf den Gasteig passen würde. — Naiv, wie das Münchener Publikum es durchaus ist, gaben sie sich ganz dem machtvollen Eindruck seiner Kunstwerke hin, ohne sich deshalb ihrem Meister verpflichtet zu fühlen, dessen jede Naivetät ausschließendes, raffiniertes und berechnetes Wesen zwar gewiß nicht der Inspiration, aber durchaus dessen ermangelte, was sie Natürlichkeit nannten. Wo hätte auch

bei dem auf dem Theater auferzogenen, im Pariſer Leben Ausgebildeten die Naivetät bleiben ſollen? Wie alle großen Männer gehörte er durchaus zu den Raubtieren, war durch ſeinen Beruf ſchon auf beſtändige Berechnung der Mittel angewieſen, mit denen er wirken wollte, und die er ja auch beſſer verſtand als irgend einer ſeiner Vorgänger. Er hatte alſo höchſtens die Naivetät des Löwen, der mit dem Haſen ſpielt, bevor er ihn frißt.

XVII.

1865—67.

Ich selber hatte im Sommer 1865 endlich meinen „Schiller in Mannheim“ vollendet, aber damit einen Durchfall erlebt, da ich offenbar nicht imstande gewesen war, mich recht in die Zeit hineinzufinden. Ebenso wenig hatte ich es vermocht, durch rein malerischen Reiz zu entschädigen. Da man sich dergleichen ungerne eingesteht, so begnügte ich mich mit einem angeblichen Achtungserfolg, der eigentlich gar keiner war. — Immerhin etwas glücklicher schien eine „Einführung des jungen Goethe bei der Herzogin Amalie 1776“ ausgefallen, die ich 1864 für den Bankier Stein-Herstatt in Köln gemalt und den Vorgang in den Tiefurter Park verlegt hatte. — Diese Bilder verschafften mir um jene Zeit einen interessanten Besuch. An einem schönen Morgen kam nämlich ein in seinem Äußern den Typus des deutschen Gelehrten besonders fein und interessant ausprägender Mann zu mir ins Atelier, der sich als Dr. David Strauß vorstellte und meine Bekanntschaft, die er in der „Allg. Ztg.“ gemacht, hier zu vervollständigen wünschte. Sein lebhaftes Kunstinteresse hatte ihn zu mir gezogen, wo er sich Aufschluß über die neuere Richtung der Münchener Kunst zu

holen wünschte. Selten noch hat mir jemand einen so tief humanen und wohlthuenden Eindruck hinterlassen, als dieser kühnste und streitbarste aller deutschen Denker. Da ich noch eben die neue Volksausgabe seines Lebens Jesu gelesen hatte, so war mir seine persönliche Bekanntschaft doppelt interessant, obwohl man erst bei längerem Gespräch die sich hinter der anspruchslosesten Form bergende rücksichtslose Schärfe seines Gedankenganges zu ahnen anfing. Übrigens besprach er mit mir bloß malerische Aufgaben und war mir besonders dadurch interessant, daß er die Zukunft unserer Kunst durchaus in der Profanhistorienmalerei suchte, obwohl ich ihm die Schwierigkeiten derselben eher übertrieb.

Allerdings teile ich durchaus nicht die moderne Meinung, daß der Maler gar kein Interesse vom Gegenstand borgen dürfe, vielmehr glaube ich, daß die glückliche Wahl seines Stoffes, also vorab eines solchen Themas, das alle Welt interessiert, wozu große Menschen und große Begebenheiten doch in erster Linie gehören, immer dem Künstler die Arbeit ganz ungeheuer erleichtern werde. Dennoch ist nicht zu leugnen, daß die Darstellung historischer Begebenheiten so von allen Seiten bedingt und durch die herrschenden Sitten, Trachten und das Zeremoniell eingeschränkt ist, daß sie bekanntlich nur selten gelingt. Ja man kann dies Gelingen ziemlich auf die Zeit und die Nation des darstellenden Künstlers beschränken, wie uns selbst ein Rubens und Paul Veronese oder in neuerer Zeit Paul Delaroche und Menzel beweisen. — Davon wollte nun Strauß nichts wissen und kam nicht von der Vorstellung los, daß der Maler mit dem Geschichtsschreiber konkurrieren könne, während ich meinte, daß er immer ein Dichter sein und bleiben müsse. So ver-

plauderten wir angeregt eine Stunde, und der berühmte Gelehrte hat mich dann jedesmal besucht, wenn er durch München kam. Da ich unterdessen auch durch Fröbel auf Darwins Entdeckungen aufmerksam gemacht ward, so hatte Strauß' bald darauf erscheinendes Werk „Der alte und der neue Glaube" einen mächtigen Einfluß auf mich, obwohl es mich zunächst zum Widerspruch reizte. Ich war nämlich bisher von der ererbten Vorstellung der Existenz eines persönlichen Gottes niemals losgekommen, obwohl ich mich sonst allen religiösen Systemen gegenüber vollkommen gleichgültig verhielt. Nun bewiesen mir aber Darwin und Strauß plötzlich die Möglichkeit, das Wunder vollkommen aus der Welt zu schaffen, ja daß der persönliche Gott, an den ich noch immer geglaubt, eigentlich gar keinen Platz im Universum habe. — Diese Materialisierung der Welt empörte mich zunächst und ich meinte wenigstens, aus der allgemeinen Verbreitung solcher Anschauungen unter der Masse lauter Unheil entstehen zu sehen. Ich hielt also die Veröffentlichung des Straußschen Buches für einen großen Fehler. Das konnte ich aber doch nicht verhindern, daß es nach und nach mich selber eroberte, und ich zuletzt die Erfahrung machte, daß dadurch recht wenig bei mir verändert ward, wenn ich die Hoffnung auf den Himmel ruhig darangab.

Einstweilen brachte ich im Sommer 1865 mich und meine Familie zur Sommerfrische an einen lieblichen Winkel des Bodensees bei Konstanz, um nur dem ewigen Richard Wagner-Klatsch in München möglichst fern zu bleiben. Wir wurden da in dieser weltabgeschiedenen Bucht die Vorgänger des preußischen Finanzministers v. Scholz, der die Villa später erworben hat. Der Sommer dieses berühmten Wein-

jahrs von 1865 war denn auch durch seinen ewig wolkenlosen Himmel ganz aus der deutschen Art geschlagen und lockte mich noch spät im September zu einer Fußreise in das mir noch ganz unbekannte Berner Oberland. Über den Wallenstadter See und Glarus kam ich zunächst nach Stachelberg. Von dort stieg ich am anderen Morgen hinauf zum Urnerboden und kam von da nach siebenstündigem einsamen Marsch hinunter ins Schächenthal, wo es für den begreiflich sehr hungrig Gewordenen nichts zu essen gab, als Murmeltierbraten, der mir als zu fett entschieden widerstand. In Altdorf übernachtend, fuhr ich am folgenden Tage nach Luzern und Alpnach, um dann von dort über den Brünig nach Meyringen zu gehen, wo ich den Schweizer Tiermaler Koller nebst verschiedenen anderen Künstlern traf und einige Tage in dem lieblichen Orte blieb. Das seit Monaten ununterbrochen herrliche Wetter hatte den Bergen eine fein silbergraue Färbung verliehen, wie ich sie nachher nie wieder von solchem Reiz gesehen habe. Doch endlich mußte geschieden sein, und so machte ich mich denn eines Morgens um fünf Uhr auf den Weg, hinauf nach Rosenlaui, wo ich um sieben ankam, frühstückte und dann gleich nach der großen Scheidegg weiterging. Um zehn Uhr dort anlangend, lockte mich die sonnig herabglänzende Spitze des Faulhorns dermaßen, daß ich gleich aufbrach und sie noch vor ein Uhr erreichte. Die Aussicht war geradezu wunderbar, die riesige Gletscherwelt gegenüber schien ganz aus Silber zu bestehen, so glänzten ihre Spitzen, und die Luft war, trotzdem das Ende Septembers nahte, so warm, daß wir auf der Spitze die Röcke ausziehen und uns auf den Rasen legen konnten. Denn ich hatte da eine ganze Anzahl fashionabler Bergsteiger ge-

funden, die es mir aber alle nicht glauben wollten, daß ich heute schon von Meyringen komme, da ich doch noch einen Rucksack zu tragen hatte. Ich aber habe weder vor noch nachher je mehr solch wunderbaren Anblick des Hochgebirges gehabt. Wir dinierten nun vortrefflich, überdies billiger als in Grindelwald, zu dem ich dann bis abends sechs noch hinabstieg. — Am anderen Morgen kam ich schon um zehn über die kleine Scheidegg auf die Wengern-Alpe, wo eben der Donner der von der Jungfrau abstürzenden Lawinen zu rollen begann, ein furchtbarschönes Schauspiel, das mich eine volle Stunde festhielt. Dann galt es, durch eine ununterbrochene Reihe von Alphornbläsern, Spitzen-, Alpenrosen- und Mineralienverkäufern und sonstiges Bettelvolk Spießruten zu laufen, bis in das herrliche Lauterbrunner Thal hinab, meines Dafürhaltens das schönste aller Gebirgsthäler der Welt. Abends ging es noch nach dem von eleganten Fremden dichtgefüllten Interlaken und anderen Tags über den herrlichen Thunersee nach Bern, wo ich mein Gepäck wieder erreichte und über Basel nach Konstanz zurückkehrte. Wie schön diese Reise aber auch ausfiel, so habe ich doch nie mehr Lust gefühlt, dergleichen zu wiederholen, weil einem in der Schweiz durch den entsetzlichen Fremdenschwarm und die ihm folgenden Bettler, aller Naturgenuß vergällt wird. Wie kann man dem Lawinendonner Geschmack abgewinnen, wenn dicht neben einem französisch und englisch parliert wird und selbst die Bewohner der Gegend alle zu gemeinen Spekulanten auf deinen Geldbeutel ausgeartet sind. Das ist eine beständige und schreiende Disharmonie, die einem zuletzt den ganzen Spektakel wirklich als eine absichtlich arrangierte Theaterdekoration erscheinen läßt, wie Daudet

in seinem »Tartarin dans les Alpes« so ergötzlich ausführt. — Soweit es aber mehr in das Gebiet des Sehens als des Hörens fällt, so schildert Allers dies Treiben in seiner köstlichen „Hochzeitsreise in die Schweiz" eigentlich noch besser.

Als ich nach Konstanz zurückkam, fand eben die Eröffnung der Eisenbahn nach Basel durch den Großherzog Friedrich statt, der bei dem darauffolgenden Bankett eine sehr gute Rede hielt, in welcher er seine deutsch-patriotische Gesinnung unverhüllt aussprach. Diese erste Eisenbahn, der bald noch drei andere folgten, gab das Signal zu einer völligen Revolution in meinem Geburtsort. Denn mein Freund Stößer war damals Stadtdirektor und verschaffte als solcher der Stadt den Bürgermeister Stromeyer, einen Neffen Mathys und ebenso begabten als thatkräftigen Mann, der die nunmehr gebotene Gelegenheit zur Hebung des bis dahin sehr zurückgebliebenen Gemeinwesens vortrefflich auszunützen verstand, so daß die Stadt bald gar nicht mehr zu kennen war und eine Periode mächtigen Aufschwungs eintrat. Einen mit kluger Berechnung der Mittel und rastlosem Fleiß gepaarten Unternehmungsgeist konnte er freilich seiner Bürgerschaft nicht einflößen, und so artete manches, was ganz gut geplant war, später in argen Schwindel aus, wie denn Gottfried Keller in seinen „Leuten von Seldwyla" und dem „Martin Salander" nicht nur die geistige Verfassung jener Zeit in den benachbarten Schweizerstädten, sondern kaum weniger treffend auch bei uns gezeichnet hat.

Inzwischen drängten die Dinge in Deutschland immer mehr auf eine Entscheidung zu, wie ich bald sah, als ich im Oktober mit meiner Familie nach München zurückkehrte.

Als es sich aber nun darum handelte, zwischen Österreich und Preußen, großdeutsch und kleindeutsch zu wählen, geriet ich, der ich mich sofort für die protestantische Hälfte Deutschlands und den Staat Friedrichs des Großen entschied, in einen sehr argen Widerspruch mit meinen meisten Freunden, ja selbst mit dem doch nationalliberalen Brater. Sie alle konnten als Juristen über die formellen Bedenken gegen das gewaltthätige Verfahren des mir bereits sehr sympathischen Bismarck nicht wegkommen. Ich aber hielt es für das größte Unglück Deutschlands, wenn Österreich mit dem Ultramontanismus im Bunde siegen würde, und ordnete dem jede andere Rücksicht unter. Da der Krieg immer drohender wurde, ging ich im März 1866 nach Leipzig, um mich mit Brockhaus über die Fortsetzung seiner unter meiner Leitung stehenden Unternehmungen zu besprechen. Ich fand meine Freunde, wie Koch, der erster Bürgermeister von Leipzig geworden war, und Biedermann, der die durchaus preußisch gesinnte Leipziger „Allgemeine Zeitung" redigierte, in nicht geringer Verlegenheit, da die Stadt mit ihren Interessen entschieden auf der preußischen Seite stand, aber alle Bemühungen für eine Neutralitätserklärung fruchtlos geblieben waren in Dresden. Komischerweise glaubte kein Mensch an einen Sieg dieses Preußens, selbst die, welche ihn wünschten nicht, so schlecht war man unterrichtet. Und doch hätte der Verlauf des schleswig-holsteinischen Feldzuges uns darauf vorbereiten müssen! Bei einer großen Abendgesellschaft, die Brockhaus damals gab, lernte ich auch den berühmten Kanzler von Wächter kennen, und der Dichter Gottschall regalierte uns mit Friede predigenden Versen, während die Armeen schon an der Elbe einander gegenüberstanden

und die ganze Atmosphäre nach Pulver roch. Als ich nach München zurückkam, ging mir erst recht ein Licht darüber auf, wie gründlich faul diese ganze kleinstaatliche Wirtschaft war, da es der junge König nicht einmal der Mühe wert fand, sich den unter seinem Fenster vorbei und für ihn ins Feld ziehenden Truppen zu zeigen. Ja, man hörte bald, daß der Herr Ministerpräsident von der Pfordten bei einer höchst dringlichen Entscheidung, die er zu holen hatte, eine volle Stunde warten mußte, und als er endlich eindrang, den König als Lohengrin kostümiert im Kahn von Schwanen gezogen fand, mit seinem Adjutanten, dem Prinzen Taxis, als Knappen. So hatte sich dem jungen Fürsten schon die Unterscheidung zwischen Wirklichkeit und Traumwelt verschoben, daß er gar kein Gefühl mehr für den furchtbaren Ernst des Lebens hatte, das sich rund um ihn herum abspielte.

Bei uns anderen äußerte sich dieser Ernst zunächst wiederum durch eine furchtbare Geldklemme, da niemand Zahlungen machte und jedermann zurückhielt. Des Jahres 1848 eingedenk, hatte ich mich gut vorgesehen und konnte selbst noch ein paar Freunden aushelfen. In dieser Stimmung, wo fast jeder außerdem auch noch um Angehörige oder Freunde bangte, die ins Feld gezogen waren — mein Baumeister Bürcklein hatte allein drei Söhne draußen — sollte ich im Maximilianeum an meinen Feldherren malen! Noch schlimmer ging es Freund Seibertz, der eben sein Diplomatenbild mit dem Freiherrn von der Pfordten als Hauptperson vollendet hatte, dessen Politik jetzt auf eine so gefährliche Probe gestellt ward. Da man aus Norddeutschland gar keine Nachrichten bekam, dagegen Wunderdinge von dem Benedekschen „Plan“ hörte, so lauteten anfänglich auch

die Nachrichten über die ersten Gefechte bei Skalitz, Trautenau ꝛc. günstig, und man begriff nur nicht, daß die Preußen trotz dieser Schlappen immer vorrückten, bis ich endlich die Nachricht von der Schlacht bei Königgrätz zuerst durch Bürcklein erhielt, nachdem mich ein norddeutscher Freund schon aufmerksam gemacht hatte, daß die Darstellung der vorausgehenden Gefechte eine ganz falsche gewesen sei. Daß nach Sadowa der Krieg entschieden sei, war ich fest überzeugt und konnte also die unglaubliche Thorheit nicht begreifen, daß Bayern jetzt den Krieg noch fortsetzen sollte. Dennoch sahen wir fortwährend Ersatzbataillone zur Armee abrücken, während doch die Einberufenen bereits so widersetzlich waren, daß hier in München die Landwehr eines schönen Abends Feuer auf diese betrunkenen Vaterlandsverteidiger geben mußte. Ebenso ward der Sohn des Malers Schwarzmann, Adjutant beim Geniekorps, von einem Trupp solcher Einberufenen abends angefallen und mußte, an die Wand gelehnt, sich so lange mit dem Säbel gegen die auf ihn Eindringenden wehren, bis ihn eine zufällig erscheinende Patrouille befreite. — Bürcklein, der als Oberpostrat die Feldtelegraphen zu besorgen hatte, kam nach den Gefechten von Kissingen und Roßbrunn zurück, nicht sehr erbaut von der Leitung der Armee und erzählte mir, daß ihm eines Abends in einem kleinen Orte der Rhön Prinz Karl, der Höchstkommandierende, mit besonderem Triumphe gesagt habe: „Nun, jetzt bin ich nur froh, daß ich heute einmal ein Nachtquartier herausgefunden habe, wo es keinen Telegraphen giebt und ich also einmal ruhig schlafen kann.“ Die jüngeren Offiziere aber sprachen alle mit Entzücken von den — Preußen und ihrer in jeder Beziehung überlegenen militärischen Ausbildung.

Von irgend einer Erbitterung gegen sie war nirgends eine Spur zu bemerken. Je mehr sich aber die preußischen Truppen München näherten, umso größer ward der Schrecken in den höheren Regionen, die denn auch alle Kostbarkeiten zusammenpacken und in die Schweiz flüchten ließen. Ja selbst die besten Bilder der Pinakothek wurden wenigstens zusammengerollt, um sie eventuell flüchten zu können. Wie wenig aber der König seinen Platz an der Spitze seines Volkes auszufüllen verstand, konnte man daraus sehen, daß man in München lange Zeit gar nicht wußte, wo er sich eigentlich aufhielt, ob am Starnbergersee, in Hohenschwangau oder sonstwo. Da nun alle Welt wenigstens ihr Geld vor den preußischen Brüdern flüchten zu müssen glaubte, besonders nachdem Manteuffel den Frankfurtern eine solche Kontribution auferlegt hatte, so wandelte mich komischerweise auf einmal auch eine sehr überflüssige Besorgnis um meine auf der Bank liegenden paar Groschen an, besonders weil ich noch die Ersparnisse meines Schwagers Alfred und meiner Schwägerin verwaltete. Als nun eines schönen Morgens die Preußen schon in Eichstädt angelangt sein sollten, erhob ich mein Depositum und dachte dasselbe in einer der Züricher Banken in Sicherheit zu bringen. — In Augsburg, über das man damals noch nach Lindau fahren mußte, hängte sich uns der ganze Wagenpark der bayerischen Eisenbahn an, der vor den Preußen nach Lindau gerettet werden sollte. Als ich aber, all mein sauerverdientes Hab und Gut in einer Reisetasche tragend, nach Zürich kam, sah ich bald, daß auf den dortigen, mit bayrischen Depositen bereits überladenen Banken mein Besitz viel mehr gefährdet gewesen wäre, als in München, da nicht einmal ordentliche Einrichtungen für Aufbewahrung

von dergleichen existierten. Ich beschloß also, nach Konstanz zu gehen und dort bei meinem Schwager den Verlauf der Dinge abzuwarten. Natürlich besuchte ich auch den damals noch in Zürich angestellten Vischer, der dann, im Gasthof mit mir essend, sich nicht wenig darüber belustigte, daß ich meine verhängnisvolle Reisetasche selbst bei Tische nicht ablegen mochte. — Er selber aber hatte die Schweiz herzlich satt, wo kein Deutscher anzuwachsen vermochte, und man im besten Falle nur geduldet war. Als nach 1866 nun alsbald ein freierer Wind in Deutschland wehte, ward er denn auch gleich nach Stuttgart berufen, von wo aus ich ihn fast alljährlich in München sah. — Ich selber blieb nun in Konstanz bis im September mit meiner nachgekommenen Familie und kehrte dann auch nach München zurück, nicht ohne mich gründlich über meine Angst um den Mammon lustig zu machen, da die gefürchteten Preußen überall die größte Achtung vor dem Privateigentum gezeigt hatten. Dies und das Benehmen des Königs brachten es denn auch alsbald zuwege, daß man in München, selbst in Kreisen, wo man dergleichen nicht erwartet hätte, häufig genug das Bedauern aussprechen hörte, daß der nun auf einmal so populär gewordene Bismarck nicht jetzt, wo es so leicht möglich gewesen wäre, lieber reinen Tisch gemacht und gleich das ganze Reich hergestellt habe, statt sich mit Norddeutschland zu begnügen. So lebhaft war das Gefühl der Erbärmlichkeit dieser Kleinstaaterei überall geworden, daß man selbst Münchener Bürgerfrauen solche Wünsche aussprechen hören konnte. Daß die sämtlichen bayerischen Prinzen ihre Pflicht in der Armee fraglos gethan hatten, kam gegen das Benehmen des Staatsoberhauptes und die so unglückliche als frivole Politik

von der Pfordtens einstweilen kaum in Betracht. Während also sonst die Besiegten voller Grimm gegen die Sieger zu sein pflegen, war davon weder in Baden, wo man für den sehr unbeliebten Minister v. Edelsheim den allgemein verehrten Mathy eingetauscht hatte, noch in Bayern, wo man Pfordten losgeworden, viel zu bemerken. Im Gegenteil betrachtete man jetzt die endliche Einigung Deutschlands nur mehr als eine Frage der allerkürzesten Zeit und jubelte den Feinden von gestern entgegen, war stolz auf die Tüchtigkeit dieser norddeutschen Brüder. So ging denn jetzt auch die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht ohne irgend welches Hindernis vor sich, nachdem man ihre Überlegenheit gegen andere Wehrsysteme so gründlich kennen gelernt. Das Ausscheiden Österreichs aus Deutschland und das ruhmlose Ende des so verhaßten als verachteten Bundestags empfand man als eine ungeheure Erleichterung, nachdem beide das ewige Hindernis jedes Fortschrittes gewesen.

Aus Stuttgart, wo er nach Schmerlings Fall hingezogen war und die Leitung eines Organs des Ministers v. Varnbüler übernommen hatte, war Fröbel auf Antreiben Richard Wagners nach München gekommen, um an der Stelle der offiziellen „Bayrischen Zeitung“ eine „Süddeutsche Presse“ als Organ der Regierung und — Wagners einzurichten und die neue nationale, auf den Anschluß an Preußen gegründete Politik zu vertreten. — Das Blatt gewann umso eher rasch Boden, als Braters „Süddeutsche Zeitung“ längst eingegangen und die bayerische Hauptstadt also ganz ohne irgend nennenswertes Organ geblieben war, da die später zu so großer Verbreitung gelangenden „Neuesten Nachrichten“ in Form und Inhalt noch nicht über die aller-

bescheidensten Anforderungen hinausgingen. Aber bald trat die neue Zeitung mit einem von Wagner inspirierten, von Porges redigierten Artikel „Deutsche Kunst und Politik“ auf, in welchem ein entsetzlicher Schwulst und wirklich byzantinische Schmeicheleien gegen den König nur mühsam die Prätention verdeckten, einen ganz unerträglichen Einfluß auf den bayerischen Staat zu gewinnen. Denn Maß halten war nun einmal Wagners Sache nicht. Diesmal folgte aber die Strafe dem mehr komischen als gefährlichen Verbrechen auf dem Fuße. Denn der auf seine Machtfülle sehr eifersüchtige König hatte nicht entfernt die Absicht, sich den genialen Komponisten etwa zum bayerischen Finanzminister oder gar zum Premier oktroyieren zu lassen und verbat sich also alle derartigen, die Würde des Thrones schwer kompromittierenden Versuche in einem für Wagner so demütigenden offiziellen Erlaß, daß damit dessen ferneres Verbleiben in München zur Unmöglichkeit gemacht ward. Der „Süddeutschen Presse“, deren Redakteur diesen Aufsatz doch ohnehin nur mit dem größten Widerwillen aufgenommen, kostete diese Taktlosigkeit Wagners aber ihren offiziellen Charakter und damit drei Viertel ihrer Abonnenten. Fröbel übernahm sie auf eigene Rechnung und führte sie, angeblich mit Unterstützung des Berliner Preßbureaus, noch einige Jahre fort, bis er, der Sache müde, 1873 als Konsul des deutschen Reiches nach Smyrna ging.

Im Frühjahr 1867 hatte ich es übernommen, für die Leipziger „Allgemeine Zeitung“ Berichte über die Pariser Weltausstellung zu schreiben, die zugleich nach ihrer Voll-

endung in Buchform erscheinen sollten. Dies führte zu einem zweimonatlichen Aufenthalt in der mir von früher her so bekannten Seinestadt. Ich fand sie freilich ungeheuer verändert, glücklicherweise zu ihrem Vorteil, obwohl das napoleonische Regiment einen gewissen brutalen Despotencharakter nur schwer verleugnete, und der Überfluß von Polizei und Militär auf den Straßen ein solches Mißtrauen verriet, daß es einen fast beleidigenden Eindruck machte. — Ebenso that das die beständige Herauskehrung des kriegerischen Ruhmes der Nation bei der Masse der meist sehr uninteressanten riesigen Schlachtenbilder aus dem Krimkrieg und dem von 1859. Wie dem auch sei, durch den kühnen Umbau von Paris hat sich der dritte Napoleon ein unvergleichliches Verdienst um diese Stadt erworben und ihre Gesundheit wie Anziehungskraft ganz ungeheuer vermehrt. Die Kunst zur Erhöhung des Nationalwohlstandes zu benützen, hat man von jeher nur in Frankreich verstanden, Napoleon III. aber übertraf darin alle seine Vorgänger. Hatte ich ihn schon bei der Eröffnung flüchtig gesehen, wie er unsere deutsche Abteilung passierte, während man fast jeden von uns durch einen Polizeidiener bewachen ließ, so hatte ich ein paar Wochen später Gelegenheit, ihn bei Besichtigung von neuen Geschützen samt der Kaiserin ganz dicht an mir vorbei gehen zu sehen. Er war aber so hinfällig geworden und Unwohlsein oder schwere Sorgen bedrückten sein Gemüt so sehr, daß er mir nur wie eine — immerhin bemitleidenswerte — Ruine erschien, und ich ihn, nach freilich dreißigjähriger Pause, kaum wiedererkannt hätte. Ohne Zweifel wäre ich gut aufgenommen worden, wie alle Konstanzer Bekannten aus seiner Jugendzeit, wenn ich mich hätte melden wollen,

aber das konnte mir umsoweniger einfallen, als ich den Entscheidungskampf, der uns bevorstand, schon damals für vollkommen unvermeidlich ansah. — Aber auch die schöne Kaiserin sah doch vor allem einer Demi monde-Dame ähnlich. — Ich habe nie so deutlich den Vorteil empfunden, den eine durch Jahrhunderte mit der Nation verbundene Dynastie für jeden Staat hat. — Das ward mir nun alle Tage zu Gemüte geführt, weil man beim Besuch der Ausstellung immer an Drakes herrlicher Reiterstatue unseres Heldenkaisers Wilhelm vorbeipassieren mußte, die alle übrigen Reiterfiguren des Marsfeldes total vernichtete und neben deren stolzer Überlegenheit Napoleon wie ein Taschendieb aussah. Sie allein reichte aus, mich vollkommen siegesgewiß zu machen.

Selbst die deutsche Kunstausstellung gab mir der weit überlegenen, wahrhaft glänzenden französischen gegenüber diesen Eindruck, so erbärmlich verzettelt, unscheinbar und armselig sie aussah. Denn obwohl höchst unglücklich aufgestellt, ganz als ein abschreckendes Bild unserer noch immer dauernden Zersplitterung, ja das Beste, die Münchener Kunst — in einer elenden Bretterbude draußen am Marsfeld zeigend — sah man doch bei näherer Untersuchung eine solche Masse von jungen, glänzenden, vor allem aber durchaus eigenartigen Talenten da auftreten, wie sie selbst die doch alle ihre bedeutendsten Leistungen seit 15 Jahren zusammenraffende französische Schule kaum aufweisen konnte. Traf man doch da die Erstlinge von Makart, Max, Lenbach, Diez, Horschelt, Füßli, v. Hagn, Böcklin, Brandt, Victor Müller, Lindenschmit, Feuerbach neben Kaulbachs Renaissance, Genellis Herkules und Omphale, Schwinds hl. Elisabeth, Rambergs Hofhalt Kaiser Friedrichs II. und den Illustrationen

zu Hermann und Dorothea, Enhubers Illustrationen zu Melchior Meyrs Erzählungen aus dem Ries, Strähubers Bibelkompositionen, Franz Adams Szene bei Solferino, Pilotys Liga und Cäsar, dann Schleich, Lier und Volz als Landschafter. Auch Baden hatte die Erstlingsbilder von zwei Talenten ersten Ranges gebracht: Keller und A. v. Werner, außerdem Bilder von Gude und Kotsch. Ich selber allerdings erlebte mit meinem Goethe und Schiller einen gründlichen Durchfall, der mir leider zu spät zeigte, daß ich vielleicht zum Schriftsteller, aber ganz gewiß nicht zum Maler geboren war.

Stuttgart — das sich begreiflich von Karlsruhe so streng abgesondert hatte, als von den Münchener oder Berliner „Ausländern" — brachte wenigstens Nehers herrliche Kartons für die Stiftskirchenfenster und Häberlins historische, wie Schütz' tiefempfundene Sittenbilder. Nur der norddeutsche Bund hatte vereint ausgestellt und sah dank Menzels Hochkirch, Scholz' Bankett Wallensteinscher Generale und einer langen Reihe von Knausschen Meisterwerken, dann solchen von Ed. Meyerheim und Landschaften von Achenbach und Graeb ganz respektabel aus. Österreich glänzte am meisten durch ein Erstlingsbild des Polen Matejko, dann durch herrliche Führichsche Zeichnungen und reizende Sittenbilder von Waldmüller u. a. Übrigens hatte es von den Deutschen ganz getrennt ausgestellt. So erhielt man denn von letzteren allerdings den Eindruck einer gewissen Jugend, eines trotz seiner augenblicklichen Zerrissenheit doch unzweifelhaft mächtig aufstrebenden Volkes. Freilich nur für den, der sich diese unheilbar verzettelten Elemente in Gedanken zusammenzuklauben imstande war, denn neben den mit allem möglichen

Raffinement aufgestellten Kunstwerken der in zwei riesigen Sälen versammelten französischen Schule sahen unsere ärmlichen Zimmer schon darum jämmerlich genug aus, weil auch noch kein Mensch unter uns sich auf geschmackvolle Anordnung verstand. Man begnügte sich in der Regel damit, die kleinen Bilder unten, die großen über ihnen aufzuhängen, ohne sich irgendwie darum zu bekümmern, ob sie in Farbe und Haltung so weit zu einander paßten, um ein harmonisches und ruhiges Ganze zu geben. Gerade das verstanden aber die Franzosen vortrefflich und wußten durch solche Harmonie des Ganzen auch die Bedeutung jedes einzelnen zu erhöhen. Überdies war die französische Schule damals ungleich reicher an großen Talenten, als sie es heute, 1894, ist. Die glänzendste Periode der französischen Kunst unter den Romantikern und Klassicisten war zwar schon vorbei, hatte aber eine immerhin schöne Nachblüte in der Kunst des Kaiserreichs hinterlassen, deren bedeutendste Meister, der Realist Meissonier und der Romantiker Gerôme, noch gewaltig durch die eben auftauchende Bauernmalerei der Millet und Brêton verstärkt ward, beide Koloristen und Stimmungsmaler von bedeutender Wirkung. Dieselbe ward noch mächtig gehoben durch die glänzenden Leistungen der Landschafterschule mit Rousseau und Dupré, besonders aber Daubigny und Troyon an der Spitze, alles Künstler, die seither nicht wieder ihresgleichen in der Schule gefunden. Viel weniger bedeutend war die Historie, wo der alternde Flandrin, dann Cabanel, Bouguerau, besonders aber Bonnat die erste Rolle spielten. Daß das bei den letzteren auch heute nach einem Vierteljahrhundert noch der Fall, zeigt am besten, wie arm die Schule an großen Talenten geworden. Dennoch machte

diese französische Kunst mit ihrer strengen Zucht, wo jeder mindestens das Handwerk ausreichend gelernt hatte und von solcher gemütlichen Pfuscherei nicht die Rede sein konnte, wie sie bei uns überall, ja heute mehr als je auftritt, einen um so imponierenderen Eindruck, als sie sich noch auf dem Grunde einer ungeheueren kunstgewerblichen Produktion aufbaute. Ja, diese war eigentlich noch viel bewunderungswürdiger, da diese uralten Industrien noch die ganze Welt mit ihrem Geschmack beherrschten, besonders an allen Höfen den Ton angaben. Wir Deutschen hatten aber davon so gut wie nichts, unser Kunstgewerbe existierte einfach noch nicht. Den Bildern der Franzosen konnten wir immerhin Gleichwertiges, ja manches noch Genialere entgegensetzen, und wie die Maler, so konnten es auch die Bildhauer, und Kundmann oder Schilling, ja selbst der eben neben Drake neu auftretende Begas durften es mit den Franzosen Paul Dubois und Guillaume wohl aufnehmen, da sie das feinere Naturstudium dieser durch bessere Komposition und mehr Phantasie ersetzten. Aber sobald man aus dem Bereich der reinen Kunst zu den Bronzen, Fayencen, Majoliken, Tapeten, Gobelins, Gold- und Silberarbeiten und Juwelen, Seidenstoffen, Spitzen oder selbst zu den Mülhauser Kattunen kam, so hatten wir diesen Schätzen gegenüber doch gar zu wenig aufzuweisen. — Man empfand da erst unsere große Armut, die jedes Aufkommen solcher Industrien unmöglich zu machen schien. Ich hatte mich in München bisher mit dem Kunstgewerbe so gut wie gar nicht beschäftigt, da es ja nicht vorhanden war, aber jetzt, wo mir die jeden Tag vorschreitende Ausstellung allmählich nicht nur die ungeheuere Überlegenheit Frankreichs auf diesem Gebiet deutlicher machte, sondern mir auch die kolossalen

Hilfsquellen zeigte, die es dieser gewerblichen Übermacht verdankte, ging mir erst ein Licht darüber auf, wie weit wir hier noch zurück seien. Nicht weniger auch wie sehr unsere, jeder Verbindung mit dem Handwerk entbehrende Kunst noch in der Luft stehe, alles gesunden Nährbodens in der Nation entbehre.

Die Ausstellung war, als sie eröffnet ward, noch nicht halb fertig und das scheußlichste Wetter verzögerte auch ihre Vollendung während des ganzen Frühjahrs so sehr, daß ich genügend Zeit hatte, hier das Knnstschaffen der ganzen Welt allmählich nach allen Seiten zu studieren. Da machte ich denn bald die Entdeckung, daß dank den großen Monumentalbauten, welche die Wiener Stadterweiterung im Gefolge hatte, und besonders dank der Thätigkeit der durch dieselbe hergezogenen Architekten, wie Van der Nüll und Sikkardsburg, Hansen, Ferstel und Schmidt, dann des noch in Zürich sitzenden Sempers, nach dessen Ratschlägen ja das Kensington Museum eingerichtet worden, nunmehr auch das „österreichische Museum", als dessen Nachbildung, unter Eitelbergers und Falckes Leitung bereits den günstigsten Einfluß auf das neuaufblühende österreichische Kunsthandwerk gewonnen hatte. Infolge dieser Einflüsse war es offenbar das einzige, welches sich bereits eine gewisse Selbständigkeit errungen und zugleich seine organische Verbindung mit der Baukunst hergestellt hatte. Besonders fielen da die Luxusgläser Lobmeyrs, des Regenerators der böhmischen Glasindustrie, die Meubles und Boiserien, die Bronzen und Maroquinerien, endlich die herrlichen Teppiche und Möbelstoffe auf. Denn sie konnten bereits ganz gut neben den französischen bestehen, ja übertrafen sie oft, wenigstens in Bezug auf Stilgefühl und Selb-

ständigkeit des Geschmacks. — Aber vor allem lernte ich hier in Paris zum erstenmale die herrlichen alten Industrien des Orients, zumal jene durch die Feinheit ihres Farbensinnes so wunderbaren Porzellane Japans kennen, sah aber auch, wie dieser feine Farbensinn sich selbst bei ganz wilden Völkern, wie den Caraiben, ausgebildet hatte. Heute weiß das dank den Weltausstellungen freilich jedermann, aber damals war es den meisten noch ganz unbekannt. Wenn sich uns aber so auf einmal ein ganz neues, ungeheures Gebiet eröffnete, von dessen Existenz wir bisher kaum eine Ahnung hatten, so übte das eine fast berauschende Wirkung aus, und so verlor denn auch ich mich mit Wonne in dieses mir ganz neue Studium. Daß es Tausenden ebenso ging wie mir, das erklärt die kolossale Wirkung, welche diese orientalische Welt mit ihrem fremdartigen Zauber und der überlegenen Feinheit ihres Geschmacks auf unsere Kunstindustrie fortan ausübte und sie in verhältnismäßig kurzer Zeit in stand setzte, sich vom bis dahin herrschenden französischen Geschmack zu emanzipieren. — Kein Zweifel, daß nächst Semper, der durch sein epochemachendes Werk über den Stil zuerst den Weg gezeigt hatte, Eitelberger und seiner Rastlosigkeit dabei das größte Verdienst zukam. Es war das umso merkwürdiger, als er eigentlich wenig angebornen Kunstsinn besaß, wie ich mich denn auch jetzt, wo ich viel mit ihm verkehrte, leicht überzeugen konnte, daß er, vor eine neue Kunsterscheinung tretend, eigentlich nie wußte, ob sie gut oder schlecht war und weshalb. Dagegen verstand er sehr wohl, sich die Kenntnisse und den Geschmack anderer zu nutze zu machen, wo ihm denn besonders der an solidem Wissen weit überlegene Falcke oder der reich begabte Storck

sehr zu Hilfe kamen. Aber da beide sein agitatorisches Talent nicht besaßen, so war er es recht eigentlich, der ihr Wissen und Können fruchtbar machte, indem er ihnen, neidlos wie er es war, erst den richtigen Wirkungskreis verschaffte.

Während ich so zwei Monate lang mich mit Wonne in diese Studien stürzte und meine von Eifer glühenden Berichte schrieb, in denen ich die Deutschen auf ihre großen künstlerischen Eigenschaften hinwies und mich bemühte, ihnen zu zeigen, daß sie im Aufsteigen, die Franzosen dagegen sich in einer Periode langsamen Rückganges befänden, so geriet ich dadurch in ziemlichen Widerspruch mit meinen meisten deutschen Kollegen, die ganz geblendet waren von der imponierenden Erscheinung der französischen Kunst und Industrie. Da meine Berichte aber bald als Buch gesammelt erschienen, errangen sie als solches einen großen Erfolg und erlebten noch zwei Auflagen. Der wenige Jahre darauf ausbrechende Krieg und das infolge unserer Siege so rasche Aufblühen unserer Kunst und Kunstindustrie rechtfertigte meine Prophezeiungen so glänzend, daß von da an mein Recht, über Kunst zu schreiben, allgemein anerkannt ward, wie ich selber denn auch, freilich ein wenig spät, zuerst herausfand, daß ich eigentlich weit mehr zum Schriftsteller als zum Künstler geboren sei.

Natürlich brachte mir das Zusammenströmen der ungeheuren Menge Besucher aus Deutschland auch viele neue Bekanntschaften. Die angenehmste war indes die mit Winterhalter, den ich gleich bei der Ankunft aufgesucht und die liebenswürdigste Aufnahme gefunden hatte, obwohl er sich nicht mehr erinnerte, mich schon 27 Jahre früher bisweilen in seinem Atelier gesehen zu haben. Ich hätte ihn auch nicht

mehr gekannt, da die schwarze Lockenfülle von ehedem ganz weißgrau geworden war. Da ich nun damals sehr großes Gefallen an den Bildnissen des berühmten Meisters, wie an seinen italienischen Sittenbildern fand und dasselbe mit Enthusiasmus aussprach, so mochte ihn das umso eher anmuten, als ihn weder die französische noch die deutsche Kunstkritik durch Lob verwöhnten. — Überdies hatte er die Franzosen schon darum zu Gegnern, weil sie ihn als einen Eindringling betrachteten, der seine kolossalen Erfolge keineswegs durch entsprechende Verdienste rechtfertigte. Daran war eigentlich nur wahr, daß sein kühles und rosiges Kolorit allerdings keinen Vergleich mit dem der klassischen Meister aushält, und daß er auch in der Zeichnung zu sehr darauf ausging, die Menschen so darzustellen, wie sie gern hätten aussehen mögen, nicht wie sie wirklich waren. In der antikisierenden Langerschen Schule gebildet, sah man bei seinen Frauen ohnehin immer das hellenische Schönheitsideal durch. Dennoch ist sein Talent, eine große und edle Auffassung mit ungewöhnlicher Ähnlichkeit zu vereinigen, so unbestreitbar, daß es seine Beliebtheit in den allerhöchsten Kreisen, die nun einmal durchaus idealisiert auftreten wollen, ausreichend erklärt. Umsomehr als er, ungeheuer rasch arbeitend, die Herrschaften nicht mit Sitzungen quälte und ihnen in der Unterhaltung so außerordentlich sympathisch war, daß sie sehr gerne zu ihm kamen. Denn auf taktvolle und leichte Causerie verstand sich der Schwarzwälder Bauernsohn vortrefflich, dem eine gewisse natürliche Feinheit umso eher angeboren war, als er, innerlich kühl und mißtrauisch, sich niemals von seinem Temperament fortreißen ließ. Hohe Herrschaften wollen aber vor allem bequemen Umgang, und

darum ist ihnen alles Bedeutende in der Regel eher antipathisch. Dabei war Winterhalter durchaus nicht ohne einen gewissen prickelnden Humor und hatte bei seiner ungeheuren Welterfahrung immer einen großen Vorrat von amüsanten Anekdoten, die er mit vollendeter Grazie zum besten gab. Das konnte ich nun bald bemerken, als ich, durch ihn veranlaßt, mich der Tischgesellschaft zugesellte, die sich um ihn bei der berühmten Mère Morel auf dem Platz der komischen Oper gesammelt. Diese Mère Morel war eine Elsässerin, die da eine so vortreffliche Speisewirtschaft errichtet hatte, daß sie trotz ihres schlichten Aussehens beständig gefüllt war von Feinschmeckern. So war denn auch Winterhalter da Stammgast geworden und besaß seit vielen Jahren seinen eigenen Tisch, an dem sich immer eine Anzahl Freunde um ihn versammelte. Unter ihnen der ehemalige Wirt des damals vornehmsten Pariser Gasthofes, des Hotel de Bristol, ein Herr Teufel aus Sigmaringen, der als ein sehr feiner und liebenswürdiger Mann immer noch einen vortrefflichen Privatkeller besaß, aus dem er uns bisweilen mit Proben entzückte. Auch alle übrigen waren Deutsche, da sich Winterhalter bereits fast ganz vom Umgang mit französischen Künstlern zurückgezogen hatte. So kam auch der Kunsthändler und Schriftsteller Mündler, offenbar um uns zu beweisen, daß man Jahrzehnte in Paris leben und doch ein grober Schwabe bleiben konnte. Hackländer, der sich gerade in Paris aufhielt, habe ich da auch kennen gelernt, ohne gerade viel Sympathie für ihn zu empfinden. Dagegen war Winterhalters jüngerer Bruder, der meistens auch für ihn arbeitete, ein sehr angenehmer, stiller und gehaltener Mann. Er selber entwickelte oft eine bezaubernde Liebenswürdigkeit, so

daß wir meistens noch erst mit ihm unsere demie tasse im grand Café einnahmen und dann oft noch bis spät in die Nacht zusammen auf dem Boulevard spazierten. Der Cylinder, schwarze Rock und das rote Bändchen im Knopfloch waren da unerläßlich, wie das leise Sprechen und die große, mehr aufs Entfernen plumper Zudringlichkeit als aufs Anziehen berechnete Höflichkeit vornehmer Leute, die sich in Paris bald jeder aneignen muß, wo man beständig mit den verschiedensten Menschen aller Nationen und Stände in nicht immer erwünschte Berührung kömmt. — Für deutsche gesellige Manieren hatte darum Winterhalter allerdings sehr wenig Sympathie, nicht für die plumpe Zutraulichkeit mancher Künstler, noch weniger aber für den brutalen Adelsstolz mancher hoher deutscher Herrschaften. Da verstand er es auch vortrefflich, dergleichen Prätentionen mit allem berechtigten Stolze eines weltberühmten Künstlers zurückzuweisen. Wie alle in Paris lebenden Deutschen war er aber so geblendet von dem Glanze der Stadt und besonders von den feinen Umgangsformen der französischen Gesellschaft, von der Großartigkeit der französischen Kunstpflege, der Überlegenheit ihrer Industrie, daß er immer geneigt war, alles da besser zu finden und dem furchtbaren Kampfe, der sich bereits zwischen den beiden Nationen vorbereitete, nur mit Widerwillen und Abneigung entgegensah, während ich ihn bereits als unvermeidlich betrachtete und in meinem Buche nach Kräften mein Volk darauf vorzubereiten suchte, indem ich auf die Erhöhung unseres nationalen Stolzes und Selbstgefühls hinarbeitete. Das gab nun häufig genug zu Disputationen Veranlassung. Indes war er doch viel zu klug, um nicht einzusehen, daß sich Deutschland mächtig empor-

arbeitete, und nahm daran doch einen steigenden Anteil, so daß er mich sogar das darauffolgende Jahr in München besuchte. Auch als der Krieg so plötzlich ausbrach, war er gerade in der Heimat, wo er alljährlich seine Villeggiatur abhielt, und konnte nun nicht zurück. Ja, während des Aufstandes der Kommune mußte er sogar lesen, daß die Communards dicht neben seiner Wohnung bei der Place Vendôme die Häuser in Brand steckten und plünderten, während er sein ganzes Vermögen dort zurückgelassen hatte. Glücklicherweise war sein Haus dem Brand wie der Plünderung entgangen. Diese Erfahrung und die wachsende Freude am Vaterland veranlaßten ihn aber doch, nunmehr Paris für immer zu verlassen und sich nach Karlsruhe zurückzuziehen. Leider habe ich ihn nicht wiedergesehen, da er im Juli 1873 bei einem Besuche in Frankfurt am Typhus starb. — War auch seine glänzendste Periode längst vorüber, als ich in Paris so oft mit ihm verkehrte, so ist er mir doch immer als ein echter Künstler und als ein in seiner Art ungewöhnlich liebenswürdiger Mann im Gedächtnis geblieben, so daß es mich mit Wehmut erfüllt, ihn schon so ganz vergessen zu wissen.

Wer es mit ansehen muß, wie von Cornelius oder Kaulbach heute in München, wenn überhaupt, nur noch mit Achselzucken gesprochen wird, wie Schinkel und Semper, Rauch und Thorwaldsen genau wie Vernet, Delaroche oder Ingres in Paris als überwundene Standpunkte bezeichnet werden, wird sich darüber nicht wundern. Umso mehr, als man ja selber gar vieles, was uns einst entzückte — man denke nur an manche unserer sogenannten Klassiker, wie Klopstock, Wieland, Herder, Jean Paul, Tieck ꝛc. — heute nur

mit vollendeter Kälte betrachtet. Dieſe Erfahrung hatte ich nun in Paris beſtändig zu machen, am meiſten aber, als ich die Ausſtellung der Werke des kurz vorher geſtorbenen Ingres, oder gar, wenn ich Verſailles beſuchte, deſſen Galerie mich einſt mit ſo großem Reſpekt erfüllte. Auch mein alter Lehrer Delaroche kam mit ſeinem Hemycycle und deſſen ein wenig leerem Pathos nicht viel beſſer weg. Aber einzelne wie Gericault, Delacroix, Meiſſonier hielten ſich eben doch. Was hält ſich nun bei uns? muß man da unwillkürlich fragen.

Den letztgenannten Meiſter bekam ich jetzt zum erſtenmale zu ſehen, als er in unſerem bayeriſchen Pavillon Franz Adams Bild von Solferino ſich ſehr genau betrachtete. Armer Adam! nachdem es überall herumgewandert war, ohne in ſämtlichen achtunddreißig Bundesſtaaten einen Herrn finden zu können, obwohl es ein Meiſterſtück feiner Beobachtung und dramatiſcher Schilderung iſt, mußte es endlich — der Sultan in Konſtantinopel kaufen! Der kleine, ſchwarzhaarige, ſtahlkräftige Meiſſonier aber, mit ſeinen breiten Schultern und den kurzen, raſchen Bewegungen machte übrigens den Eindruck geſundeſter Kraft und entzückte durch eine lange Reihe ſeiner merkwürdigen Bilder, unter denen gerade die, welche wie Solferino oder Napoleon 1814, ganz moderne Vorgänge ſchilderten, jedenfalls die weitaus feſſelndſten waren. Wir hatten ihm damals eigentlich bloß Knaus entgegenzuſtellen, deſſen Bauernſzenen oder Kinder- und Frauenbilder voll echten Kunſtgehalts ſicherlich nicht weniger wertvoll waren. Defregger war ja noch gar nicht aufgetreten, von Menzel waren keine kleinere Bilder da. Ohne Zweifel würde Meiſſonier die Alten erreichen, wenn ihn nicht die kühle Nüchternheit ſeines Kolorits, ein Abbild ſeines Charakters, daran

verhinderte und seine Unfähigkeit, die Frauenwelt darzustellen. Wie dem auch sei, sein im März 1814 über das Feld wie ein gehetzter Tiger reitender Napoleon oder dessen Neffe, der bei Solferino den letzten Sturm beobachtet, sind Bilder von unzweifelhaft bleibendem Wert, wie seine Vorlesung bei Diderot, wo er sogar noch mehr Dichter und weniger Photograph ist, als in den beiden ersten. — Das konnte man jedenfalls nicht leugnen, daß sich das Empire seine eigene kaum weniger wertvolle Kunst erzeugt hatte, als es die der Periode Louis Philippes war. Im übrigen aber ist mir heute in der Erinnerung nichts mehr so auffallend, als der beständige Eindruck, den man hatte, daß dies große, reiche, hochgebildete Land doch eigentlich in den Händen einer Bande gewissenloser Abenteurer sei, die sich nur durch brutale Gewalt zu halten vermochten. Diese Brutalität und das kaum verhüllte Mißtrauen gegen jede freie Regung bei allem, was Regierung hieß, dazu der Übermut der Soldateska, stachen merkwürdig ab gegen die Höflichkeit und das rücksichtsvolle Benehmen der Regierungsorgane, als ich 1878 wieder nach Paris kam. Wir haben offenbar nicht nur uns, sondern auch den Franzosen einen ungeheuren Dienst erwiesen, als wir sie 1870 von dieser Wirtschaft befreiten, genau wie sie uns, als sie in ihrem Übermut uns zur Wiederauferstehung als Nation erst verhalfen. Jetzt sind wir erst quitt. Damals aber, wo ich den entscheidenden Kampf erst nahen sah, schrieb ich meine Berichte mit einer wahren Glut des Hasses gegen dies die napoleonische Tradition nie verleugnende zweite Empire. Ich kann ihnen denn auch nachsagen, daß sie immerhin einiges dazu beigetragen haben, das bei uns sonst so schwache nationale Selbstgefühl zu erhöhen.

Für mich selber war diese Ausstellung aber eine wahre Schule, da sie mir den Platz erst deutlich machte, den die Kunst im Leben einer Nation einzunehmen habe. Vorher immer noch unsicher tastend, habe ich von da an nie mehr über die Grundsätze geschwankt, die ich zu vertreten habe. Dabei war mir besonders die Beschäftigung mit der Kunstindustrie aller Nationen von großem Nutzen, da sie mich erst in den Stand setzte, den erbärmlichen Zustand der unsrigen der Nation deutlich zu machen. Die nächste Folge davon war eine ungeheure Thätigkeit auf diesem Gebiete, überall wurden Kunstgewerbeschulen errichtet oder die bestehenden reorganisiert und bald tauchten auch eine Menge junger Talente auf, ja es erwachte in den Gewerben eine Thätigkeit, von der man seit einem Jahrhundert fast jede Ahnung verloren hatte. Kein Zweifel, die gewerbliche Selbständigkeit, das Aufblühen eines Kunsthandwerks, von dem man bisher kaum einen Begriff gehabt, datieren von dem ungeheuren Anstoß, den diese 67er Weltausstellung gegeben, so daß man schon 1876 eine allgemeine deutsche kunstgewerbliche Ausstellung in München zu halten imstande war, die uns bereits vollständig von der Herrschaft des französischen Geschmackes emanzipiert zeigte. Daß man sich aber auf die eigenen Füße stelle, ist die erste Bedingung jedes Fortschrittes!

Das Wetter war den ganzen April und Mai fast immer schlecht gewesen und am 8. oder 10. Juni gab es gar noch solchen Frost in Frankreich, daß die halbe Weinernte vernichtet ward. Als ich aber Ende Mai abreiste, war die Ausstellung noch immer nicht fertig und überall wurde im Marsfeld noch gebaut. Die Kunst des Ausstellens war eben

noch in ihrer ersten Entwicklung und hat seither noch gar große Fortschritte gemacht, besonders in Deutschland, wo man sich bisher auf die mise en scène aber auch gar nicht verstand und das für eine Sache hielt, die man ganz gut den Bureaukraten oder im besten Falle einem Architekten überlassen könne. Ich aber hatte Paris gründlich satt, wo man uns nur eben duldete, aber aus dem Haß und der Eifersucht kaum mehr ein Geheimnis machte. Wollten doch die Arbeiter erst die Reiterfigur König Wilhelms von Drake gar nicht aufrichten, weil sie das Überwältigende derselben ganz richtig herausfühlten, wie daß neben diesem echten Helden ihr Napoleon III. eine sehr schlechte Figur machen mußte. Als nun gar der luxemburgsche Handel ausbrach und sich zu einem Krieg auszuwachsen drohte, konnte man ein paar Tage nicht über die Boulevards gehen, ohne über die Deutschen schimpfen zu hören. Die Neigung zum Übermut und zum Herabsehen auf andere, welche so vielen Franzosen angeboren ist und durch die Schmeichelei ihrer Presse beständig genährt wird, muß sie im internationalen Verkehr immer sehr wenig angenehm machen, da ihre maßlose Eitelkeit sie niemals ruhen läßt, immer wieder einen offensiven und herausfordernden Charakter annimmt. Wir werden also an ihnen auch künftig sehr schlechte Nachbarn haben, trotz ihrer sonstigen guten und achtbaren Eigenschaften. — Das napoleonische Regiment that aber alles mögliche, diese Selbstüberschätzung noch zu steigern, um die Nation durch äußeren Glanz für die brutale Polizeiherrschaft daheim zu entschädigen. Denn so viele und so barsche Polizeidiener, wie man sie damals in Paris sah, habe ich weder vor noch nachher jemals mehr an irgend einem Ort der Welt erblickt.

XVIII.

1867—69.

Als ich nun aber Ende Mai zurückkehrte, konnte ich es bald bemerken, wie sehr meine Berichte eingeschlagen hatten in der einer Ermunterung so bedürftigen Nation. Ich erhielt von allen Seiten Aufforderungen zur Mitarbeiterschaft und errang von da an erst Geltung als Kunstschriftsteller. Selbst Winterhalter schrieb mir von Ems, wo er sich gerade aufhielt, um mir seine Anerkennung auszusprechen. In dem ewigen Regen und dem abscheulichen Zug des Ausstellungsgebäudes hatte ich mir aber ein rheumatisches Leiden geholt, das ich durch kalte Bäder im Chiemsee beseitigen zu können wähnte, aber durch dieselben erst recht heranzog. Dennoch waren auf den Pariser Lärm hin die vier Wochen, die ich auf dem damals noch so stillen Herrenchiemsee zubrachte, eine wahre Wohlthat. Das Leben war dort so patriarchalisch als möglich in dem einen Seitenflügel des ehemaligen Klosters einnehmenden, von einem alten Franzosen und einstigen Schreiber des Fürsten Polignac gehaltenen Gasthof. — Die ganze Insel war im Besitz einer gräflichen Familie von Hunoltstein aus Metz, die sie aber sehr selten besuchte. So waren denn nur ein großer verwahrloster

Garten am Kloster und einige Felder darum herum bebautes Land, alles übrige war herrlicher Wald der mannigfaltigsten Art, in welchem große Herden Hirsche ihre Nahrung suchten. Eine zauberhaftere Einsamkeit habe ich in meinem Leben nicht gesehen, wie geschaffen für Maler, Poeten und Wilddiebe, die sich dieselbe denn auch gehörig zu Nutzen machten. Dampfschiffahrtsverbindung mit der terra firma bestand nur einmal täglich, sonst war man auf „Einbäume" angewiesen. — Unter den herrlichen Baumgruppen des Klostergartens aß man im Anblick einer wahrhaft entzückenden Aussicht auf den tief unten liegenden See und das dahinter in gewaltigen Massen aufsteigende Gebirge. Ein Mondscheinabend da durfte sich in seinem wunderbaren Zauber gar wohl mit dem weltberühmten Venedigs messen. Das Dutzend Zimmer des Gasthofs aber ward durch einige Maler und einen Baron Sanden aus Königsberg eingenommen, einen preußischen Kürassier-Rittmeister a. D., der eine Schwester des ehemaligen römischen Gesandten v. Keudell geheiratet hatte. Die hochgebildete, geistreiche Dame war sehr kränklich und zog darum den Aufenthalt hier jedem anderen vor, so daß der Gatte, der sie sehr liebte, obwohl ein prächtiger Soldat, schon seit einigen Jahren den Abschied genommen und sich da ganz niedergelassen hatte. — Da ihr Brustleiden seiner Frau das Herunterkommen selten erlaubte, so sah ich fast nur ihn, der natürlich froh war, nach der Einsamkeit des endlosen Winters wieder einmal mit zivilisierten Menschen verkehren zu können. Ein Jahr darauf starb leider die, welcher er das Opfer seiner ganzen Laufbahn gebracht, zuletzt doch. Nun ganz vereinsamt, ward er melancholisch und jagte sich endlich in seinem Schmerz

eine Kugel durch den Kopf, unmittelbar vor 1870, das ihn seinem Berufe sicher wiedergegeben hätte. — Auch einen anderen ehemaligen preußischen Offizier traf ich da, v. Winterfeldt, der aus Kunstliebe schon seit vielen Jahren den Säbel mit der Palette vertauscht hatte und mit seiner höchst liebenswürdigen Frau jetzt aus Düsseldorf hieher gekommen war, um Studien zu machen. Diesen beiden, in Preußen rühmlichst bekannten alten Adelsfamilien angehörigen Männern, war nun gar leicht der feste Zusammenhalt mit dem Staate, dem sie angehörten, abzusehen und die Tradition fraglosen Eintretens für denselben, die so merkwürdig mit der süddeutschen Zerfahrenheit kontrastierte. In Perioden, wo man das Nahen großer Entscheidungen fühlt, schließen sich die Gleichgesinnten aber immer zusammen, und so verdankten denn auch wir dem bald die angenehmste Geselligkeit.

Als ich aber im August nach Hause kam, fand sich bald, daß mein Übel nicht gebessert, sondern im Gegenteil erst recht herausgekommen war. Der Arzt schickte mich daher nach Ragatz, wo ich anfangs September eintraf, entzückt von der Schönheit der Gegend und aufs angenehmste überrascht, in meiner Pension auch eine alte Gönnerin, die Gräfin Schönburg, zu finden, welche inzwischen Witwe geworden. Ein größerer Kontrast läßt sich kaum denken, als ihn die Stille des Chiemsees mit ihrer wunderbar idyllischen Poesie zu dem mit Fremden überfüllten schweizerischen Kurorte bildete, wo man vom Morgen bis zum Abend Gegenstand der prosaischsten Spekulation ist. — Auf Herrenchiemsee hatten wir mit dem französischen Wirt, seiner Münchener Frau, den norddeutschen Gästen und den altbayerischen Jägern und Fischern, die da ab und zu gingen, ja selbst

mit den Dienstboten und Kindern sehr rasch eine einzige große Familie gebildet, die unter sich durchaus gemütlich verkehrte. Hier aber war man den sehr soliden und aufmerksamen, ihre Pflicht genau erfüllenden Wirten gegenüber nach vier Wochen genau so viel wert als am ersten Tag, d. h. sieben Francs, von irgend einem gemütlichen Verhältnis aber konnte da auch gar nicht die Rede sein. Von Poesie war vollends auf Stunden weit keine Spur zu entdecken, wo alles von eleganten Kurgästen wimmelte. — Selbst in dem in der Taminaschlucht, eine Stunde oberhalb von Ragatz liegenden Bade Pfäffers war es voll, während man doch nicht begreifen kann, wie sich jemand da lebendig begraben lassen mag. Etwas Furchtbareres als die unmittelbar dahinter liegende Tamina-Klamm ist wohl überhaupt nicht zu sehen, es wäre denn die riesige Klamme der Aare oberhalb Meyringen. Dagegen gehalten ist das Hinabsteigen in den Krater des Vesuv, während überall die Flammen aus dem Boden zucken, immer noch fast gemütlich zu nennen, da man doch wenigstens die sonnige Himmelsbläue über sich sieht, während die überhängenden Felsen der Aareschlucht den Aufblick zum Himmel ganz verhindern. — Es ist übrigens ganz unglaublich, was man in vier Wochen — so lange ermöglichte es der Badearzt, mich festzuhalten, obwohl die Nutzlosigkeit der Kur offenbar war — alles herumlaufen kann, wenn man den ganzen Tag auf den Beinen ist. Dazu hatte ich noch oft schutzbedürftige Damen zu begleiten, da ich in unserer Pension, die sonst ganz aus höherer Weiblichkeit bestand, der einzige dazu qualifizierte Herr war, und man sich dem Fünfziger wohl anvertrauen konnte. — So wanderten wir denn hinauf nach dem herr-

lich auf stolzer Höhe gelegenen Dorf Pfäffers, wo man eines so wunderbaren Ausblicks ins obere Rheinthal, wie in das grauenhaft wilde der Tamina genießt und dann auf schwindligem Weg nach Bad Pfäffers hinabsteigt. Oder wir gingen hinüber nach Mayenfeld, dem altertümlichen Städtchen und Sitz der berühmten Familie Salis, wo überdies der köstlichste Wein wächst. Dann fuhr man gar auf der Eisenbahn den malerischsten aller Seen, den Wallenstadter, entlang nach dem freundlichen Wesen, wo man erst die stolz herabdrohenden sieben Kurfürsten sich gegenüber sah, dann durch den Einblick ins grandiose Glarner Thal belohnt ward. — Überall aber, in der ganzen Schweiz, bildet die nüchtern berechnende Prosa der Bevölkerung dem sie überflutenden Fremdenstrom gegenüber einen merkwürdigen Gegensatz zur phantastischen Schönheit der Natur. Der einzige poetische Gegenstand in unserer sonst sehr guten Pension war weder deren Inhaberin, eine junge Witwe, noch das sehr reinliche und pünktliche Dienstpersonal, sondern ein Murmeltier, das, im kleinen Garten vor dem Speisesaal hausend, uns alle nach dem Essen regelmäßig gravitätisch auf den Hinterbeinen sitzend empfing, wenn wir ihm zum Schluß des Diners unsere Aufwartung machten und uns durch Dessertreste bei ihm einzuschmeicheln suchten. Der kleine, zierliche Kopf und die kurzen Vorderpfoten bildeten da den komischsten Gegensatz zu der durch die beständigen Näschereien sehr dick gewordenen unteren Hälfte unseres majestätisch thronenden Lieblings. Er sah daher aus genau wie eine Pyramide mit breiter Basis, urkomisch und zugleich so gemütlich, daß ich überzeugt war, es sei das einzige lebende Wesen im Haus gewesen, das uns eine liebevolle Erinnerung bewahrte,

als wir am 1. Oktober, wo die Pension geschlossen ward, alle abreisten. Denn für das übrige Gasthofpersonal war und blieb man „der Herr auf Nr. 50". Leider wird aber durch die ungeheure Zunahme des Reisens in unserer Zeit die ganze Welt nach und nach verschweizert, ja die ganze Menschheit zerfällt in zwei Hälften, von denen die eine reisend ihr Geld hinauswirft und die andere, sie bedienend, es auffängt.

Als ich im Oktober nach München zurückkam, dehnte sich meine journalistische Thätigkeit sehr bald weiter aus als je zuvor. So hatte ich dem Dr. Braun, der Chefredakteur der „Allg. Ztg." geworden, zugesagt, wieder die frühere Stelle als Kunstberichterstatter zu übernehmen, die ich, empört über Kolbs Schwäche bei mehreren Gelegenheiten, aufgegeben und geschworen hatte, nie mehr für das Blatt zu schreiben, so lange er Redakteur sei. Jetzt war er tot und kein Grund mehr, der einflußreichen Zeitung fernzubleiben. — Wie sich aber die Redaktion dieses ersten publizistischen Organs in Süddeutschland während der letzten Jahre von Kolbs Herrschaft und dann unter der seines Nachfolgers Altenhöfer gestaltet hatte, das war schon einzig in seiner Art. Dieselbe befand sich in einem alten Kloster oder Stift in einer kleinen Seitengasse des menschenleeren Augsburg. Kam man herein, so empfing einen der altersschwache Portier mürrisch in seiner Loge und wies einen in das Zimmer des betreffenden Redakteurs, da dieselben sämtlich im ersten oder zweiten Stock des großen Gebäudes gelegen waren, dessen etwas herabgekommenes Äußere einen recht zweckmäßig auf das der Herren selber vorbereitete. Zunächst auf Kolb, der, einst ein geistvoller und patriotischer

Mann, jetzt nur noch eine Ruine war, nicht mehr gut hörte und infolge eines Schlaganfalls auch gar nicht mehr deutlich reden konnte. Ein Glück war es noch, wenn man ihn nachmittags im großen, einer Wildnis gleichenden Garten hinter dem Haus in einem verfallenen Pavillon seinen Kaffee trinkend traf, umgeben von seiner Frau und einigen anderen alten Damen, die, wie behauptet ward, großen Einfluß auf ihn und damit auf die Zeitung übten. Zu den fatalsten Eigenheiten Kolbs gehörte aber auch noch die furchtbarste Unordnung, die ihn sehr oft die interessantesten Briefe von Heine, Laube, Gutzkow oder den verschiedensten deutschen Ministern ohne weiteres in den Papierkorb werfen ließ, wo sie dann vom Portier oder sonst wem als Makulatur an die Käsekrämer und Lumpensammler verkauft, oft in ganz unrechte Hände gerieten. Ich erinnere mich, daß mir einmal ein damals in Augsburg wohnender Professor erzählte, wie er auf diese Weise zu einer sehr interessanten Autographen-Sammlung, z. B. zu einem Dutzend Briefen von Heine gekommen sei. Fand das schon in den vierziger und fünfziger Jahren statt, so kann man sich denken, daß es mit der Zeit nicht besser werden konnte. Leider ward die herrschende Konfusion auch noch dadurch vermehrt, daß das Eigentum der Zeitung damals zur Hälfte dem Baron Cotta Sohn, zur zweiten Hälfte aber dem Schwiegersohn Baron Reischach, einem alten Kavallerie-Offizier, gehörte, der den größten Teil des Jahres einige Zimmer in einem Stuttgarter Gasthof bewohnte, seine große Münchener Wohnung aber leer stehen ließ und sich seine 24 Mußestunden mit Zigarrenrauchen vertrieb. Diese beiden Eigentümer bearbeiteten aber den armen Kolb fortwährend mit Billeten, in denen sie einen sehr be-

schwerlichen Einfluß auf die Redaktion des Blattes nahmen. Insbesonders Baron Cotta selber, dem es die Zeitung z. B. zu verdanken hatte, daß sie nicht nur großdeutsch, österreichisch, sondern sogar neapolitanisch ward und einen vom Re Bomba bezahlten Korrespondenten jahrelang die Partei desselben nehmen lassen mußte, bis Garibaldi dieser Wirtschaft ein Ende machte. Diese Parteinahme kostete der Zeitung aber Tausende von Abonnenten.

Hatte man sich nun mit Kolb etwa nicht verständigen können, so ging man zum zweiten Redakteur, Dr. Altenhöfer. Da empfing einen schon, ehe man nur an der Thür anklopfte, ein furchtbares Hundegeheul, welches sich beim Eintreten dermaßen steigerte, daß man schon froh sein mußte, wenn einen die drei Köter, von denen es herrührte, nicht in die Waden bissen. Dazwischen ertönte dann aus einer dicken Rauchwolke heraus das verzweifelte, aber leider fruchtlose Rufen des wohlbeleibten Doktors, der mit einer langen Pfeife in der Hand, in einem alten, schmutzigen Schlafrock dasaß und dann vielleicht in zehn Minuten dazu gelangte, seine Lieblinge allmählich bis zu mäßigem Knurren zu beruhigen. Alter Garçon in des Wortes verwegenster Bedeutung, von Haus aus ungewöhnlich geistvoll und witzig, war er in der Tretmühle der Journalistik allmählich ein vollkommener Menschenfeind geworden, mit dem sich übrigens ganz angenehm verkehren ließ, wenn seine Dackerln es gerade erlaubten, deren vollständiger Sklave er war.

Diesen beiden sehr verwitterten Säulen der einst weltberühmten „Allgemeinen" gegenüber repräsentierte der dritte Redakteur Dr. Hermann Orges, die neue Zeit, d. h. die von 48 bis 66. — Ein bildhübscher, blonder, hochgewachsener,

sehr eleganter junger Mann, sah man ihm den preußischen Gardelieutenant, der er gewesen, immer noch auf den ersten Blick an. Schon an der Selbstgefälligkeit, die sein Verderben geworden war, da er es 1848 in den Märztagen zu Berlin nicht hatte lassen können, sich an dem Aufstand zu beteiligen. Allerdings nachdem er erst seinen Abschied gegeben, aber bevor er die förmliche Entlassung erhalten und dennoch sich am Barrikadenkampfe beteiligt hatte, weshalb man ihn später als Überläufer und Deserteur verfolgte. Das hatte ihn nun zum wütenden Gegner Preußens gemacht und in die weite Welt getrieben, erst auf ein Schiff, mit dem er die Erde umsegelte und sich dann als Journalkorrespondent zunächst in Konstantinopel niederließ, wo er die Protektion Prokeschs und Brucks gewann, dann in Paris, wo er Hauptkorrespondent der „Allgemeinen" ward und wie so viele deutsche Journalisten ein echtes Zigeunerleben führte. Sein keckes Eintreten für die großdeutsche Partei und seine ungewöhnliche Energie hatten seine Berufung als Redakteur nach Augsburg herbeigeführt, wo er eine Zeit lang durch seine frische Jugendkraft und Weltgewandtheit mehr Einfluß auf das Blatt ausübte, als Kolb und Altenhöfer zusammen. Kam man da in sein elegantes Appartement, so sah man ihn gewöhnlich sehr unruhig und erfuhr bald, daß er die Fürstin A. oder Gräfin B. erwartete, die nur regelmäßig ausblieben. Durch seine mit viel Sachkenntnis geschriebenen, aber ganz tendenziös gefärbten Lobpreisungen der österreichischen Armee hat er viel zu jener verhängnisvollen Selbstüberschätzung beigetragen, die 1859 den für Österreich so unglücklichen Ausgang des Feldzugs herbeiführte.

Mit seinen Kollegen hatte er sich schon früher zertragen,

so daß sie alle drei unter sich nie mehr mündlich, sondern nur schriftlich verkehrten. Die Sitten der Pariser Bohème wollten in das gut bürgerliche Augsburg aber auch gar nicht passen, und da seine so prononciert großdeutsche Politik dem Blatte bis zu ihrem völligen Schiffbruch 1866 ungeheuren Schaden that, so mußte er endlich weichen. Er ging nach Wien, ward im Preßbureau als Hofrat angestellt und verunglückte, aber bald durch einen ungeschickten Sprung aus einem Tramwaywagen. An seine Stelle war seit 1860 etwa Otto Braun getreten, ein mehr zum Poeten als zum Politiker geschaffener Kurhesse, der nach Kolbs und Altenhöfers Abgang die Leitung des Blattes übernahm und sie fast dreißig Jahre lang mit strenger Ehrenhaftigkeit, Festigkeit und Takt führte, aber freilich es Bismarck nie verzeihen konnte, daß er ihn zum Preußen gemacht. Dem durch seine langjährige Rolle als Organ der großdeutschen Partei wie durch das Aufkommen der österreichischen Presse in seiner Existenz schwer gefährdeten Blatte konnte er umsoweniger aufhelfen, als später ein sehr unglückliches Sparsystem bei demselben beliebt ward, welches es um viele seiner besten Mitarbeiter brachte. Deshalb las man es denn auch bald nur mehr um der litterarischen Beilage halber. Nach dem Tode des letzten Cotta ward das Blatt von der Familie an ein Buchhändler-Konsortium verkauft und Braun gab die Redaktion auf, die nun zunächst an Norddeutsche überging, die selbstverständlich seiner unglücklichen großdeutschen Politik eine zeitgemäßere Richtung gaben. Wenn aber, wie jetzt in Deutschland der Fall, fast alle bedeutenderen Blätter Eigentum großer Verleger sind, deren Interessen sie zu vertreten haben, ihnen wenigstens nie widersprechen dürfen, so

ist das gewiß ein schwerer Übelstand, und es ist schon urkomisch, da noch von Freiheit der Meinungsäußerung zu sprechen, während sicherlich nichts gedruckt wird, was dem Vorteil gewisser Klassen widerspricht, vor allem dem der Geldaristokratie, die in den Annoncen ein unfehlbares Mittel der wirksamsten Korruption besitzt und dasselbe mit rücksichtsloser Dreistigkeit ausbeutet, da alle großen Blätter auf den Ertrag der Inserate angewiesen sind, ohne ihn nicht existieren könnten. Allerdings erkauft man durch sie bei honetten Blättern nur das Schweigen, das genügt aber in der Regel vollständig, da die Annoncen selber oder die Börsenberichte dann schon das übrige besorgen, umsomehr, als die Redakteure gewöhnlich von Nationalökonomie u. dergl. herzlich wenig verstehen, also hier nur zu oft nicht einmal imstande sind, ihre eigenen Korrespondenten zu kontrollieren.

Meine schriftstellerische Thätigkeit in dieser Zeit ward durch den außerordentlichen Aufschwung, welchen die Münchener Kunst in derselben nahm, nicht wenig begünstigt. Zum großen Teil knüpfte sich derselbe an die Pilotyschule, in welcher neben Lenbach der Romantiker Gabriel Max, dann Defregger als Volksschilderer, besonders aber Hans Makart sich rasch zu ganz ungewöhnlichen Leistungen aufschwangen. Hatte Max schon vor der Pariser Ausstellung durch seine ans Kreuz geschlagene heilige Julia ganz München in Aufregung gebracht, so gelang das Makart im Sommer 1868 nicht weniger durch seine „Modernen Amoretten". Sie bedeuteten für die Münchener Schule ungefähr dasselbe, was seinerzeit der „Dante mit Virgil" des Delacroix für die

französische: den Anfang einer neuen Epoche, das erste Auftreten einer rein koloristischen Richtung. Der Kunstverein, wo das Bild ausgestellt war, glich acht Tage lang einem wimmelnden Ameisenhaufen. Während aber das Publikum sich unbefangen an dem reizenden Bild freute, waren die sogenannten Kunstkenner empört, und ich hatte nur zu thun, um das herrliche Werk des mir längst liebgewordenen jungen Künstlers gegen ihre Angriffe in der „Allgemeinen" zu verteidigen. Bei einem Besuche in Pilotys Atelier 1863 hatte ich den jungen Salzburger zuerst da gesehen, wie er mit Gabriel Max in einem kleinen, kellerartigen Gemach der Akademie zusammen arbeitete. Durch seine großen, glühenden Augen fiel mir der schwarzlockige, blasse junge Mensch sofort auf, da ich solche Augen seit denen Ludwig Tiecks und dann später des Delacroix nie mehr gesehen hatte. Er malte gerade an einem Lavoisier, der im Gefängnis chemische Untersuchungen anstellt, und hatte daraus gegen alle Schultradition einen vollständigen Rembrandt gemacht. Das imponierte mir so, daß ich ihn nicht nur besprach, sondern auch, nachdem er durch ein großes Bild, die „Siesta venetianischer Edelleute", einen ersten großen Erfolg davongetragen, veranlaßte, mir die Vervielfältigung eines seiner nächsten Bilder, den Falstaff, welchen die lustigen Weiber von Windsor in den Waschkorb verstecken, für meine Shakespeare-Illustrationen zu überlassen. Wie er die große Photographie des Bildes dazu in einer halben Stunde herrichtete, das war allein schon hinreichend, um vollkommen überzeugt von seinem Genie zu werden. Von da an sah ich ihn öfters, bald in seinem Atelier, bald bei mir und freute mich immer an der ganz nachtwandlerischen Sicherheit, mit der er, vollkommen

unbeeinflußt von andern, seinen Weg ging, bis er mit den Amoretten ganz München in Aufruhr brachte. Sie wanderten im Oktober zur Ausstellung nach Wien, wo man ihn einst als talentlos von der Akademie fortgeschickt und jetzt wiederum sein Bild so schlecht gehängt hatte, daß man es gar nicht ordentlich sehen konnte. Der große Kunstkritiker Herr Speidel nannte es aber abscheulich, unmoralisch, ja geradezu verrucht. So wagte denn kein Mensch, das Werk des jungen Künstlers auch nur zu betrachten. Glücklicherweise kam ich eben hin, von der „Neuen Freien Presse" berufen, um ihr Berichte über die Ausstellung zu schreiben, und machte meinem Ingrimm über solch schmähliche Behandlung eines so glänzenden einheimischen Talents sehr ungeniert Luft. Am andern Tag ward das Bild sofort belagert von der Menge, fand gleich einen Käufer im Grafen Zichy, und bald kam sogar der Kaiser selber samt dem ganzen Hof, um das vielbestrittene Werk zu besehen, was sie vorher, eingeschüchtert durch das Geschimpfe, gar nicht gewagt hatten. Ja man erinnerte sich jetzt auf einmal wieder, daß dieser glänzende Stern doch eigentlich am österreichischen Himmel aufgegangen war. Der längst aus dem Pilotyschen Atelier ausgetretene Makart aber, mächtig angespornt durch solch glänzenden Erfolg, hatte inzwischen schon eine Arbeit angefangen, die bald in ganz Europa von sich reden machen sollte: „Die sieben Todsünden" oder „Die Pest in Florenz", wie er das fertige Bild später nannte. Er hatte die einzelnen Sündergruppen dieser unerhört kühnen Komposition im letzten Winter abends zu Hause ziemlich ausgeführt gezeichnet und zwar mit solch merkwürdiger Genialität, daß ich mich nicht erinnerte, jemals von Neueren solche

durchaus eigenartig schöne Zeichnungen gesehen zu haben, als er mir sie im Sommer zeigte. Sie erinnerten mich, in der Behandlung der Gewänder besonders, am ehesten noch an die Schärfe der Parthenongiebelfiguren, wie denn die Antike überhaupt auf seine Formenbildung sehr eingewirkt, ja seinen Schönheitssinn erst recht entwickelt hat. Nur daß ihm die Übersetzung aus dem plastischen in einen rein malerischen Stil viel besser gelang, als ich es sonst je gesehen, und man bei ihm nie bemalte Gipsfiguren trifft, wie bei Mengs und seiner Schule oder bei David. Noch wußte Makart aber nicht recht, ob er es auch wagen dürfe, dergleichen gefährliche Dinge zu malen. Entzückt von den Entwürfen, ermunterte ich ihn nach Kräften zur Ausführung. Noch unentschieden ging er fort, kam aber schon nach ein paar Tagen wieder, um mir zu sagen, daß er sich jetzt doch entschlossen, ein Bild daraus zu machen und sich schon die Leinwand bestellt habe. Als ich nach einigen Wochen wieder bei ihm vorsprach, hatte er die erste ein Freudenhaus darstellende Abteilung der friesartig aneinander gereihten Gruppen schon beinahe vollendet und sie mit berauschender Schönheit ausgeführt. Nach weiteren sechs Wochen war das ganze, drei Fuß hohe und etwa vierundzwanzig Fuß lange, wohl hundert Figuren zählende Bild schon beinahe fertig. Ich habe nie wieder auch nur annähernd solch unbegreifliche Leichtigkeit des Schaffens geschehen. Nun ging er erst noch über Venedig nach Wien, vollendete dann das Bild und stellte es im November 1868 im Kunstverein aus, wo es einen solchen Sturm erregte, daß man vier Wochen lang in München kaum von etwas anderem sprach. Diese Pest in Florenz hätte beinahe auch Mord und Totschlag in München er-

zeugt, ja überall, wo ſie jetzt in Deutſchland erſchien, in Wien, Dresden, Berlin, wie im Frühjahr darauf in Paris, wo ſie unter dem ſo moraliſchen napoleoniſchen Regiment Herr von Nieuwekerke im Salon nicht aufnehmen ließ, wo ſie aber dann, ſeparat ausgeſtellt, ganz Paris erſt recht anzog. Kein Menſch hätte übrigens dem kleinen, ſtill in ſich gekehrten, im Geſpräch ſo ſchwerfälligen und ungeſchickten Jüngling ſolche Kühnheit, ja geniale Frechheit zugetraut. Nur in den ſeltenen Fällen, wo er warm ward, kam ihm die Beredſamkeit ſo weit, daß man deutlich ſehen konnte, wie er viel geiſtvoller und ſcharfſinniger war, als er im gleichgültigen Geſpräch erſchien, ja daß er ſich ſehr genau Rechenſchaft über die Mittel gab, mit denen er wirkte. — Sonſt konnte er in ſeiner unendlichen Schlichtheit und Harmloſigkeit gar leicht für unbedeutend gehalten werden. Galt er doch in der eigenen Familie jahrelang für einen „Trottel", zu dumm, um ein ordentliches Handwerk zu lernen, und nur ſein Zeichnungslehrer, der treffliche Mayburger in Salzburg, entdeckte raſch ſeine eminente künſtleriſche Begabung. Bei ihm war und blieb er denn auch der erſte, während er ſonſt überall in der Schule einer der letzten war, ja ſchwerlich je orthographiſch ſchreiben gelernt hat. Ebenſo war und blieb er ein geborner Verſchwender, den Wert des Geldes begriff er nie und die größten Summen zerrannen ihm unter den Händen. Leider verloren wir ihn jetzt alsbald in München, da man allmählich in Wien doch begriffen hatte, daß man ein ſolches Talent feſtzuhalten ſuchen müſſe. Er hatte eben ſeine Geliebte, eine hübſche Münchener Metzgerstochter geheiratet und war mit ihr nach Rom gegangen, als ihn der Kaiſer einlud, nach Wien zu kommen

und ihm dort ein eigenes Haus und ein herrlich großes Atelier daneben zur Benützung überließ. — Das blieb übrigens so ziemlich alles, was man für ihn that in Wien, sobald man ihn erst hatte. Außer seinem in Rom gemalten Bilde von Romeo und Julie, welches für die Belvedere-Galerie gekauft ward, und dem köstlichen Plafondgemälde bei Dumba, besitzt Wien wenig, der österreichische Staat aber, einige Lunettenbilder im Kunstmuseum ausgenommen, gar nichts von ihm und allen seinen Hauptbildern, obwohl man es sonst wenigstens an Achtung nicht mehr fehlen ließ, nachdem der Kaiser mit so gutem Beispiel vorangegangen. Er richtete sich nun mit dem unendlichen Geschmack und dekorativen Sinn, den er besaß, köstlich ein, nahm seine Mutter auch noch zu sich, und bald war sein herrliches Atelier eine der größten Sehenswürdigkeiten Wiens, wo er sogar Feste gab, zu denen sich die ganze Aristokratie drängte, freilich ohne die Verpflichtung zu fühlen, ihn nun ihrerseits auch einzuladen. So weit, um neben dem Adel der Geburt auch den des Talentes anzuerkennen, war man in Wien eben noch lange nicht und wird schwerlich so bald dahin kommen. Merkwürdig aber war es immer, zu sehen, wie rasch sich Makart daran gewöhnte, mit den hocharistokratischsten Personen ohne eine Spur von Befangenheit, von Kriecherei ebenso weit entfernt wie von Dreistigkeit, zu verkehren. Obwohl der anspruchloseste der Menschen, hatte er doch vollkommen das Bewußtsein seines Wertes und fühlte sich ebenbürtig. — Ebenso hatte er sich durch Lektüre der großen Dichter, der Griechen, wie Shakespeares oder Goethes und Schillers, dann durch seine zahlreichen Reisen dank seinem unvergleichlichen Gedächtnis rasch eine ungewöhnliche Bil-

dung angeeignet, die sehr viel fruchtbarer war als die, welche er auf den Schulbänken eines Gymnasiums sich hätte erwerben können. Sein feines Verständnis für Dichtung aller Art war sogar oft unbegreiflich. So ist sein Falstaff der beste, den ich je gesehen, ganz der alte Poltron und geistvolle Schlemmer; ebenso waren seine athenienſischen Handwerker aus dem Sommernachtstraum wahre Meisterstücke, als wenn sie Shakespeare selbst erfunden hätte. Aber auch den Charakter der Kunst des Phidias hatte er durch einmalige Betrachtung der Elgin-Marmore im britischen Museum ebenso sicher wegbekommen, als den der venetianischen Edelleute durch seine Wanderungen zu Titian und Paul Veroneſe. Eitelberger erzählte mir später, als Makart schon Akademieprofessor geworden an Feuerbachs Stelle, habe ihn nichts so überrascht, als wie der sonst so schweigsame Mann bei den Beratungen des Lehrerkollegiums allemal mit ein paar stotternden Worten so sicher ins Schwarze getroffen habe, daß seine Vorschläge fast regelmäßig durchgingen. Welch ungeheuren Einfluß er auf das Kunstgewerbe aller Art durch seinen merkwürdigen Farbensinn ausgeübt, kann man heute noch in jedem Laden sehen. Er hat so viel neue Farbentöne erfunden als Goethe Worte und unseren Besitz damit bereichert.

Neben dem phantasievollen Makart, bei dem die Intuition so stark war, daß er einem immer den Eindruck eines Sehers und Träumers machte, konnte man sich keinen größeren Gegensatz denken, als den meines damaligen Wiener Wirtes Heinrich Laube, der, ganz auf das Nächstliegende und auf beständigen Kampf gestellt, weit eher als einem Dichter einem kommandierenden General glich in seiner soldatischen

Derbheit, der aber vom Poeten nun einmal gar nichts an sich hatte, während er es doch immer zu sein wünschte. Vom Burgtheater entlassen, um das er sich als Dramaturg so große Verdienste erworben, hatte er eben die Leipziger Bühne übernommen und bereitete sich vor, sein neues Amt anzutreten. Er wie seine Frau gingen beide sehr ungern weg von Wien, das ihnen eine zweite Heimat geworden, wie sie denn auch bald wieder dahin zurückkehrten. Entschlossene, auf thatkräftiges Handeln gestellte Charaktere wie Laube machen sich in der österreichischen Hauptstadt, deren Bevölkerung einen weichen, bestimmbaren Charakter ohne viel Initiative besitzt, immer rasch Platz. Hier zeigt Wien durchaus seinen Kolonialcharakter, die Folge seiner gemischten Bevölkerung. Wie Laube, war das darum in noch höherem Grade dem Minister von Bruck, den Architekten Van der Nüll und Sikardsburg, dann dem Dänen Hansen, dem Schwaben Schmidt, ganz zuletzt noch Semper gelungen, der vielen Industriellen wie Klein, Hollenbach, Haas ꝛc. gar nicht zu gedenken. Ja die mächtig wachsende Stadt wimmelte buchstäblich von solchen meist aus Deutschland eingewanderten Emporkömmlingen. Und doch waren die Österreicher selber so reich an eigenartigen Talenten von hoher, künstlerischer Begabung, daß sie eigentlich dergleichen Einwanderer gar nicht bedurft hätten, wie sie freilich jeder rasch wachsenden Großstadt eigen. Dauerhafte Spuren läßt aber nur das Selbsterzeugte, dem Charakter des herrschenden Stammes Entsprechende zurück. Einen solchen Vertreter echt wienerischer Eigenart sollte ich jetzt persönlich kennen lernen. Hatte mich schon in Paris die so fröhlich und selbständig aufblühende österreichische Kunstindustrie gefesselt, so waren mir durch

ihre feine Grazie und strenge Form, wie die außerordentliche Reinheit des Materials besonders die Luxusgläser der Fabrik Lobmeyr aufgefallen, vor allem auch darum, weil diese Arbeiten fast allein einen ganz persönlichen Charakter trugen, welche Stilformen sie auch benützten. Ich hatte derselben darum in meinen Berichten mit warmem Lobe gedacht. Dies zog mir im Sommer darauf eine Zuschrift des Eigentümers dieses Etablissements zu, in welcher er mir seinen Dank aussprach und zugleich seine Photographie sandte. Das verschaffte mir nun seine persönliche Bekanntschaft, da ich ihn nach derselben, gleich am ersten Tage meiner Ankunft in die damals sehr beliebte Restauration zum Erzherzog Karl zum Speisen kommend, sofort am Tische sitzend erkannte. Das Feine, ruhig Gehaltene des Mannes, der den Eindruck der außerordentlichsten Selbstbeherrschung machte und den praktischen Geschäftsmann mit dem idealsten Streben in ganz seltener Weise verband, das zog mich so an, daß ich nun alle Tage mich mit ihm zu Tische zusammenfand und daraus nach und nach eine Freundschaft entsprang, die mich seither für den Rest meines Lebens fortwährend begleitet und erquickt hat. Der aus Oberösterreich stammende Vater unseres Lobmeyr war als Glasergeselle in Wien eingewandert und hatte in einem mit böhmischen Glaswaren handelnden Geschäft in der Kärntnerstraße Arbeit gefunden. Dort hatte er sich so intelligent und anstellig erwiesen, daß er bald Kompagnon und zuletzt Gatte der früh verwitweten Eigentümerin wie dank beider rastloser Thätigkeit das Etablissement das erste seiner Art in der Residenz ward. Der Ehe entsprossen mehrere Söhne und Töchter, von denen zwei der ersteren das Geschäft nach dem Tode der Eltern

übernahmen, während eine Tochter den Hauptlieferanten und Besitzer von mehreren Glasfabriken in Böhmen heiratete. Die böhmische Glasindustrie lag aber damals tief darnieder und konnte sich in Bezug auf Geschmack weder mit der französischen noch englischen messen. Die drei Gesellschafter suchten sie umsonst zu verbessern, bis unser Lobmeyr auf der Londoner Weltausstellung 1851 zuerst die orientalischen und antiken wie venetianischen Arbeiten dieser Art kennen lernte. Besondere Anregung empfing er auch durch die Errichtung des Österreichischen Museums und dessen reiche Sammlung von Gläsern aller Art. Er fing nun an, sowohl selber solche Gefäße zu zeichnen, als auch sich welche von Hansen, Storck und andern ersten Künstlern zeichnen zu lassen, während sein böhmischer Schwager die Qualität des Glases zu verbessern suchte. Durch solche vereinten Anstrengungen machten diese eine streng stilisierte Form mit der außerordentlichsten Reinheit des Materials verbindenden Arbeiten bald ein gewisses Aufsehen. Die Wiedereinführung eines verfeinerten Kunstgeschmacks in diese ganz verwahrloste Industrie schien also halb gelungen. Mittlerweile starb aber Lobmeyrs Bruder, so daß jener nun alleiniger Besitzer des Geschäftes ward, vollkommen freie Hand erhielt, seinem Drang nach Verbesserung der Leistungen beliebig nachzuhängen. So hatte er es denn in den geschliffenen weißen Kryſtallgläsern schon zu Leistungen gebracht, die selbst auf der Pariser Ausstellung vollkommen unerreicht blieben. Viel weniger befriedigend aber waren noch immer die Arbeiten in farbigem Glas, als ich ihn kennen lernte. Ich drängte ihn nun beständig dazu, hier, wo mir der Hauptreiz dieses Materials zu liegen schien, auch Fortschritte anzustreben.

Er selber hatte seinen Farbensinn noch nicht so ausgebildet als den Formensinn, und die bisherige böhmische Glasindustrie strebte vollends nur darnach, die einzelnen Farben so rein und ungebrochen, also auch schreiend, als möglich herzustellen. Ohne die technischen Bedingungen näher zu kennen, meinte ich nun, daß die Glasindustrie sich ganz andere Ziele stecken und den Reiz der gebrochenen Farben auszubeuten suchen müßte. Wir gingen miteinander in die Belvedère-Galerie, wo ich ihm an der süßen Glut venetianischer Bilder die Farbeneffekte zeigte, von denen ich meinte, daß sie die Glastechnik benützen könnte. Ebenso sahen wir miteinander viele alte Glasgemälde an den verschiedensten Orten, vorab später einmal die herrlichen Fenster im rechten Chorumgang von St. Gudula in Brüssel, wohl das feinste, was von Farbenstimmung in der Art bisher gelungen. Gleichzeitig wirkte Makart durch seine Bilder auf die Umbildung des bisher abscheulich rohen Farbensinnes unserer gesamten Kunstindustrie und Dekoration mächtig ein. Eine so feine und schöpferische Künstlernatur wie die meines Freundes Lobmeyr brauchte eigentlich nur auf dergleichen erst aufmerksam gemacht zu werden, um sich sofort ihre eigenen Wege zu bahnen. So erkannte er auch bald, daß die antiken Formen, wie sie Hansen liebte, für koloristische Effekte eigentlich viel weniger brauchbar waren als die orientalischen, besonders arabischen. Da überraschte er denn bald die Welt mit Arbeiten, die nicht nur im Lauf der Jahre fortwährend wachsenden koloristischen Reiz zeigten, sondern auch alle jenen ganz persönlichen Charakter trugen, wie er sonst nur Kunstwerken, doch jenen Fabrikationsartikeln nur in den seltensten Fällen eignet, an deren Herstellung oft zwanzig, dreißig ganz verschiedene

Menschen beteiligt sind. Da entfaltete nun aber Lobmeyr, indem er den ganzen Tag vom Schleifer zum Maler, von diesem zum Monteur herumfuhr, um ihre Arbeit zu überwachen, eine ganz eigentümliche, nur ihm eigene, ruhige und sanfte, ja liebenswürdige Beharrlichkeit, der niemand zu widerstehen vermochte, bis die Gläser genau so waren, wie er sie haben wollte, und wie sie dann jedermann sofort als „Lobmeyrsche Gläser" erkannte, die dann auch als mustergültig bald für alle Sammlungen dieser Art in ganz Europa erworben wurden. Er spielte hier ganz dieselbe Rolle, die Semper dem Architekten bei einem großen, alle Künste in Anspruch nehmenden Bau anweist: als Kapellmeister, der die verschiedensten Stimmen und Instrumente zur Aufführung eines Musikstücks zusammenhält. Ja so entschieden war dieser ganz persönliche Charakter in Lobmeyrs Erzeugnissen ausgesprochen, daß ich selber wahrnahm, wie 1873 bei der Wiener Weltausstellung eine junge Frau, die ihn persönlich gut, seine Erzeugnisse aber noch gar nicht kannte, beim Betreten seiner Ausstellung sofort ausrief: „ah, da ist ja der ganze Lobmeyr!" Diese stille Gewalt eines ruhigen, aber zielbewußten, feinfühligen Wesens machte sich aber auch in anderer Weise geltend. Schon dadurch, daß der so anspruchslos auftretende Mann bald alle Welt anzog, jedermanns Günstling ward, weil niemand bereiter war, anderer Verdienste anzuerkennen. Rasch ward er der allgemeine Vertrauensmann, der Wahl in den Verwaltungsrat des österreichischen Museums folgte bald die in alle möglichen Komitees, er ward Juror bei allen Weltausstellungen, ja der Kaiser berief ihn zuletzt sogar in den Reichsrat, kurz, er war überall gesucht, weil er sich nie vordrängte, sondern immer nur die Sache

im Auge hatte. Reich und ungewöhnlich gastfrei, fand sich nach und nach alles, was durch Talente und Gaben irgend welcher Art glänzte, in seinen Gesellschaften zusammen, weil niemand so gut verstand als er, es jedermann behaglich zu machen. Alter Garcon, kamen doch die jüngsten und schönsten Frauen zu niemandem lieber als zu ihm, wo man tanzte, musizierte, spielte, aber am liebsten sich bloß der Unterhaltung hingab, die er mit so vielem Takte zu leiten verstand. — Kurz, ich habe eigentlich nie einen schlichten bürgerlichen Mann so sehr den Liebling aller werden sehen. Freilich war er am meisten Mäcen der Künstler, wie er denn als ein eifriger Sammler bald die schönste Privatgalerie in Wien besaß, und man die Werke Pettenkofens, Alts und anderer Wiener Celebritäten nirgends so gründlich studieren konnte als bei ihm, wo man auch sie selber, wie die meisten bedeutenden Wiener Meister am sichersten traf. Denn er hatte auch den gesunden Verstand, bei seinen Ankäufen vor allem die heimischen Künstler zu berücksichtigen.

Es ist natürlich, daß meine sehr zwanglose Schriftstellerei, bei der besonders in den ersten Jahren von zarter Rücksicht auf die Empfindlichkeiten oder gar Interessen anderer sehr wenig die Rede war, mich in zahllose Streitigkeiten und litterarische Fehden aller Art verwickeln mußte, die von seiten meiner Gegner mit umso größerer Erbitterung geführt wurden, als sie gewöhnlich ein persönliches Interesse vertraten, während ich nur für ein allgemeines oder gar ideales eingetreten war. Um die eigene Haut pflegt man sich aber mit ganz anderem Nachdruck zu wehren, als für die sämtlichen idealen Forderungen. — Zu den bedeutendsten Händeln dieser Art gehörte eine Polemik, in die ich im

Laufe der sechziger Jahre mit dem berühmten Pettenkofer geraten war infolge von sehr einschneidenden Angriffen, die ich gegen die Verwaltung, besonders aber gegen das Restaurationswesen an unserer Münchener Pinakothek gerichtet und die dann auch zur Einsetzung einer Kommission von Künstlern und Professoren der Universität geführt hatten, welche die Sache untersuchen sollten. Diese Verwaltung der Pinakothek war damals, wie ziemlich allgemein in Deutschland üblich, als eine Art Sinekure für ältere Künstler angesehen worden, als ein Ruheposten zur Belohnung für anderweitig erworbene Verdienste, die mit der Konservierung der alten Bilder gewöhnlich nicht den mindesten Zusammenhang hatten, sondern weit mehr mit der Gunst, in welcher die Betreffenden am Hofe standen. Daß sie von den alten Bildern etwas verstünden, setzte man eigentlich von allen Künstlern voraus, ein sehr verzeihlicher Irrtum, der nur mit der Wirklichkeit in einem so urkomischen Widerspruch stand, als die meisten Künstler damals die Pinakothek niemals zu besuchen pflegten und sich selbst die wenigen, die es thaten, um die Erhaltung oder die Echtheit der Bilder schon gar nicht kümmerten. Kunstgeschichtliche Kenntnisse vollends besaß fast nie einer. Die Restaurateure aber bestanden in der Regel aus verdorbenen Malern und ihre Kunst aus traditionellen Rezepten oft der unsinnigsten Art, jedenfalls aber war ihr Verfahren die reinste Empirie, entbehrte jeder wissenschaftlichen Grundlage. Der Katalog war eine Mischung von leidlich zuverlässigen Angaben, die noch den alten Inventaren entnommen waren, und neuen von fast immer höchst zweifelhafter Begründung, die oft von wahrhaft unglaublicher Unwissenheit zeugten, die elendesten Kopien und Pasticcios

aller Art ohne Bedenken dem Leonardo, Rafael, Titian, Correggio auf die Rechnung ſchrieben. Datiert doch die ganze Kunſtwiſſenſchaft erſt aus der neueren Zeit, ja iſt noch viel jünger als ſelbſt die Chemie. In München ward nun die Sache noch dadurch verſchlimmert, daß ſich König Ludwig, der offenbar weit eher ein Kunſtenthuſiaſt als ein eigentlicher Kunſtkenner war, bei ſeinen italieniſchen Reiſen eine ganze Menge Paſticcios von ſchlauen Kunſthändlern für teures Geld hatte aufſchwatzen laſſen, an deren Echtheit jetzt zu zweifeln als Majeſtätsverbrechen behandelt worden wäre. Ebenſo hatte er die Boiſſerée'ſche Sammlung erworben, die in ihrer Art unbezahlbar, doch in ihrer Namensangabe höchſt unzuverläſſig war und deren Bilder überdies mit unglaublicher Frechheit meiſt dick übermalt worden waren. Denn in der Periode trauriger Kunſtbarbarei, die mit den Revolutionskriegen über Deutſchland hereingebrochen war und faſt noch die ganze erſte Hälfte unſeres Jahrhunderts fortdauerte, hatte man deſſen gar kein Arg, die alten Meiſterwerke ganz nach ſubjektivem Belieben zu erneuern, d. h. zu überſchmieren. Schon weil das viel bequemer war, als eine gewiſſenhafte Reſtauration. Daß die in München ſo lange herrſchende cornelianiſche Schule vom Kolorit der alten Meiſter aber auch gar nichts verſtand, das zeigen ihre eigenen Bilder nur zu deutlich. Mein kunſtkritiſcher Vorgänger Dr. Ernſt Förſter war aber ganz in den Traditionen dieſer Schule erzogen und konnte aus ihren Anſchauungen nie mehr heraus, war alſo am wenigſten geeignet, hier beſſernd einzugreifen. Ich, der in der Dresdener Galerie quaſi erzogen worden und mich dann im Pariſer Louvre weiter gebildet, in Italien aber entzückt fortwährend die alte Kunſt

ſtudiert hatte, war zwar gewiß noch kein eigentlicher Kenner, aber doch an Verſtändnis der alten Kunſt meinen meiſten Kollegen überlegen und ſah alſo wenigſtens halbwegs, wie übel es dieſer alten Pinakothek ergangen war. Dieſelbe ſtand damals unter der Leitung Clemens Zimmermanns, eines Günſtlings des Königs Ludwigs, der ſo wenig als ſein Vorgänger, der alte Profeſſor Robert Langer, ſein Amt je anders aufgefaßt hatte, denn als einen Ruheposten. Unter ihm funktionierten zwei Reſtaurateure alten Stils, von denen gerade der unfähigere die wichtigeren Bilder übertragen erhielt und denn auch eine ganze Reihe Meiſterwerke des Rubens mehr oder weniger glücklich verputzt hatte, ſo das große jüngſte Gericht Rubens, beſonders aber den berühmten „Sturz der Verdammten", ein koloriſtiſches Meiſterwerk, das ich früher oft bewunderte, dann durch ihn zur Ruine verwandelt wiederſah. Das regte mir endlich die Galle auf und führte mich zu den obenerwähnten Angriffen auf die ganze Verwaltung des Inſtituts, welche wenigſtens die Einſetzung der Kommiſſion zur Folge hatten. Der als Vertreter der Wiſſenſchaft zugezogene Pettenkofer unterſuchte nun das Gebahren der Reſtaurateure, fand natürlich bald die Unhaltbarkeit ihrer meiſten Rezepte und Prozeduren heraus und zeigte in einer vielverbreiteten Abhandlung die Mangelhaftigkeit derſelben. Leider war er nur ſelber ganz und gar kein Kunſtkenner, konnte alſo die Veränderungen, welche die verſchiedenen Mittel an einem Bilde hervorbringen, niemals ordentlich beobachten. Indeſſen kam er doch raſch darauf, daß die atmoſphäriſchen Einflüſſe in der nicht heizbaren und nicht einmal mit Doppelfenſtern verſehenen Pinakothek beſonders die Zerſetzung des Firniſſes auf den Bildern

und damit dessen Blind- und Undurchsichtigwerden beförderten, was dann allemal zum Abnehmen des verdorbenen Firnisses nötigend, fast regelmäßig deren größere oder geringere Verputzung herbeiführte. Um also diese immer gefährliche Operation überflüssig zu machen, bewirkte der findige Mann die Regeneration des Firnisses, indem er weingeisthaltige Luft auf denselben wirken ließ, die ihn erweichend, die glatte und durchsichtige Oberfläche desselben in den meisten Fällen mit großer Leichtigkeit wiederherstellte und ihn wie neu erscheinen ließ. Sein Verfahren streng geheim haltend, regenerierte er nun eine große Anzahl solcher erblindeter, mit taubem Firnis bedeckter Bilder und verblüffte alle Welt durch die anscheinend zauberische Leichtigkeit, mit denen er ihnen die volle Klarheit wiedergab. — Dagegen wäre nun nichts einzuwenden gewesen, wenn man nur die Tragweite des Mittels nicht alsbald unsinnig überschätzt und es für eine Art Universalmedizin zur Heilung kranker Bilder ausgegeben hätte, während seine Anwendung doch im besten Falle nur eine sehr beschränkte sein konnte und auch da nur in den Händen eines erfahrenen Restaurateurs gefahrlos war. Überdies leiden neun Zehntel aller restaurationsbedürftigen Bilder nicht an erblindetem Firnis allein, sondern an viel schwerer zu heilenden Krankheiten, als da sind Übermalungen und Verputzungen, Reißen und Abfallen der Farbe, mechanische Verletzungen aller Art 2c. 2c. Pettenkofer hatte aber für sein Mittel ein Patent genommen und es dann der Regierung für die Summe von 40 000 Gulden zum Ankauf angeboten, da galt es also, den Wert desselben möglichst herauszustreichen, ehe es auch nur hinreichend erprobt war, ob es überhaupt einen habe. Dagegen wehrte ich mich nun mit aller Kraft, da das, was

gegen die Wirkungen der Zeit und der Temperatureinflüsse bürgen sollte, doch nur durch die Zeit endgültig erprobt werden konnte. Das gab nun zu einer höchst hartnäckigen Polemik Veranlassung, die sich mehrere Jahre hinzog und bei welcher ich Gelegenheit genug zur Beobachtung fand, daß der berühmte Gelehrte mit den Thatsachen ziemlich willkürlich umging, wenn sie ihm nicht paßten. Direktor Zimmermann war schon im Anfang dieser Agitation gestorben, der er ganz hilflos gegenüberstand. Er ward durch den Maler Ph. Foltz ersetzt, der sich anfangs durch besseres Hängen der Bilder ꝛc. manche Verdienste erwarb, sie aber leider dadurch bald in ihr Gegenteil verkehrte, daß ihn eine wahre Manie ergriff, die Bilder, anstatt sie restaurieren zu lassen, lieber gleich selber zu übermalen. Das gab nun selbstverständlich erst recht Anstoß, der nur durch seine 1875 erfolgte Pensionierung beseitigt werden konnte. Darüber war nun eine Reihe von Jahren vergangen, und da ich inzwischen selber in den Besitz des Pettenkoferschen Verfahrens gekommen war und im stillen eine Menge Versuche mit demselben gemacht hatte, die mich wenigstens von seiner Gefahrlosigkeit bei vorsichtiger Anwendung überzeugten, so gab ich nun meinen Widerstand gegen den Ankauf auf, der denn auch alsbald erfolgte. Merkwürdig war freilich, wie rasch sich die Bedeutung der Erfindung auf ihre natürlichen Proportionen reduzierte, nachdem sie nicht mehr künstlich emporgeschraubt ward. Die Nutzanwendung auf gewisse neuere Universalmedizinen liegt nur zu nahe. Heute wird dieses Pettenkofersche Verfahren von den Restaurateuren nur noch in gewissen Fällen angewendet, wenn sie sich rasch überzeugen wollen, wie ein durch zersetzten Firnis blind gewordenes Bild wirklich

aussieht. — An die Stelle des unmöglich gewordenen Foltz trat aber 1875 endlich einw irklicher Kunstgelehrter, Professor Dr. Reber, unter dessen intelligenter und thätiger Verwaltung die Galerie bald ein anderes Aussehen gewann. Zugleich ward ihm eine Sachverständigen-Kommission zur Seite gestellt, welche die Bilderrestaurationen anzuordnen und zu überwachen hatte. Als eines der thätigsten Mitglieder derselben kam ich nun erst nach und nach zu richtiger Einsicht in das Restaurationswesen, da zu dem bisherigen Restaurateur Frey noch unter Foltz ein neuer, Professor Hauser, berufen worden war, der in ganz ausnahmsweise hohem Grade befähigt und gehalten, alle seine Prozeduren, vorab das Firnisabnehmen, vor unseren Augen zu machen, mir bald eine ganz andere Sicherheit des Urteils in diesen Dingen verschaffte. Zunächst freilich die Überzeugung, daß das Restaurieren eine durchaus künstlerische Thätigkeit ist und die Wissenschaft da recht wenig nützen kann. Dank Hausers Talent konnten wir nun dem trostlos verwahrlosten Zustand so vieler hochbedeutender Meisterwerke bald gründlich abhelfen, vor allem die unzähligen rohen Übermalungen beseitigen lassen, durch die sie seit einem Jahrhundert mißhandelt worden waren. Es genügten denn auch 15 Jahre, um eine der vernachlässigsten großen Galerien in eine der bestgehaltenen umzuwandeln, da wir diese Zeit zugleich dazu benützten, eine Menge Kopien und schlechter Originale zu beseitigen und sie durch das Beste, was die Schleißheimer Galerie enthielt, zu ersetzen. Zunächst durch eine Reihe von Meisterwerken des Titian, Velasquez, Rubens, Brouwer, insgesamt etwa 120 Bilder. Ebenso wurden die Säle vermehrt und die Gemälde sämtlich umgehängt, dann von Reber und Bayersdorfer

endlich ein allen Anforderungen der heutigen Wissenschaft entsprechender Katalog hergestellt. Die komische Seite dieser langjährigen Kämpfe und Anstrengungen, aus einem gänzlich versumpften Zustand herauszukommen, blieb aber die, daß sie uns von Seite derer, welche die frühere Verwahrlosung und Mißhandlung der herrlichsten Kunstwerke ganz ruhig ertragen, ja gar nicht bemerkt hatten, jetzt eine Menge Angriffe und Beschuldigungen zuzogen, bis zuletzt doch die bessere Einsicht siegte, und man uns wenigstens ruhig gewähren ließ.

Um diese Zeit besuchte mich auch Strauß wieder einmal. Da ich kürzlich seinen Voltaire gelesen, so konnte ich nicht umhin, ihm meine enthusiastische Bewunderung der meisterhaften Schilderung auszusprechen. Da erzählte er mir nun, wie er zu jener Zeit in Darmstadt gewohnt und viel Verkehr mit der geistvollen Erbprinzessin Alice gehabt, die ihn dann auch veranlaßt habe, ihr einige Vorlesungen über Voltaire zu halten. Diese seien ihm unter anderem auch dadurch merkwürdig geworden, daß er sie der, ihren an den Pocken oder sonst einer ansteckenden Krankheit darniederliegenden Gatten pflegenden, Fürstin in einem Zimmer halten mußte, dessen geöffnete Thüre ins Krankenzimmer ging, damit der in der Rekonvalescenz befindliche Fürst den Vortrag auch genießen könne. Daraus sei dann das Buch entstanden. Später einmal habe ich das Glück gehabt, jener viel zu früh verstorbenen, höchst anziehenden hohen Frau in der Mainau an der großherzoglichen Tafel vorgestellt zu werden, wo sie mir die Geschichte dieser Vorlesungen genau ebenso erzählte

und es dem berühmten Gelehrten nicht gering anrechnete, daß er vor unter so erschwerenden Umständen zu haltenden Vorträgen keineswegs zurückgeschreckt sei.

Auch nach dieser Zeit besuchte mich Strauß gewöhnlich, wenn er nach München kam, das letztemal 1871, wo er mir erzählte, daß er den berühmten offenen Brief an Ernst Renan, als Antwort auf dessen Apostrophe an ihn, wohl das beste, was überhaupt über unser Verhältnis zu den Franzosen und zur Rechtfertigung unserer Zurücknahme von Elsaß-Lothringen geschrieben worden, auf der Überfahrt von Romanshorn nach Lindau auf dem Verdeck des Dampfschiffes geschrieben habe.

Bald darauf lernte ich auch Anselm Feuerbach zuerst persönlich kennen, nachdem ich schon lange sein großes Verdienst energisch zur allgemeinen Anerkennung zu bringen gesucht, da man ihn sowohl in Berlin als anderwärts immer schlecht behandelt hatte von seiten der Kunstkritik. Ja Lübke, der überhaupt das Mißgeschick gehabt hat, alle wahrhaft großen Talente, wie Semper, Makart, Richard Wagner u. a. erst erbittert zu bekämpfen, hatte auch ihn in den ersten Ausgaben seiner Kunstgeschichte vollständig ignoriert, genau so, wie er das in seiner kürzlich erschienenen „Geschichte der deutschen Kunst" mit Hasenauer that. Wahrhaft urwüchsige Talente rasch zu erkennen, ist überhaupt sehr selten Sache der Kunstgelehrten, welche gerade die starke Eigenart gewöhnlich erst zum Widerspruch reizt, da sie nur das gelten lassen wollen, was sich schon durchgesetzt hat. Wenn ich mir daher auf irgend etwas zu gute thue bei meiner kritischen Wirksamkeit, so ist es das, daß ich als Künstler immer eine weit sicherere Empfindung für echte

Schöpferkraft hatte, als alle meine kritischen Kollegen, und speziell das Verdienst beanspruchen darf, daß ich alle jungen Talente der Münchener Schule von Piloty bis auf Uhde zuerst dem Publikum vorgeführt. Ich glaube mich auch nie getäuscht zu haben, weil eben ein Maler rein malerische Vorzüge am raschesten versteht. So hatte ich denn auch Feuerbach ins Herz geschlossen, sobald ich nur um 1858 seinen Dante zuerst im Karlsruher Schloß gesehen.

Jetzt sollte ich dem berühmten Schöpfer desselben endlich persönlich begegnen, da er alljährlich, im Sommer vor der Hitze von Rom nach Heidelberg zu seiner Mutter flüchtend, durch München kam. Er mutete um so angenehmer an, als er für ein Ideal der Art von Männerschönheit gelten konnte, wie sich die Backfische einen genialen Künstler vorstellen. Daß er letzteres auch wirklich war, gab der kleinen, zierlichen Figur mit dem herrlich geistvollen, von üppiger dunkler Lockenfülle umrahmten Kopf jenes unheimliche, zugleich mächtig anziehende und doch wieder jede Vertraulichkeit fernhaltende dämonische Wesen, das auf die Frauen so unwiderstehlich wirkt. Sie hatten ihn denn auch gründlich verzogen, kokett und eitel mehr als billig, besonders aber mimosenhaft empfindlich gemacht, was alles mächtig dazu beitrug, ihn für das Leben und seine rauhe Wirklichkeit unbrauchbar werden zu lassen und so jenes tragische Geschick herbeizuführen, dem er so früh erliegen sollte. Hatte er sich doch schon in Rom fast vollständig abgeschlossen, was immer ein Zeichen krankhafter Empfindlichkeit ist. In der Unterhaltung konnte er aber bezaubernd liebenswürdig sein, obwohl man bald herausfühlte, daß aber auch gar keine Hingebung in dieser übrigens wahrhaft vornehmen Natur lag.

Anerkennung oder Wohlwollen für die Leistungen anderer hatte er fast nie, machte sich über alle Mitstrebenden lustig oder war eifersüchtig auf sie, so am meisten auf den doch so harmlosen Makart. Man muß seine „Bekenntnisse" lesen, um vor dem schrankenlosen Egoismus dieser Natur zu erschrecken, die denn auch bald keiner Selbstkritik mehr fähig war und darum ihre große schöpferische Kraft viel rascher verbrauchte als nötig gewesen wäre. Große Künstler erscheinen fast immer egoistisch und undankbar, weil sie wissen, daß sie der Welt unendlich mehr geben, als diese ihnen zu bieten vermag, und weil sie so erfüllt von ihren Idealen sind, daß ihnen alles andere daneben gleichgültig erscheint. Natürlich schuf Feuerbach sich so unter den Künstlern gar bald nichts als Gegner, besonders wegen seiner vornehm ablehnenden Umgangsformen, und ward darum, als er später nach Wien kam, gar bald mit einer Flut von Gemeinheit überschüttet von der dortigen, durch die Nebenbuhler aufgehetzten Presse.

Ich selber kam im Spätsommer endlich zur Ausführung eines Teils meiner für das Maximilianeum bestimmten Figuren, nachdem der Bau nach dem Tode des Königs Max, angeblich wegen Auseinandersetzung der Erbschaftsmasse, jahrelang geruht hatte. Der ewig unsicher tastende Bürcklein hatte inzwischen begonnen, den spätgotisch gedachten Palast in Renaissance auszuführen. Ich selber hatte noch nie in Fresko gemalt, mußte also erst ein halb Dutzend Proben machen, ehe ich anfing. Das hätte sich wohl alles überwinden lassen, schwerer aber war, daß man in einem Lokal malen mußte, das noch keine Fenster hatte und ob seiner turmhohen Lage dem Westwinde in unerhörter Weise aus-

gesetzt war, der denn auch die außen angebrachten Bilder von Piloty in wenigen Jahren zerstörte. Und da sollte ich im Spätherbst und seinen Stürmen malen! Ich erwähne das nur, um die Mangelhaftigkeit meiner Arbeit wenigstens einigermaßen zu entschuldigen. Im November ging ich dann, wie schon erwähnt, noch nach Wien, um über die dort eben stattfindende Kunstausstellung zu berichterstattern.

Das Jahr 1869 brachte uns dann im Juli die erste große „internationale" Kunstausstellung in München, ja man könnte wohl sagen, in Deutschland. Von Paris aus, wo man sich Bayern zu verbinden aus allen Kräften wünschte, ward sie besonders reich durch der Regierung gehörige Bilder beschickt, sie füllten allein vier große Säle. Infolge des durch die 1866er Erfolge mächtig gesteigerten Ansehens Deutschlands hatten sich auch die Belgier und Holländer, Engländer, Spanier, Italiener und Schweizer zahlreich eingestellt, die Österreicher gar nicht zu rechnen, so daß wir eigentlich seither nie mehr das Ausland so glänzend bei uns vertreten gesehen haben. Es entsprach übrigens ganz den heute bei uns mehr als je üblichen Gepflogenheiten, daß man sich viel größere Mühe gab, berühmte Franzosen oder Belgier und Spanier heranzuziehen, als die einheimischen Berliner oder Düsseldorfer älteren Meister, die denn auch meist das Feld den Jüngeren überließen, so daß den etwa 1000 deutschen Bildern fast ebenso viele fremde, besonders französische gegenüber standen, die außerdem alle noch mit strengster Auswahl ausgesucht waren, während die unsrigen fast nur die Jugend repräsentierten. Von dem ganzen Luxus, mit dem man heute die Säle einer Ausstellung behaglich und vornehm aussehend zu machen sucht, war noch immer keine

Spur zu finden. Noch mehr galt dies von der Skulptur, wo besonders Franzosen und Italiener überraschend reich, Dresden und Berlin aber fast gar nicht vertreten waren. So ist denn speziell die französische Schule, die damals ohnehin eine viel glänzendere Zeit hatte, seither nie wieder so imponierend bei uns erschienen. Die Ausstellung konstatierte aber auch das fast vollständige Aussterben der romantisch-klassicistischen Richtung bei uns, da kein einziger jüngerer Künstler ihr mehr angehörte und selbst die Idealisten unter ihnen, wie Makart, Feuerbach und Böcklin neue Wege eingeschlagen hatten. — Schwind, Schraudolph, Hiltensperger, Andreas Müller, Foltz lebten doch noch und W. v. Kaulbach war sogar noch Akademiedirektor, aber keiner von ihnen hatte mehr eine Schule zu bilden vermocht, während Piloty und Ramberg die ihrigen überfüllt sahen. Eine Brücke von den Klassicisten zu den Realisten zu schlagen, wollte aber absolut nicht gelingen. Dafür war der heute fast siegend gewordene Kultus der Häßlichkeit damals noch fast gar nicht zu finden, Courbets Steinklopfer unter den Franzosen, Liebermanns „Christus unter den Schriftgelehrten" bei den Deutschen repräsentierten ihn noch ganz allein. Courbet war aber nicht nur durch eine ganze Anzahl seiner besten Werke vertreten, sondern kam auch noch persönlich, um Propaganda für sich zu machen, was dem dicken, blonden Cyniker aber durchaus nicht gelang, obwohl man seinen Bildern vollkommen Gerechtigkeit widerfahren ließ. Ich sehe ihn heute noch vor mir, wie er mit dem Gefühl der ungeheuersten Überlegenheit zu einem Maler, der die von Engeln gen Himmel getragene heilige Katharina gemalt, sagte: »Mais avez-vous jamais vu des Anges?« Dennoch fand

Courbet mehr Verständnis als Millet, dessen „Holzhacker mit dem Tod“ da war, aber wenig Beachtung fand. Weit mehr zogen einige Werke des Ingres, Flandrin und Victor Orsel an, am meisten aber die Sittenbilder Meissoniers, wie die militärischen von H. Vernet, Bellangé und selbst Protais. Auch Cabanel, Couture und Ricard fanden viele Bewunderer, besonders aber Elie Delaunay. Unter den Landschaftern fesselten Troyon, Daubigny und Corot am meisten. Die Belgier glänzten mit einer Anzahl Gallaits, Pauwels, Willems, Leys und Steevens, die Holländer durch prächtige Alma Tademas und Israels. Die Schweiz war durch Böcklin, dann Stückelberg und Ancker vertreten, die Italiener endlich durch Induno, Bianchi und Conti 2c. Unter den vielen im Ausland lebenden Deutschen hatten sich Winterhalter mit einem genialen Bildnis der Fürstin Metternich, Heilbut, Paulsen und Schlösser, dann Müller aus Coburg in Rom und Franz Treber, endlich am weitaus großartigsten Feuerbach eingestellt, der mit seinem seither so berühmt gewordenen „Gastmahl des Plato“ erst alle Welt entsetzte, um bald darauf nur umso größere Bewunderung zu ernten, als man sich erst an das kalte Grau der Färbung gewöhnt hatte. Neu und durchaus genial erschien er eigentlich allein, weil die griechische Plastik noch niemals so eigenartig ins Malerische übersetzt worden war, wie oft man es auch versucht hatte. An dies Hellenentum konnte man allenfalls glauben. — Endlich tauchte aus Amerika, wohin er sich nach dem Dresdener Aufstand geflüchtet, der einstige Kaulbach-Schüler Theodor Kaufmann auf, dieser philosophische Maler, der seither in Amerika das abenteuerlichste Leben geführt, sich am Krieg mit den Südstaaten eifrig beteiligt und jetzt drei

Bilder amerikanischen Lebens gebracht hatte, von denen eine Zerstörung der ersten transatlantischen Eisenbahn durch die Indianer bei bereits herannahendem Zug auch artistisch nicht ohne Interesse war. Bald kam er auch selber, sehr hinterwäldlerisch aussehend und hart mitgenommen vom Kampfe des Lebens, aber kraftvoll, energisch und freilich ganz amerikanisiert, wie er denn nacheinander Schulmeister, Photograph, Politiker, Soldat und Ehemann geworden, aber wie Fröbel immer ein hartgesottener deutscher Idealist geblieben war. Er soll dann später dort noch Carrière gemacht, im weißen Haus gemalt und ein illustriertes Blatt herausgegeben haben. Artistisch bedeutender als seine Arbeiten war ein Bild aus den Rocky Mountains von Bierstadt, einem ehemaligen Düsseldorfer, der etwas Solides gelernt und darum seine Scene aus der neuen Welt zu einer der schönsten Landschaften auf der Ausstellung gestaltet hatte.

Unter den übrigen Düsseldorfer Malern trug Knaus mit seinem „Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen" den Preis davon und auch Vautier bezauberte alle Welt durch seine „Tanzschule", wie sie denn beide die Höhe ihres Schaffens damals erreicht hatten. Auch Munkacsy tauchte da von Düsseldorf aus zum erstenmale auf und frappierte durch seinen eigentümlichen Farbensinn. Unter den Landschaftern nahm Andreas Achenbach wie immer den ersten Platz mit seinem „Ostende" ein, das sich auch siegreich neben allen Franzosen behauptete. Die Berliner hatten eigentlich nur Karl Beckers „Besuch Karl V. bei Fugger" und die Bildnisse Bismarcks und Moltkes von Otto Heyden, wo denn der große Kanzler bereits dermaßen fesselte, daß man sich um die Malerei kaum mehr kümmerte. Von der Kunst

in den deutschen Kleinstaaten kamen eigentlich nur Karlsruhe durch eine schöne Landschaft Gudes und Stuttgart durch die herrlichen Kartons Nehers für die Stiftskirche in Betracht, Wien glänzte durch köstliche Kartons von Führich, die alles, was die Franzosen, selbst Ingres, in dieser Art gebracht, tief in den Schatten stellten. Ebenso durch ein meisterhaftes Frauenporträt von Canon und reizende Bilder von Pettenkofen. Alt-München glänzte durch Kaulbachs Karton der Schlacht von Salamis, immerhin einer höchst achtungswerten Komposition, und durch Krelings treffliche deutsche Kaiserbilder für die Nürnberger Burg. Mit dieser älteren Schule hatte Piloty wenigstens die Neigung zum Theatralischen durchaus gemein in seiner Maria Stuart, und nur Ramberg zeigte in seinem „Hofhalt Kaiser Friedrichs II. in Palermo" eine äußerst seltene Vereinigung von Schönheitssinn und oft bewunderungswürdigem Naturgefühl. Den Übergang zu den modernen französischen Koloristen bildeten indes Victor Müller mit seinem Hamlet und Lindenschmit mit einem trefflichen Luther und dem noch besseren Hutten, der in Bologna die fünf Franzosen in die Flucht schlägt, dann mit der köstlichen „Stiftung des Jesuitenordens", drei Meisterwerke, die allen ähnlichen der Franzosen mindestens gleichwertig erschienen, selbst Robert Fleurys berühmter Judenverfolgung, die auch da war. Noch bedeutender als diese beiden vertraten freilich Makart und Max die jüngere Münchener Schule. Von Makart, der erst seine Todsünden gebracht, war nur eine Wiederholung seiner Amoretten da, dagegen hatte Max den Anatomen gegeben, der sinnend vor der Leiche eines jungen, schönen Mädchens steht, und die berühmte Nonne, die im wüsten Klostergarten sitzend ein Schmetterlingspaar betrachtet,

das sich auf ihren Fuß gesetzt, beides koloristische Meisterwerke von einer Tiefe der Empfindung und vollkommenen Eigenart, wie sich ihnen nichts Ähnliches an die Seite setzen konnte. Der eben auftauchende Defregger brachte sein berühmtes Erstlingsbild vom Speckbacher, zu dem sein Junge kömmt, und erwies sich gleich dadurch als ein Talent ersten Ranges. Auch die Schlachtenmalerei hatte in Fr. Adams Solferino ein Meisterwerk aufzuweisen, dann seines neu auftauchenden genialen Schülers Brandt Wegnahme eines Gestüts durch polnische Freischaren und Theodor Horschelts meisterhafte Zeichnungen aus den Tscherkessenkämpfen. Der kaum erst bekannt gewordene W. Diez aber brachte eine Jagdszene. Unter den Bildnismalern ragte Lenbach bereits über alle anderen hervor, ihm gesellten sich der Schweizer Füßli und der geniale Leibl. Unter den eigentlichen Sittenbildmalern glänzten Anton Seitz, v. Enhuber, Spitzweg, neben denen bereits Grützner die Aufmerksamkeit fesselte. Bei den Tier- und Landschaftmalern hatte sich Fr. Volz längst einen hervorragenden Platz erobert, dem aber der neu auftauchende Schwabe Braith mit zwei Schafbildern bereits eine überlegene Konkurrenz machte, während auch Gebler und Lang ihm schon nacheiferten. In der Landschaft selber schlug Schleich alle seine Münchener Nebenbuhler, dem sich aber bereits Lier mit seinen Stimmungsbildern an die Seite stellte. — Betrachtet man nun diesen ungeheuren Reichtum von Talenten ersten Ranges, der sich besonders bei der Münchener Schule zeigte, so kann es gar keinem Zweifel unterliegen, daß sie damals in ihre glänzendste Periode eintrat, mit der sich die zerfahrene Gegenwart auch nicht entfernt mehr messen kann, obwohl die Zahl der Künstler sich

seither um mehr als das Doppelte erhöht hat. Denn alle diese Künstler standen auf eigenen Füßen, während jetzt unter den Jüngeren fast nur Nachahmer zu finden sind. — Offenbar hing das mit den gleich darauffolgenden politischen und militärischen Triumphen der Nation zusammen, die, nachdem sie in langen Kämpfen ihre Kraft gestählt, sich nunmehr rasch zu einem letzten und höchsten Anlauf zusammennahm. Daß solche Perioden aber im Leben eines Volkes weder oft auftreten, noch lange dauern können, ist selbstverständlich, einmal in jedem Jahrhundert genügt auch. Wenn wir diesmal verhältnismäßig zu rasch wieder herabgestiegen sind, so erklärt sich dies in der Kunst nicht am wenigsten daraus, daß der Tod in diesen 24 Jahren eine so reiche Ernte unter den hier genannten Künstlern gehalten hat, daß mehr als die Hälfte seither dahingegangen ist, während andere auffallend früh nachgelassen haben.

Was von der Malerei, galt auch von der Plastik, die auf dieser Ausstellung reicher vertreten war als je zuvor und mindestens 400 Werke, darunter mehr als die Hälfte aus Marmor, zählte. Am zahlreichsten waren die Italiener gekommen, die ihre Virtuosität in der Marmorarbeit zeigen wollten, von denen aber bloß der Römer Monteverde wirklich neu und liebenswürdig erschien. Am frischesten traten die französischen Naturalisten wie der geistvolle Carpeaux auf, dann Cambos, Caïn. Dennoch hatten auch hier die Deutschen am ehesten echte Talente aufzuweisen, so unter den Klassicisten Kundmann, König, Benk und v. Miller, unter den Romantikern Knabl und Knoll, dann den Naturalisten Reinhold Begas besonders glänzend und großartiger als alle Fremden, ebenso nicht weniger eigentümlich Wag-

müller durch eine herrlich aufgefaßte Figur der Barmherzigkeit.

Im ganzen kann ich meiner damaligen Besprechung der Ausstellung in der Allg. Ztg. beim Wiederlesen immerhin nachrühmen, daß ich nicht ein einziges der damals in besonderem Reichtum erscheinenden jungen Talente übersehen oder gar aufgeblähte Mittelmäßigkeiten herausgestrichen hätte. Ebenso sah ich den Gang, den unsere Kunstentwicklung nehmen dürfte, richtig voraus, ja sprach es bestimmt aus, daß eine, wenn nicht klassische, doch in ihrer Art jedenfalls ungewöhnlich selbständige Periode unserer nationalen Kunst begonnen habe, wie sie ja dann auch fast zwei Jahrzehnte gedauert hat. — Merkwürdigerweise blieb ich diesmal auch von Angriffen ziemlich verschont, freilich wohl hauptsächlich darum, weil das beginnende Jahr 1870 allen Kunstdiskussionen bald darauf den Boden für längere Zeit entzog.

Aus dem Ausstellungsgewühl zog ich mich im August nach Konstanz mit meiner Familie zurück, um eine Arbeit zu beginnen, die mich fortan mehrere Jahre lang jeden Sommer dorthin führen sollte. Die Stadt hatte nämlich den altberühmten Konziliumssaal restaurieren lassen und jetzt sollte derselbe durch eine Anzahl friesartig rings herumlaufender Bilder aus der Geschichte der Stadt und besonders des Konzils verziert werden. Die Arbeit war mir, als einem gebornen Konstanzer, übertragen worden. Wohl auch, weil ich am ehesten in der Lage war, dieselbe ohne irgend entsprechenden Lohn ausführen zu können, da begreiflich das kleine Gemeinwesen nicht viel dafür aufwenden konnte. War es doch schon rühmlich genug, daß meine Mitbürger nur überhaupt an so etwas dachten. Das freute mich denn so,

daß ich für die Ausführung nur etwa soviel beanspruchte, als mich der Aufenthalt dort regelmäßig kostete. Da mir die Herstellung aller zwanzig Bilder aber doch zu viel Zeit weggenommen und zu große Opfer auferlegt hätte, so zog ich einen talentvollen Landsmann, den Historienmaler Fr. Schwörer, hinzu, der als ein wohlhabender Mann dem Vergnügen, eine solche monumentale Arbeit auszuführen, auch materielle Opfer bringen konnte. Weit begabter als ich, wie er es war, hat er denn auch eine Reihe sehr tüchtiger Bilder geliefert. — Der Vorgang der kleinen Stadtgemeinde gab aber auch ein sehr nützliches Beispiel und hat nach und nach in Landshut, Crefeld, Saarbrücken, Landsberg, Erfurt, Bremen, Kaufbeuren, Hamburg, Lindau, Berlin ꝛc. ꝛc. und zuletzt in Konstanz selber, im berühmten Inselhotel, ebenfalls zu solchem Schmuck der Rathäuser, Börsen und sonstiger öffentlicher Gebäude mit Gemälden aus der Stadtgeschichte geführt, unter denen sich eine ganze Reihe so trefflicher Leistungen befindet, daß sie unzweifelhaft eine der glänzendsten Seiten unserer Profanhistorienmalerei bilden. Für Schwörer und mich aber, die wir nun eine Reihe von Jahren hindurch veranlaßt waren, unsern Sommeraufenthalt am schönen Bodensee zu nehmen, war diese Arbeit trotz der großen Anstrengung, die sie uns auferlegte, nur eine Quelle unvergleichlichen Genusses. Denn ich quartierte mich nun gleich wieder in dem lieblichen Landhaus mit meiner Familie ein, dessen Grundmauern von dem See bespült wurden und aus dessen Fenstern man einer köstlichen Aussicht über die ganze Weite desselben genoß, während hinter dem Haus Weinberge emporstiegen und ein prächtiger Wald den Hügel krönte, in dessen kühlem Schatten sich Kinder und Frau tags-

über meist aufhielten. Ich aber konnte jeden Morgen den köstlichsten Weg den See entlang in die dreiviertel Stunden entfernte Stadt zu meiner Arbeit machen, von der ich dann gewöhnlich erst gegen Abend heimkehrte. Das war ein so reizend idyllisches Dasein, daß es kaum möglich gewesen wäre, sich ein schöneres zu denken. Darob konnte man die finanzielle Einbuße wohl vergessen. Überdies bot mir die damals im raschesten Aufschwunge befindliche Stadt den mannigfachsten und fruchtbarsten Verkehr. So fing gerade damals ein ebenso intelligenter als aufopfernder Bürger derselben, der einer ihrer ältesten Patrizierfamilien entstammende Stadtrat Ludwig Leiner an, alles auf die Kultur- und Naturgeschichte der Stadt und Umgebung Bezügliche zu sammeln, was sich noch da und dort im Privat- oder städtischen Besitz zerstreut fand. Fast ohne Mittel begonnen und von der Gemeinde nur durch Überlassung eines alten Zunfthauses zur Unterbringung der Sammlungen unterstützt, wuchsen dieselben doch, dank dem unermüdlichen Eifer des Mannes und der Unterstützung, die er bei der Bürgerschaft fand, so rasch heran, daß bald die vier großen Säle des „Rosgarten-Museums" kaum mehr genügten, um den Reichtum aufzunehmen, der ihm von allen Seiten zuströmte. Gute Beispiele wirken noch viel ansteckender als schlechte, besonders wenn sie, wie gemeinnütziges Wirken aller Art, jedem vor Augen liegen. Das war nun hier auf das wohlthuendste zu beobachten. Jeder, der etwas Interessantes von Kunstwerken, Erzeugnissen des Kunsthandwerks, Kostümen, Naturprodukten besaß, die in irgend einer Weise mit der Entwicklung der Stadt zusammenhingen, machte sich ein Vergnügen daraus, es in die Sammlung zu stiften. Damals

kam gerade die Pfahlbauten-Erforschung in die Höhe und es wurden deren in nächster Nähe von Konstanz beständig aufgedeckt. Da strömte nun bald, dank Leiners unermüdlichem Eifer, eine solche Masse dieser prähistorischen Erzeugnisse im Rosgarten-Museum zusammen, daß es seither eine der berühmtesten Sammlungen dieser Art geworden ist und alle Forscher, wie Virchow, Fraas u. a. angezogen hat. Leider ist der treffliche Leiner mit seinem Sammeleifer nur fünfzig Jahre zu spät gekommen, da er dann noch einen ganz anderen Reichtum, besonders an kunst- und kunstgewerblichen Erzeugnissen, Bildern, Schnitzereien, Metallarbeiten, Glasgemälden, Stickereien und kostbaren Kostümstücken vorgefunden hätte, wie sie sich in den älteren Bürgerfamilien massenhaft erhalten hatten, in der trostlosen Kunstbarbarei aber, die während und nach den napoleonischen Kriegen in Deutschland einriß, verschleudert worden waren. Jetzt sammelte man nun wieder mit dem größten Eifer die armseligen Reste dessen, was ein paar Jahrzehnte früher roh vernichtet oder durch die Juden ins Ausland verkauft und dadurch wenigstens vor den gelehrten Barbaren gerettet worden war, da man in Frankreich und England die Kunstfertigkeit unserer Väter immer noch besser zu würdigen verstand als bei uns. Es ist gar keine Frage, daß der größte Fehler der Deutschen, ihr schmählicher Mangel an nationaler Selbstachtung, wie er durch die elenden politischen Zustände nach 1815 erst recht genährt worden war, dazu mächtig beitrug. Die romantische Schule hatte allerdings versucht, uns wieder Achtung vor unserer Vergangenheit wenigstens in Litteratur und Kunst einzuflößen, war aber ja gar bald ins direkte Gegenteil umgeschlagen, ja selbst Goethe und

Schiller hatten gemeinsam die Nachahmung der Antike aus allen Kräften gefördert. Cornelius und Overbeck, wie ihre Genossen aber vertauschten den Kultus der altdeutschen Kunst sehr bald mit dem der italienischen Renaissance, ja waren ebenso zu ihrem größten Schaden Klassicisten geworden wie unsere Dichter. Börne, Heine und ihre jungdeutschen Nachfolger hatten dann das Franzosentum als Ideal gepriesen, das ohnehin schon unser Theater beherrschte wie unsere Moden. Selbst Jean Paul hatte vor allem die deutsche Kleinstädterei lächerlich gemacht. Nur Uhland und nach ihm Willibald Alexis, Gustav Freytag, Fritz Reuter und in Süddeutschland Victor v. Scheffel hatten die Liebe und Achtung vor unserer Vergangenheit, ohne die kein Volk mit Würde bestehen kann, wieder mächtig gehoben, wie es unter den Künstlern Ludwig Richter und Schwind, dann Alfred Rethel zuerst mit nachhaltigem Erfolg durchgesetzt, während uns dann Richard Wagner endlich wieder eine nationale Musik schuf. Der Nation freilich gab erst das Jahr 1866 das rechte Selbstvertrauen wieder, das sie durch den unglücklichen politischen Erfolg der Befreiungskriege, wie der Erhebung von 1848 verloren hatte. Indes setzte letzteres Jahr doch die Zusammenfassung der Nation zu einem machtvollen Ganzen so entschieden wieder auf die Tagesordnung, daß dies Problem von da an nicht wieder von derselben verschwand. Es ist denn auch heute die Erinnerung noch herzerquickend, wie viele Tausende von hochbegabten Männern demselben ihr Leben widmeten. So traf ich jetzt auch einen der glänzendsten Kämpfer für dies Ideal wieder, Scheffel, der sich inzwischen auf einem Flecke angesiedelt hatte, wo er sich noch am ehesten der Einsamkeit ergeben konnte, die er für seine aufgeregten

Nerven brauchte. Jetzt kam er einmal von seiner Villa herauf, um mich auf meinem Gerüst im Konziliumssaal an der Arbeit zu begrüßen. Das war eine um so angenehmere Überraschung, als die zahlreichen Besucher des Saales in ihrer Mehrzahl durchaus nicht dazu angethan waren, mir das Arbeiten angenehmer zu machen, mir vielmehr sehr lebhaft die Erzählungen Alfred Rethels ins Gedächtnis zurückriefen, den sie durch ihre Auffassung seiner Schöpfungen im Aachener Rathaus oft so geärgert hatten, daß das sicherlich keinen geringen Anteil an der bald darauf bei ihm auftretenden Gehirnerweichung hatte. Denn diese Bemerkungen waren von um so schonungsloserer Roheit, als er sich vor den Beschauern unsichtbar gemacht hatte und die wenigsten dieser rheinischen „Flaschenbarone" und „Krischer" auch nur die leiseste Ahnung davon hatten, daß sie sich vor unsterblichen Meisterwerken befanden, sondern im Gegenteil an deren merkwürdiger Eigenart gewöhnlich heftigen Anstoß nahmen. Mich sahen sie wenigstens in der Regel oben sitzen, und so kam ich meist noch besser weg, wenn auch keineswegs immer. Etwas von einer Ausstellung am Pranger behält dies Arbeiten vor der Masse doch, obwohl die eigentlichen Rüpel sehr in der Minderheit sind bei den Besuchern, wie ich gerne anerkenne.

Noch bevor ich Ende Oktober, nach Vollendung meiner ersten Freske, die Rückreise nach München antrat, starb mir einer meiner frühesten Jugendfreunde, jener Landschaftsmaler Josef Moosbrugger, ob seines eigenartig sympathischen Wesens von der ganzen Stadt gekannt und betrauert, mit deren

ältesten Familien er verwandt gewesen und dessen Vater mir immer als Ideal eines alten Künstlers erschienen war, wie ich das ja eingangs dieses Buches erzählt habe. Seine zahlreiche Familie ehrlich durchzubringen, war ihm auch nachher trotz der schlechten Zeiten immer gelungen. Dazu trug nun nicht wenig bei, daß er als ein stattlicher und in seiner schlichten Art weltgewandter Mann nacheinander die zwei Töchter des damaligen Bürgermeisters oder „Stadtamtmanns" geheiratet hatte, was ihm die Protektion der ganzen großen Familie, besonders aber die seiner im damaligen Konstanz fast allmächtigen Schwiegermutter, der Frau „Stadtammännin" eintrug, welche weit mehr zu bedeuten hatte, als die ihres früh das Zeitliche segnenden Gatten. Denn die Frau Stadtammännin war ein weithin berühmtes Kernweib, bei der sich noch in ihrem hohen Alter alle einflußreichen Männer der Stadt, der Frhr. v. Wessenberg, der Graf Thurn Valßassina, der Weih- und spätere Erzbischof Dr. v. Vicari ꝛc. ꝛc. abends gar gerne zur Unterhaltung oder zu einem Spielchen versammelten, weil sie dieselben mit ihrem kerngesunden Verstande und einer wahrhaft urwüchsigen Derbheit der Dialektik trefflich zu fesseln und zu leiten verstand. Und dabei ließ sie sich durch keine Titel und Würden imponieren. So sagte sie z. B. zu dem sehr höflichen und wohlwollenden, aber wenig entschiedenen Erzbischof „Ihr, Vicari, seid doch der reinste Nünt" (Nichts), wie sie denn noch alle Welt mit dem altdeutschen „Ihr" anredete. Unter ihren Fittigen gedieh also die im oberen Stock des Hauses wohnende Moosbruggersche Familie vortrefflich, da die gefürchtete Großmama auch bei monatelanger Abwesenheit des Vaters das strengste Regiment führte und

selbst die wilden Jungen im Zügel hielt. Der jüngste derselben, leider das Nesthäkchen der Mutter, war nun unser Josef oder Moospepi, wie ihn seine Freunde, d. h. ganz Konstanz und später halb München zu nennen pflegten. Er hätte eigentlich studieren sollen, fand aber in der lateinischen Grammatik zu große Hindernisse und setzte es darum mit vieler Mühe beim Vater durch, auch Maler werden und, nachdem er unzweifelhaftes Talent gezeigt, zu seiner weiteren Ausbildung bald nach München gehen zu dürfen. Dort waren inzwischen Cornelius und seine Schule maßgebend geworden, bei welcher man alles mögliche, nur leider nicht malen lernen konnte. Pepi lernte es denn auch, trotz guter Anlagen so wenig als das Arbeiten überhaupt, was dem alten Vater, der noch als Siebziger unermüdlich seine Porträte zu sechs Kronenthaler das Stück hinstrich, gar viel Kummer bereitete. Dagegen ging ihm auf den vielen Landpartien, die er immer mit den Genossen machte, besonders aber durch den Umgang mit dem genialen Schleich, bei dem er wohnte, der Sinn für die Landschaft auf, da es ja gar vergnüglich war, auf der Fraueninsel im Chiemsee, bei den berühmten sieben schönen Schwestern in Scheffels „Lachendem Hecht" wohnend, unter den herrlichen Linden dort Studien zu machen, wo man dann nebenan sich so leicht gleich wieder erquicken konnte, wenn man von einem „zufälligen Durst" geplagt ward. Wirklich machte da unser Pepi auch unleugbare Fortschritte, nur wollten seine echt poetisch empfundenen Bilder nie fertig werden. Dazu war er ein viel zu guter Kamerad, der es bald dahin brachte, daß wenn irgend einer der vielen Genossen einmal keine Lust zum Arbeiten, aber sehr viele zum Spazierengehen empfand, er allemal zu unserem „Moospepi"

kam, um ihn zum Genuß des schönen Tages im Freien zu verführen. Solcher Einladung konnte derselbe nie widerstehen, und die von den Künstlern damals viel besuchte Menterschwaige oben an der Isar, das einsame Schleißheim oder das idyllische Bruck zählten ihn bald zu ihren sichersten Stammgästen, solange die Wirtinnen borgten. Thaten sie das, grausam wie die Welt einmal ist, nirgends mehr, so kehrte er auf ein paar Jahre nach Konstanz zurück zum Vater. Darüber starb nun aber zuletzt dieser, sechsundachtzigjährig — die Großmama war ohnehin längst dahingegangen — das Haus in der Stadt und das Landhaus „zum Sattlerhäusle" waren verkauft worden, und unser allmählich auch bedenklich in die Jahre gekommener genialer junger Künstler, dessen lange schwarze Haare bereits stark mit grauen gemischt waren, mußte sich nun in Konstanz trotz allgemeiner Beliebtheit recht mühsam mit kleinen Veduten vom Bodensee durchbringen. Nach München, wo er seinen Kredit zu stark in Anspruch genommen, konnte er ohnehin schon gar nicht mehr gehen. Das Jahr 48 sah ihn dann unter Heckers Scharen, wo er indes wenig Blut vergoß, in Konstanz aber war er „maître des plaisirs" überall, wo man künstlerisches Geschick benötigte. Glücklicherweise lernte ihn jetzt der eben auf den Thron gelangte Großherzog Friedrich von Baden kennen und hielt ihn, an dessen gutmütigem, schlichten und doch poetisch angehauchten Wesen er Gefallen fand, durch seine Bestellungen eine Zeit lang über Wasser. Dann gab dem ob seiner Harmlosigkeit allgemein Beliebten ein reicher Freund freie Wohnung in seinem Hause. Ja, es hätte ihm nie an Bestellungen gefehlt, wenn die Bilder nur jemals fertig geworden wären! Endlich ward er zum Kustos der Wessen-

bergschen Gemäldesammlung ernannt und lebte, ob seiner mancherlei Eigenheiten viel belacht, aber von jedermann gerne gesehen, noch eine Reihe von Jahren, bis ihn ein Siechtum darnieder warf. Da der allmählich Vereinsamte keinen Menschen mehr zur Pflege hatte, so ging er in das Bürger-Spital, wo ich ihn nun, in einem großen Saal im Lehnstuhl am Fenster sitzend, mitten unter einem Dutzend armer alter Pfründnerinnen traf, die sich des leidenden, „so guten Herrn" diensteifrig annahmen. Dort ist er auch, der letzte der ganzen großen Familie, gestorben, und wir wenige Jugendgenossen haben, begleitet von der halben Stadt, dem bis ans Ende Heiteren und Harmlosen wehmütig das letzte Geleit gegeben, als sie ihn auf den einsamen Friedhof hinaus und mit ihm ein Stück echter Poesie zu Grabe trugen. Leider habe ich nur gar zu viele solcher poetisch angelegter junger Leute elend zu Grunde gehen sehen in dieser so gefährlichen Künstlerlaufbahn, die so verführerisch anfängt, um so herzbeklemmend zu endigen, wie ich es hier an einem besonders ansprechenden Muster zeigen mußte.

XIX.

Das Jahr 1870.

Dieſes Jahr 1870 brachte eine ſolche gründliche Änderung in unſerer nationalen Geſchichte hervor, daß es auch auf die Geſchicke faſt jedes einzelnen einen mächtigen Einfluß ausübte. Es iſt denn auch das einzige Jahr von den nur zu vielen, die ich bereits erlebte, an das ich heute noch mit Entzücken zurückdenke, weil es das einzige iſt, wo die ganze Nation von einer großen und erhebenden Empfindung ſo ſtark durchdrungen war, daß es jeden mit fortriß und er ſelbſt ſein perſönliches Leid, wie es ja Tauſende traf, im Sturm der allgemeinen Begeiſterung vergaß. Es iſt darum auch das Jahr, in welchem die Deutſchen, die ſonſt ein ſo großes Talent haben, ſchlecht auszuſehen, zänkiſch und kleinlich, neidiſch und ſtarrköpfig, wie ſie es nur zu oft ſind — auf einmal jedem imponieren mußten, der ſie beobachtete, weil ſie hier einmal ihren innerſten Kern, die ſtolze Mannhaftigkeit, die Aufopferungsfähigkeit und ſchlichte Treue, die mächtige Begeiſterung für das Vaterland ſo herrlich offenbarten, wie ich es weder vor- noch nachher jemals wieder geſehen habe. Das Andenken an jene Tage ſollte darum niemals in uns erlöſchen, wie denn jeder nie mehr ganz

unglücklich werden kann, der sie mit angesehen und ihre Begeisterung mitempfunden. Ohne Zweifel hängt der Dank, mit dem man heute auf jenes Jahr zurückblickt, vor allem mit zwei für dasselbe ganz charakteristischen Erscheinungen zusammen: zunächst damit, daß es das erstemal war, wo die ganze Nation ohne Ausnahme sich im Kampf gegen eine freche Herausforderung vereint sah, und dann ganz besonders, daß ihr diesmal auch die Früchte des Sieges wirklich zu gute kamen, ja so überaus köstliche waren, daß ihr Wert allmählich auch jedem einzelnen deutlich ward. Schon weil er sah, daß dieses stolze, neuerstandene deutsche Reich auch ihm so gut gehöre, wie jedem andern, und daß er ein freier Bürger desselben sei, dessen Stimme genau so viel zähle, wie die aller übrigen. — Beides unterscheidet das Jahr 1870 gründlich von der Erhebung von 1813, an der ganz Süddeutschland kaum teilnahm, und um deren Früchte nur alle mit einander gleich schnöde und ehrlos betrogen wurden. — Wie grundverschieden das Ergebnis beider nationaler Bewegungen war, zeigte sich am meisten in deren unmittelbaren Folgen, die bei der ersten nur in vermehrter Armut und noch unleidlicherem Druck während langer Jahre bestanden, während sich die ungeheuren Wohlthaten des Jahres 1870 sofort durch eine grenzenlose Regsamkeit auf allen Gebieten und eine mächtige Hebung des Nationalwohlstandes auch dem Blindesten offenbarten. Selbst die seither eingetretene sozialdemokratische Bewegung mit ihrer häßlichen Begleitung von einseitiger Voranstellung eines Klasseninteresses über das allgemeine und ihrer cynischen Verleugnung der einfachsten und natürlichsten Empfindung, der Vaterlandsliebe, kann uns die Freude an den Ergebnissen des Jahres 1870 nicht

trüben. Denn beides sind doch nur widrige Beigaben eines an sich berechtigten Kampfes und widerstreben zu sehr der menschlichen Natur, als daß sie nicht bald wieder verschwinden sollten, während der ungeheure Vorteil jedenfalls bleibt, daß eine ganze große Klasse der bürgerlichen Gesellschaft durch diese Bewegung erst zum Bewußtsein ihrer Rechte und zum Nachdenken über den Gebrauch derselben gebracht worden, d. h. aus bloßen Lasttieren zu Menschen und Bürgern gemacht worden ist. Dieser Nutzen besteht unter allen Umständen, so gut als der, daß sich die Gesellschaft ihrer Pflichten gegen diesen Arbeiterstand in einem höheren Maße bewußt geworden ist als je vorher, und dies Bewußtsein wenigstens in Deutschland in so großartigen Institutionen ausgeprägt hat, wie sie bis jetzt kein anderes Land aufzuweisen im stande ist.

Aber nicht nur auf dem sozialen Gebiete, sondern auch auf dem rein geistigen der Kunst und Wissenschaft war die Anregung eine ungeheure, ja beide sind vielleicht nie so fruchtbar gewesen als in den zwei Jahrzehnten von 1866 bis 1886. Die nationale Kunst wenigstens gewiß nicht.

Doch ich habe meiner Erzählung weit vorgegriffen und kehre jetzt wieder zu ihr zurück, um zu schildern, wie sich all das Ungeheure, was dieses Jahr brachte, im Leben eines einzelnen aus dem Volke wiederspiegelte.

Gleich im Januar erregten zwei Kunsterscheinungen großes Aufsehen in München. Es war das der Peter Arbues Kaulbachs, eine Komposition, der man gerade angesichts der unverschämten Übergriffe der ultramontanen Partei, die sich eben bis zur Kanonisierung dieses Ungeheuers gesteigert hatten, ein sehr zeitgemäßes Auftreten nicht absprechen konnte,

und wo er in dem blinden Greis als blutdürstigen Ketzerrichter ein erschütterndes Bild jenes wilden Fanatismus gab, der Spanien für Jahrhunderte verödete. In der Schilderung solcher Charaktere ist Kaulbach denn auch meisterhaft, während ihm die der Opfer des Fanatismus sehr viel weniger gelang, da er sie zu sehr idealisierte. Man vergißt heute wohl etwas zu sehr, daß Sedan unter anderem auch die passendste Antwort auf die Heiligsprechung des Arbues und auf die Unfehlbarkeitserklärung des Papstes war, da es noch vor unserem Einzug in Paris die Italiener nach Rom führte.

Gleichzeitig mit dem Arbues erschien die liebliche Komposition der Melusine von Schwind, die man den Abschiedsgruß der Romantik von München nennen konnte. Sie war auch das Schwanenlied des Künstlers, der damit seine Laufbahn abschloß.

Im Februar starb dann nach langem Leiden Karl Brater, dieses Ideal eines uneigennützigen und charakterfesten Volksvertreters, dessen Mitarbeiter an der „Süddeutschen Zeitung" ich so lange gewesen. Es war eines jener tragischen Geschicke, die so oft wie eine grausame Ironie auf alle idealen Bestrebungen auftreten, daß gerade dieser treffliche Mann den Triumph der Idee, für welche er zeitlebens gekämpft, nicht mehr erleben sollte!

Schon Ende Mai ging ich, um den Frühling wieder einmal im Gebirge zu genießen, mit meiner damals fünfzehnjährigen Tochter nach Partenkirchen und bestieg dort mit dem mutigen Mädchen sogar den ob seiner Steilheit gefürchteten Kramer, wo der Führer und ich sie freilich durch den berüchtigten „Kamin", eine enge Rinne im steilen Felsen durch die man sich hinaufzwängen muß, zu schieben hatten.

Dabei stießen wir aber, um eine Ecke biegend, auf eine so nahe Herde Gemsen, wie ich sie nie wieder gesehen habe. Auch im Höllenthal stiegen wir hinauf bis zu der Brücke über die furchtbare Klamm, welche aber von einer ungeheuren Lawine noch ganz verstopft war. Der Mut und die Unermüdlichkeit des Mädchens machten mir da überall das größte Vergnügen. Sie hat dann beides viel später noch oft in weit schwereren Lebenslagen bethätigt, besonders da sie, früh Witwe geworden, ein großes, in Unterfranken ganz einsam gelegenes Gut, das ihr Mann kurz vorher in sehr herabgekommenem Zustande gekauft hatte, mit gutem Erfolg allein bewirtschaftete, ja dasselbe so heraufbrachte, daß es bald anderen zum Muster dienen konnte.

Als ich nach München zurückkehrte, fing der politische Horizont bereits an, sich zu verfinstern und der lange vorausgesehene Kampf gegen Frankreich ward immer unvermeidlicher. Angesichts der Einigkeit Deutschlands konnte mich das so wenig beunruhigen, daß ich mich von dem heraufsteigenden Gewitter nicht abhalten ließ, am 15. Juli nach Konstanz zu meiner Freskomalerei abzufahren. Schon in Augsburg bekam ich aber auf dem Bahnhof ein Extrablatt mit der französischen Kriegserklärung. Nichtsdestoweniger fuhr ich weiter, natürlich unter größter Aufregung aller Mitreisenden. Als ich am Abend in Konstanz ankam, war eben der Befehl zur Mobilmachung des dort liegenden badischen Regiments gekommen und alle Urlauber sofort telegraphisch einberufen worden. In einem dicht an der Rheinbrücke gelegenen Gasthaus wohnend, hörte ich sie die ganze

Nacht hindurch hereinströmen. In fast allen Häusern war Licht, weil irgend einer sich bereit machte. Am andern Morgen um sechs Uhr früh fuhr das Regiment bereits fix und fertig in voller Kriegsstärke ab. Ich sah sie davon ziehen, still und ernst und, ernst begrüßt von der angesammelten Menge, sie selber auch still, aber mit sichtbarer Entschlossenheit; schluchzende Frauen und Mädchen natürlich genug. War nun diese erstaunliche Raschheit der Mobilisierung an sich schon imponierend, so war es noch viel mehr der Eifer und die Pflichttreue, mit der nun den ganzen Tag über noch Hunderte von Reservisten und Landwehrleuten in die Stadt hereinzogen, um sich zu stellen, obwohl sie noch gar nicht einberufen waren und daher zu ihrem nicht geringen Verdruß auch nicht angenommen werden konnten. Wenn man diesen Eifer sah, so überkam einen aber die vollständigste Siegesgewißheit, so daß man angesichts solchen Aufflammens der echten Heldennatur unseres Volkes alle Unruhe über den Ausgang des Kampfes verlor. Ja ich war von nun an des Triumphes unserer Sache so sicher und so gewiß, nicht in meiner Arbeit gestört zu werden, daß ich dieselbe so gelassen anfing, als wenn die Völker „hinten in der Türkei" und nicht so nahe von mir aufeinander schlügen, daß man ein paar Wochen später sogar den Kanonendonner von Straßburg auf den nächsten Höhen vernehmen konnte. — Wirklich gelang mir „Die Verbrennung des Huß", mit der ich diesmal begann, auch ganz leidlich, da nun noch volle vierzehn Tage vergingen, bis sich unsere Armee in Bewegung setzte. Man hörte inzwischen nur, daß der französische Gesandte in Karlsruhe, der sich alle erdenkliche Mühe gegeben, Baden von der Teilnahme am Kampfe

abzuhalten, zuletzt selbst vor der beispiellos unverschämten Drohung nicht zurückgescheut war, daß bei dem unvermeidlichen Einbruch der Franzosen in Baden „selbst die Frauen nicht geschont werden würden". Das vermehrte natürlich nur die Erbitterung, die schon ohnehin hoch genug gesteigert war durch die Frechheit der französischen Diplomatie dem König Wilhelm gegenüber. So hörte man denn bald mit besonderem Zorn, daß der Kaiser Napoleon seinem Lulu bei Saarbrücken das erste Feuern der Geschütze gezeigt. Diese Nachrichten kamen uns alle durch die benachbarte Schweiz zu und wirkten umso aufreizender, als unsere Zeitungen begreiflich über die Bewegungen unserer Armee gar nichts veröffentlichten. Natürlich ward nun die Spannung immer größer und nur erst durch das Gerücht von der siegreichen Erstürmung Weißenburgs einigermaßen gemildert, das aber auch noch nicht bestimmt auftrat.

So kam der sechste August heran und die Aufregung hatte schon den höchsten Grad erreicht, da eine Schlacht unverzüglich stattfinden mußte. Ich hatte mich, als tagsüber nichts Bedeutendes von Nachrichten gekommen war, endlich zu Bette gelegt. Da wurde ich in später Nacht durch das feierliche Geläute aller Glocken in der Stadt geweckt, das von einer ungewöhnlichen Bewegung auf der nahen Rheinbrücke begleitet war. Erst dachte ich an eine Feuersbrunst, aber das war ja nicht gestürmt, sondern nur festlich geläutet! Bald hörte ich auch den Donner der Kanonen, Hochrufen und die Klänge türkischer Musik über den Rhein herüber tönen. Dann kam mein Neffe endlich zu mir herausgestürzt und klopfte an die Thüre, um mir mitzuteilen, daß soeben die Nachricht von einem großen Sieg der Unseren bei Wörth

gekommen, Mac Mahon mit seiner Armee aufs Haupt geschlagen und 10,000 Gefangene gemacht worden seien. Inzwischen war die in der Stadt herumziehende Musikbande, begleitet von einer ungeheuren, wie toll jubelnden oder das Rheinlied singenden Menschenmasse bis zu uns herausgekommen in ihrer Wanderung; die Glocken läuteten noch immer und die Kanonen donnerten mit ihnen um die Wette, so daß an Schlaf gar nicht zu denken war. Ich stund also auf und traf die ganze sonst so stille Stadt auf den Beinen, alle Wirtshäuser natürlich voll und alles in Entzücken schwimmend. Es hat aber immer etwas Berauschendes, wenn man so viele von gleicher Begeisterung getragene Menschen sieht. Man schüttelte sich die Hände, ja umarmte sich, obwohl man sich kaum kannte. So trieb ich mich nun einige Stunden herum, bis ich, vom Jubeln allmählich müde, beim Morgengrauen endlich wieder nach Hause zurückkehren wollte. Da bemerkte ich zwei kleine, höchstens achtjährige Buben vor mir hergehen, von denen der eine, glühend von Eifer, eben zum andern sagte: „Und Elsaß-Lothringen müssen wir jetzt auch wieder haben ....." Das war offenbar Volks-, also Gottesstimme, und ich schämte mich, daß ich nicht längst daran gedacht hatte, so wenig als die meisten anderen von uns Alten. Als dann noch im Laufe des Tages auch die Nachricht von der gleichzeitigen Erstürmung der Spicherer Höhen, also von einem weiteren großen Sieg eintraf, so schien uns allen das Schicksal des Feldzugs entschieden und kein Mensch zweifelte mehr an dem Ausgang. — So konnte ich denn ruhig mein Bild vollenden, ja ich empfand die Arbeit als eine Wohlthat, um die beständige Spannung doch einigermaßen zu lindern, in die man schon dadurch versetzt

ward, daß sich die Unterhaltung nur immer um dies eine Thema der Nachrichten vom Kriegsschauplatz drehte.

Natürlich ging jetzt auch gleich das Sammeln der Liebesgaben an, wo sich denn bald herausstellte, daß die verhältnismäßig am meisten beitrugen, die am wenigsten hatten. So schrieb mir bald meine Frau, die mit den Kindern in dem lieblichen Markte Bruck bei München weilte, wie dort eines Nachmittags die Nachricht ankam, daß die bei Wörth verwundeten Bayern an allem Mangel litten. Das ging mit Blitzesschnelle im Ort herum und bald strömten die Gaben an Wein, Bierfäßchen, Schinken ꝛc., frischer Wäsche von allen Seiten so zahlreich herbei, daß man einen Frachtwagen am Marktplatz damit füllen und gleich absenden konnte. Ganz zuletzt trippelte noch eine blutarme alte Witwe herbei, die doch auch ihr Scherflein beitragen wollte und darum zwei Päckchen Cichorie brachte, die denn auch richtig noch beigepackt wurden!

Während der Schlachten bei Metz fuhr ich, um mich etwas zu erholen, besonders aber, um Semper und Richard Wagner wieder einmal zu sehen, über Zürich nach Luzern. Da konnte man nun erst wahrnehmen, wie mächtig die heilige Liebe zum Vaterlande selbst bei diesen beiden Verbannten wirkte. Semper arbeitete gerade an den Plänen für die Wiener Bauten, die mich entzückten, von denen ich damals aber freilich nicht wußte, daß sie eigentlich Hasenauer gehörten und er sie bloß überarbeitete. Wie weit das nun ging, ergiebt sich wohl aus einer Vergleichung. Jedenfalls hat er am Inneren keinen Anteil, wie er mir später selber sagte, während er die Fassaden der Hofmuseen allerdings für sich beanspruchte. Solcher Streit um das geistige

Eigentumsrecht ist in Fällen dieser Art fast unvermeidlich und auch niemals mit Sicherheit zu entscheiden, da ja beide in der That daran gearbeitet haben.

Semper war übrigens Feuer und Flamme für den Krieg, den er ganz als einen Entscheidungskampf zwischen der lateinischen und germanischen Rasse auffaßte. Natürlich stieg jetzt, wo eben die ersten Nachrichten von der Schlacht bei Gravelotte anlangten, die Spannung aufs höchste und war umso unangenehmer, als man in der Schweiz fast nur die erlogenen Berichte der Franzosen zu lesen bekam. Daß sie nicht gesiegt hatten, war indes doch ziemlich deutlich. Umso widerwärtiger war aber die offene Parteinahme der Schweizer gegen ihre Stammesgenossen für die Franzosen. Überall kam man mit ihnen in Streit darüber, ja als ich zurückfuhr, wo mich zwei leibliche Vettern in Frauenfeld am Bahnhof erwarteten, während seither der glänzende Sieg der Unseren entschieden war, empfingen sie mich beide mit der naiven Zumutung: „Ihr Dütsche chönntet jetzt höre“ (aufhören), was mich natürlich nicht wenig erbaute. Später wurden sie freilich kleinlauter, als unter dem unermeßlichen Gelächter von ganz Deutschland ihnen die Bourbakische Armee über den Hals kam und ihnen nicht wenig beschwerlich fiel.

In Luzern fand ich dann im weltvergessenen, aber wunderlieblichen Schlößchen Triebschen dicht überm Ufer des Sees Richard Wagner, glühend vor Eifer und Freude. Frau Cosima hatte ihm schon das behaglichste Heim bereitet, so daß er sich sehr glücklich da fühlte, umgeben von seinen, wie den Kindern ihrer ersten Ehe, die er auch sehr liebte. Nach Tische begleitete er mich in die Stadt zurück, um sich

da in meinem Gasthof gleich die neuesten Nachrichten über den Krieg zu verschaffen, wo wir dann richtig wieder in Streit mit den ganz toll gewordenen Schweizern gerieten. Daß jetzt das deutsche Reich in alter Majestät aber wieder erstehen müsse, das unterlag bei uns allen natürlich keinem Zweifel. Gerade das Auftauchen eines so mächtigen Nachbars neben ihnen war es aber, was die Schweizer so beunruhigte. Sie hatten da eine Empfindung wie Deserteure, die leicht wieder eingefangen werden könnten. Außerdem ging speziell den Luzernern auch noch die ganze Saison verloren, da kein Mensch zu reisen wagte, was ihre Stimmung natürlich nicht verbesserte. Wagner aber, der vor Patriotismus förmlich glühte, hat wenigstens in jener Zeit ganz gewiß einen höchst wohlthätigen Einfluß auf den jungen König von Bayern ausgeübt, der ihm gerade damals mehrfach geheime Besuche abstattete.

Als ich wieder nach Konstanz zurückgekehrt war und eben den feierlichen Umzug des beim Konzilium neugewählten Papstes Martin V. darzustellen begonnen hatte, bei welchem Kaiser Sigismund und der Herzog von Bayern dem Papste die Zügel hielten, da ertönte eines schönen Nachmittags auf einmal wieder endloser Geschützdonner unter meinen Fenstern und bald gesellte sich ihm auch das Geläute aller Glocken in der Stadt — es war eben die Nachricht von der Schlacht bei Sedan und der Gefangennahme Napoleons III. gekommen! Das klang so märchenhaft, daß einem förmlich schwindelte, und man es erst gar nicht glauben wollte. — In diesem Jubel aber wurde mir das Malen doch fast zu schwer und das Bild ist denn auch, dank dem Sieg von Sedan, eine Niederlage für mich geworden. Von den

Münchener Kollegen arbeiteten freilich die meisten gar nicht in dieser Zeit! Bald darauf begleitete nun der Bürgermeister Stromeyer einen Wagen voll Liebesgaben nach Straßburg, um das dort stehende Konstanzer Regiment damit zu beglücken. Der machte uns bei der Rückkehr eine sehr eindrucksvolle Beschreibung von den Schauern der nächtlichen Beschießung der Stadt. Ich erlebte noch ihre Übergabe in Konstanz, nachdem wir erst ein paarmal bei Westwind selbst den fernen Donner der Geschütze zu hören geglaubt. Dann aber kehrte ich heim nach München, das Herz geschwellt voll der stolzesten Hoffnungen, um nun nacheinander noch die Übergabe von Metz, die Belagerung und Kapitulation von Paris und den Triumph unserer braven badischen Truppen in der dreitägigen Schlacht an der Lisaine bald bangend, bald jubelnd zu erleben. — Da begegnete es auch, daß ein Angehöriger von meiner Frau Familie frischweg aus dem Kadettenhause weg als ein anscheinend ziemlich schwächliches Kerlchen den Ersatzmannschaften beigesellt ward, die man von München aus um Weihnachten ein paar dorthin verschlagenen bayerischen Batterien nachschickte. Ich hielt ihn für verloren, da er solch schauerlichen Winterfeldzug gewiß nicht aushalten werde. Dennoch überstand er selbst das drei Tage und Nächte dauernde Kampieren auf dem Schnee neben den Geschützen an der Lisaine und kehrte sogar, während er als ein blasses Bürschchen fortgezogen, als ein strammer, fester rotbackiger Offizier zurück. — Sein älterer Bruder dagegen, der schon den Feldzug von 1866 mitgemacht, bekam diesmal gleich bei Orleans einen Granatsplitter ins Knie, ward verwundet daliegend gefunden und heilte so langsam, daß er erst ein Halbjahr nach Beendigung des Krieges, immer

noch hinkend zurückkehrte und heute noch die Folgen jenes Schusses nicht losgeworden ist. — Ein anderer, Sohn eines meiner Freunde, ward auch mit Ersatzmannschaft nach Paris, während der größten Kälte um Weihnachten, geschickt. Immer in Waggons mit zerbrochenen Scheiben zu fahren gezwungen, brauchten sie sechs Tage bis Lagny. Dort bekam er sofort den Typhus, konnte sich nicht erholen und mußte zuletzt, ohne nur je einen Schuß abgefeuert zu haben, vom Vater abgeholt werden, um dann noch jahrelang siech dazuliegen. Das tragischste Schicksal aber traf meinen Freund, den Architekten Bürcklein, dessen drei Söhne alle im Felde standen. Der älteste derselben, Schützenhauptmann, ein prächtig frischer Soldat, stand noch am Abend der Schlacht von Sedan mit einigen anderen Offizieren plaudernd zusammen, während der Geschützdonner schon ganz aufgehört hatte. Man sagte ihnen nun, daß die Festung bereits die weiße Fahne aufgezogen habe. Um dies zu sehen, besteigt er einen kleinen Hügel, der vor ihnen die Stadt verdeckte. In diesem Augenblick fliegt die letzte Granate daher, die überhaupt noch abgefeuert ward an dem Tag, und zerreißt ihn. Er wird denn auch am Platze von seinen tiefbetrübten Kameraden begraben. Nun läßt aber die Mutter dem Vater keine Ruhe, bis er wenigstens die Gebeine des Sohnes unter unsäglichen Schwierigkeiten aller Art auffindet und mitten im Winter heimbringt. Als er mir seine Abenteuer in dem feindlichen Lande erzählt, setzt er noch hinzu: „jetzt weiß ich aber selber bald nicht mehr, ob ich nicht auch noch verrückt werde!“ Bald zeigten sich denn auch die ersten Spuren der Gehirnerweichung, welcher der unglückliche Mann nach zwei Jahren erliegen sollte.

Im November begegnete ich eines Tages in München auch noch Feodor Dietz, der alle frühere Feindschaft vergessend, gleich zu mir über die Straße herüberkam, um mir zu erzählen, daß er als Führer einer Krankenpfleger-Kolonne im Feld gewesen sei und jetzt nur München, das er seit mehreren Jahren nicht gesehen, wieder einmal habe besuchen wollen. Bald darauf begleitete er wieder einen solchen Hilfszug zu den badischen Truppen nach Dijon, als ihn ein Hirnschlag rasch dahinraffte zum allgemeinen Bedauern der vielen Freunde, die ihm seine ritterliche Natur erworben, die eigentlich mehr zu einem glänzenden Soldaten als zum Maler geschaffen war, obwohl er auch dazu eine mehr als ausreichende Begabung besaß und ihm nur die Ruhe des Schaffens fehlte.

Dietz wurde bald durch Heinrich Lang gefolgt, der direkt von der Pariser Belagerung herkam, um uns seine Abenteuer während des Feldzuges zu erzählen. Ebenso brachte Horschelt, der die Belagerung von Straßburg mitgemacht, prächtige Studien aus den Laufgräben zurück. Leider raffte ihn bald ein tückisches Herzleiden weg, so daß er sie nicht mehr benützen konnte. Wenn ich aber überhaupt eine große, unmittelbare Wirkung des Ungeheuren, was sich da vor uns abgespielt, auf die Kunst erwartet hatte, so ward diese Hoffnung durchaus getäuscht, obwohl so viele Künstler den Krieg als Offiziere, Freiwillige oder Studien halber mitgemacht hatten. Denn die nächste Folge dieser furchtbaren Erlebnisse war bei ihnen, wie noch viel mehr bei der Nation selber, nur ein großes Ruhebedürfnis nach der dreivierteljährigen fürchterlichen Aufregung. Darum ist denn auch nie ein ungeheures Kapital von Ruhm künstlerisch

schlechter benützt worden. In München trat überdies bald ein gewisser Gegensatz des Königs zu dem neuerstandenen Kaisertum sehr auffallend hervor. War es doch ein öffentliches Geheimnis, daß er nur mit den größten Anstrengungen dazu gebracht worden war, als erster Reichsfürst dem König von Preußen die Errichtung des Kaisertums vorzuschlagen, wie es doch der Anstand erforderte. Im November schon war der Großherzog von Baden inkognito nach München gekommen, um ihn dazu zu bringen; ich hatte ihn damals selber gesprochen, aber er schien ziemlich fruchtlos wieder abgereist zu sein, ja ich glaube, der König hatte sich sogar vor ihm verleugnen lassen. So war denn die Geneigtheit bei diesem Fürsten, sich auch noch aus diesem ihm gründlich verhaßten Kriege Scenen malen zu lassen, eine sehr geringe, und nur mit vieler Mühe brachte man es dazu, daß wenigstens ein paar Bilder von dem talentvollen Bodenmüller, der den Krieg als Artillerist mitgemacht, für die Neue Pinakothek vom Staat erworben wurden. Ja, Lang, der zunächst gar keine Bestellungen erlangen konnte, reiste in der Verzweiflung nach Konstantinopel, um dort Türken zu malen, die immer noch eher Abgang in München fanden. Franz Adam aber, unstreitig der talentvollste dieser Schlachtenmaler, hatte den Feldzug gar nicht mitgemacht, bei dem er als heftiger Ultramontaner eher den Franzosen den Sieg wünschte als den „Preußen". Dennoch ward er komischerweise bald darauf gezwungen, sie doch zu verherrlichen, da ihm der Herzog von Meiningen, dessen Bataillon sich bei der berühmten Reiterattake von Floing durch kaltblütige Bravour besonders ausgezeichnet hatte, die Darstellung dieser glänzenden Ruhmesthat bestellte. Er hat sie denn auch, trotz seines Preußen-

hasses, zum Besten gestaltet, was in dieser Art vom Krieg gemalt worden ist. Eine Wiederholung des Bildes für die Nationalgalerie ist nicht mehr ganz so gelungen.

Das immerhin bedeutendste unter den künstlerischen Ergebnissen des großen Kampfes waren eigentlich die Panoramen, eine Kunstform, die sich zur Darstellung der modernen Kriegführung offenbar ganz besonders eignet und die, weil unabhängig von den kleinlichen und egoistischen Motiven der Höfe, bald einen ganz ungeahnten Grad von Volkstümlichkeit erlangte, ja deutlicher als alles bewies, wie empfänglich unser Volk für eine wahrhaft künstlerische Darstellung seiner Kriegsthaten gewesen wäre. Hier haben denn auch Louis Braun, Faber du Faur, A. v. Werner u. a. teilweise Vorzügliches geleistet, doch geschah das alles erst später, als dem Bedürfnis der Nation nach Darstellung und Verewigung ihrer Triumphe von oben herab immer noch gar keine Befriedigung ward. So kam es, daß die französischen Künstler aus den Niederlagen ihrer Nation weit größeren und vor allen Dingen bleibenderen Nutzen zogen, als wir aus unseren Siegen, da die Panoramenmalerei begreiflich nichts Dauerndes zu schaffen vermag. Die Kleinlichkeit, die nun einmal noch immer im Charakter der ganzen Nation steckt, verleugnete sich eben auch hier nicht.

Einstweilen brach nun das Jahr 1871 an und sah den Krieg, den man mit Sedan schon beendigt geglaubt hatte, noch immer nicht beschlossen. Ja, die falsche Humanität, die das Bombardement von Paris so lange verzögert hatte, spielte uns auch jetzt noch allerhand Streiche, wo alle Welt der ewigen Aufregung satt war und nur der Übertritt der Armee Bourbakis in die Schweiz eine erfrischende Episode

bildete, nachdem man sich vorher, solange der Durchbruch nach Baden noch möglich schien, nicht wenig für letzteres geängstigt. Indes füllten sich die deutschen Städte immer mehr mit gefangenen Rothosen, Ingolstadt allein enthielt deren nicht weniger als 20,000, Ulm ebensoviele, die sehr schwer zu halten gewesen wären, wenn sie hätten durchbrechen wollen, was ihnen aber gar nicht einfiel. Auch in München befanden sich einige Tausende, die man aber erst beim Friedensschluß zu sehen bekam, wo sie in der Stadt herumgeführt wurden vor ihrer Zurücksendung. Die meist schwächlichen Bürschchen flößten da eher Mitleid ein, besonders den Damen, bei welchen es nur zu häufig vorkam, daß sie dieselben an den Bahnhöfen mit allem Möglichen erquickten, aber ihre deutschen Wächter dabei ganz vergaßen und diese ruhig hungern ließen. Die Frankfurter und Berliner Jüdinnen sollen sich darin besonders ausgezeichnet haben!

Nachdem ich im Frühsommer 1871 endlich dazu gelangt war, meine Fresken im Maximilianeum zu vollenden, begab ich mich zur Erholung nach Berchtesgaden, obwohl der feierliche Einzug der aus Frankreich zurückgekehrten Truppen vor der Thüre stand. Solchen prunkhaften Veranstaltungen immer abhold, sah ich das gleiche Schauspiel jetzt dafür in dem kleinen Gebirgsorte, wo es ungleich herzlicher ausfiel. Da hatte man den rückkehrenden Kriegern ein Fest in einem Biergarten bereitet und sie dazu mit Musik abgeholt. Natürlich lief die halbe Bevölkerung mit, ich auch, und als man die lustig mit grünen Reisern geschmückt daherziehenden paar Dutzend gebräunten Soldaten endlich eine halbe Stunde vom Markte erreichte, gab es ein Wiedersehen,

das in seiner schlichten Innigkeit jedenfalls weit rührender war, als das in der feierlich aufgeputzten Ludwigstraße. Und dazu noch den Hintergrund der grandiosen Gebirgslandschaft! Am Abend zerstreuten sich die vom Fest Zurückkehrenden endlich in ihre verschiedenen Dörfer und Höfe rundum. Ein halb Dutzend derselben kam an unserem unfern der Brücke im Thal an der Straße gelegenen „Schwabenwirtshaus" vorbei, darunter ein prächtig schöner, kräftiger Bursche, der sich das eiserne Kreuz errungen. Wie aber auf den die Mädchen losstürzten und das vielbeneidete Ehrenzeichen mit einer naiven Neugier untersuchten, das war schon köstlich zum sehen. Sie hätten ihn fast nicht mehr losgelassen!

Ich hatte in Berchtesgaden einen Düsseldorfer Kollegen, jenen Herrn von Winterfeldt, wieder getroffen, den ich schon von Herrenchiemsee her kannte. Als früherer Offizier hatte er sich bei Ausbruch des Krieges gleich wieder zur Disposition der Armeeleitung gestellt. Da wurde ihm nun die Bewachung von 500 Gefangenen in einem alten Schloß übertragen und dazu 20 Mann Landwehr gegeben. Es nötigte ihn das, jede Nacht mit den geladenen Pistolen an der Seite halb angezogen zuzubringen, wenn etwa ein Fluchtversuch oder eine Verschwörung stattfände. — Die Sache lief aber ganz gut ab, da seine Gefangenen eigentlich recht froh waren, nicht entrinnen zu können, und ihn nur durch ihr Ungeziefer belästigten. Jetzt saßen wir beisammen vor dem Haus und freuten uns des Jubels, mit dem die rückkehrenden Sieger überall empfangen wurden, so daß man das Jauchzen thalauf thalab erschallen hörte. — Daß gar viele nicht mehr kamen, davon merkte man hier kaum etwas,

während man in München noch lange Zeit nicht über die Straße gehen konnte, ohne blassen Frauen in Trauerkleidern oder an Krücken dahinschleichenden jungen Soldaten zu begegnen. Dagegen stach es sehr wohlthätig von früheren Zeiten ab, daß diese letzteren alle verhältnismäßig heiter gestimmt waren, da der Staat jetzt großmütig für ihre Zukunft sorgte, so daß keiner zu betteln brauchte. — Die verwundeten Offiziere vollends fanden nicht nur Ehren aller Art, sondern auch meist reiche Trösterinnen. — Das früher immer als eine abgesonderte Kaste betrachtete Heer war eben jetzt auf einmal höchst volkstümlich geworden.

Hatte man es so bald überall gehobenen Sinnes zu empfinden, daß eine neue, bessere Zeit angebrochen sei, so war das nur im Bereich der Kunst gerade jetzt nicht der Fall, da uns dies Jahr im Gegenteil eine Reihe der schmerzlichsten Verluste brachte. So starb schon im Februar der allgemein betrauerte Schwind. Ihm folgte im April der längst fast vergessene Peter Heß, der seit Jahren sich menschenscheu von aller Welt abgeschlossen. Dann fiel, nur 14 Tage später, als letztes Opfer sein glänzender Schüler Th. Horschelt, überall beliebt ob seines ritterlichen Charakters. Bald starb auch noch Viktor Müller, der als Kolorist großen Einfluß geübt. Es schien auf einmal, als sollte der Münchener Kunsthimmel alle seine Sterne verlieren, und doch war gerade jetzt seit einigen Jahren die glänzendste Periode der Schule angebrochen. — So hatte uns schon im Januar Feuerbach durch die Ausstellung seiner „Medea“ und „Das Urteil des Paris“ entzückt, beide in ihrer Art großartige Werke. Im August ward dann der große Brunnen fertig ausgestellt in der Erzgießerei, den Kreling zusammen mit

Fritz und Ferd. v. Miller im Auftrage eines Herrn Probasco für Cincinnati modelliert hatte, und der in seinen zahlreichen Figuren die Segnungen des Wassers darstellte. Fand das schön erfundene Werk schon in München reichen Beifall, so war das noch mehr in Amerika der Fall, wo Ferd. v. Miller, der dasselbe in Cincinnati aufstellte, einen wahren Triumphzug durch die halbe Union hielt, da er, der eben den Krieg als Reiteroffizier mitgemacht, überall von den plötzlich auf ihr Vaterland sehr stolz gewordenen Landsleuten von New York bis San Francisco als einer der Helden desselben gefeiert ward und noch eine gute Zahl Aufträge mit heimbrachte. Die Skulptur trug einstweilen überhaupt den Löwenanteil an den künstlerischen Ergebnissen des Krieges davon, da man begreiflich zu allererst den nationalen Helden Denkmale in unseren Städten errichten wollte. Das hat nun bis heute vorgehalten, und bald gab es kein größeres Dorf mehr, das nicht wenigstens seine für das Vaterland Gefallenen gefeiert hätte, durch Anbringung einer Tafel mit ihren Namen. So faßte man in Baden alsbald den Vorsatz, dem General Werder und seiner hauptsächlich aus Landeskindern bestehenden Armee, die durch ihren tapferen Widerstand Baden vor der Überflutung durch Bourbakis Scharen gerettet hatte, in Freiburg ein großartiges Denkmal zu errichten. Prof. Al. Ecker, der Vorstand des Komitees, wendete sich zu diesem Behuf an mich um Ratschläge für die Einrichtung der beabsichtigten Konkurrenz, die denn auch das Jahr darauf stattfand und bei zahlreicher Beteiligung das erfreuliche Resultat ergab, daß ein junger badischer Künstler den Sieg davontrug.

Als ich im September nach Konstanz kam, um meine

Arbeit dort fortzusetzen, stand eben der Besuch des Kaisers in Aussicht, der von der Mainau herüber kommen und feierlich empfangen werden sollte. Das geschah am Hafen bei herrlichem Wetter und die Anfahrt auf dem festlich geschmückten Dampfer, wie die feierliche Bewillkommnung durch den Magistrat und die obligaten Jungfrauen, dann der Jubel einer unzählbaren Menschenmenge, das war alles so schön, daß sofort der Gedanke entstand, diese Scene als Schlußbild meiner gemalten Konstanzer Geschichte zu wählen. Der Kaiser aber, sichtlich erfreut durch den warmen Empfang, setzte sich nun mit dem großherzoglichen Paar in den Wagen, um in den Konziliumsaal zu kommen und dort die bisher fertig gewordenen Fresken anzusehen. Der Saal war gedrängt voll von Menschen, die den Kaiser sehen wollten, der mit Fanfaren der Musik und brausendem Jubel empfangen ward, worauf dann der Bürgermeister und ich ihn von Bild zu Bild geleiteten. Als wir nun zu der den Triumphzug des Papstes darstellenden Szene kamen, sagte ich ihm nicht ohne Absicht möglichst deutlich, daß die Vornestehenden der Kaiser Sigismund und der Herzog von Bayern seien, die dem Papst bei diesem Umzug die Zügel gehalten hätten. Da wendete sich der bis dahin ganz behagliche alte Held zum Bürgermeister auf seiner Rechten und sagte zu ihm: „Das that also der Sigismund. — Na, die Erbschaft habe ich wohl angetreten, aber die Zügel halte ich nicht ....." Bald darauf ging bekanntlich der Kulturkampf los. — Selten hat es indes wohl jemand so verstanden, sich durch seine schlichte Würde so alle Herzen zu gewinnen, wie der ehrwürdige Kaiser, dessen Art so ungesucht bezaubernd wirkte, weil die Huld bei ihm keine Komödie, sondern echtes Herzens-

bedürfnis war. Muß seine Erscheinung gerade in dieser Zeit ein unermeßliches Glück für Deutschland genannt werden, weil sich in ihm ein guter Teil unserer besten nationalen Eigenschaften verkörperte, so war auch überall die Wirkung derselben eine unwiderstehliche. In Konstanz verehrte man ihn umsomehr, als man immer hörte, wie er bei seinen Besuchen auf der Mainau so liebenswürdig mit seinen Enkeln spielte und weil seine Tochter, die Großherzogin, seine pflichttreue Art ganz und gar geerbt und nur das Heldenhafte ins anmutig Weibliche übersetzt hatte. Mein Bild von diesem Einzug hatte denn auch sie gleich herstellen zu lassen übernommen. Wie alles, was ich dort gemalt habe, mit viel Fleiß und wenig Talent gemacht, ist eigentlich bloß die malerische Anordnung daran zu loben, da leider auch gerade die beiden Hauptpersonen, der Kaiser und seine Tochter, keineswegs glückten. Eines aber darf ich ihm, wie allen anderen dort von mir ausgeführten Gemälden immerhin nachsagen: sie tragen den Charakter der Zeit und des Ortes, wo sie entstanden, wie vielleicht auch meinen eigenen in ungewöhnlichem Maße an sich, ja es sind echte Konstanzer Bilder trotz alles sonstigen Ungeschicks. Diese scharf ausgesprochene Eigenart läßt ihnen vielleicht später ihre sonstige Schwäche halbwegs verzeihen. Blicke ich aber heute auf das Jahr 1870—71 zurück, so muß ich bekennen, daß es das war, wo man die reinste Freude an unserem Volk haben konnte, wo es alle seine edlen Eigenschaften in herrlichstem Maße entfaltete, während dann bald die weniger erfreulichen sich nur zu sehr geltend machten.

XX.

1872—78.

Das Jahr 1872 bedeutete einen mächtigen Aufschwung auf allen Gebieten, wie er die unvermeidliche Folge der großen politischen Erfolge des vorangegangenen war. So machte sich denn auch der Milliardensegen durch eine ins Ungesunde vermehrte industrielle Thätigkeit fühlbar, die bald in jenes widerwärtige Gründertum ausartete, das dann ein Jahr später einen so kolossalen Schiffbruch erlitt. In der Kunststadt München ward das durch eine ungeheure Regsamkeit des Kunsthandels fühlbar, da die Nachfrage nach deutschen Bildern infolge des mächtig gestiegenen Ansehens der Nation auch im Ausland, besonders in Amerika, sich ganz außerordentlich gesteigert hatte. Unter den so rasch reich gewordenen Gründern und Börsenspekulanten aber galt es bald als ganz unschicklich, Kupferstiche und Lithographien in den Zimmern hängen zu haben, man durfte die Wände nur noch mit Originalgemälden von berühmten Meistern verzieren. Die reichen Fabrikanten und Bankiers legten sich gewöhnlich auch noch Sammlungen an, was begreiflich in den Münchener Ateliers eine erstaunliche Schaffenslust hervorrief. Ich selber habe davon wenig Vorteil gezogen, da ich durch

meine monumentalen Arbeiten wenig Zeit für Herstellung von Staffeleibildern übrig behielt und deren nur ein paar verfertigte. Andere, die produktiver waren, haben sich damals ein Vermögen verdient, da auch die Preise allmählich in die Höhe gingen. So Freund Schleich, der oft ein Bild in einem Vormittage malte. Besonders aber kam Lenbach auf einmal in die Höhe, der beide Kaiser in Wien und Berlin und überdies eine Menge berühmter Männer, wie Richard Wagner, Liszt, Lachner, Gladstone, malte. — Aber auch die Baukunst fand reiche Beschäftigung. So wurden in diesem Jahre drei große Monumentalbauten in München fertig: das gotische Rathaus, das in Renaissancestil umgebaute Maximilianeum, dessen unglücklicher Architekt Bürcklein vor der Vollendung ins Irrenhaus zu Werneck gebracht werden mußte, wo er noch im Spätherbst starb. Endlich das Polytechnikum meines Freundes Neureuther, das recht eigentlich eine neue Periode der Münchener Baukunst einleitete. Denn hier entwickelte der lange Jahre zurückgesetzte Architekt eine Feinheit in der Durchbildung aller Details, die bis dahin in München ganz unbekannt geblieben war. Besonders das Treppenhaus ist als ein Meisterstück echt künstlerisch liebevoller Durchführung von der nachhaltigsten Wirkung für die Ausbildung der Baugewerke gewesen. Neben ihm, der seinen Bau in italienischer Spätrenaissance durchführte, brachte aber der geniale Bildhauer-Architekt Gedon jetzt die deutsche Renaissance auf, die dem Münchener Temperament ungleich mehr entsprechend, und der gehobenen Stimmung der Nation einen glänzenden Ausdruck gebend, bald ihren Triumphzug durch ganz Deutschland hielt. Hatten Rud. Seitz und Gabriel Seidl schon länger her Möbels

und einzelne Zimmer in diesem Stil auszuführen versucht, so baute jetzt Gedon das Haus und die Galerie des Grafen Schack in demselben um, mit einer Kühnheit, die so durchschlagend wirkte, daß man bald in dem kolossal wachsenden München kaum mehr andere Privathäuser errichten sah. Die deutsche Renaissance ging unseren Handwerkern und Künstlern fast noch mehr ein als dem Publikum, weil diese Art von Formenbildung aus unserem des Gemütvollen bedürfenden Naturell hervorgegangen war und die reiche Verwendung des Holzes unserem Klima am besten entsprach. So trug die Wiedereinführung dieses echt nationalen Stiles außerordentlich zum raschen Aufblühen des Münchener Kunstgewerbes bei, das während eines halben Jahrhunderts unter Klenze, wie Gärtner oder Bürcklein immer auf gleich trauriger Stufe geblieben war. Sehr viel nützte dabei als Vorstand des Kunstgewerbevereins der Erzgießer v. Miller, da er durch seine Thatkraft und sein wuchtiges Wesen, selbst ohne eigentlich schöpferische Begabung doch außerordentlich anregend wirkte. Bei Gelegenheit des Krelingschen Brunnens im vorigen Jahr war ich mit ihm zuerst näher bekannt geworden, nachdem ich ihn als einen Führer der Ultramontanen bisher eher gemieden. Da er aber 1870 vor Ausbruch des Krieges im Landtag durch seinen Übergang zur nationalen Partei den Sieg derselben im entscheidenden Augenblicke vollendet hatte, so bestand für mich kein Grund weiter, ihm fern zu bleiben. Ich lernte denn auch nach und nach in ihm eines der interessantesten wie einflußreichsten Mitglieder der Münchener Künstler- wie Bürgerschaft kennen, einen Mann, der zum Herrschen ebenso geboren war als andere zum Malen oder Musizieren. Vierzig Jahre zuvor

hatte ich ihn als einen bei seinem Onkel, dem Erzgießer Stieglmayr arbeitenden jungen Ciseleur zuerst gesehen und mich schon damals der außerordentlichen Frische, Gesundheit und Unverdorbenheit des echt das Ideal eines deutschen Jünglings Darstellenden so gefreut, daß ich augenblicklich dachte, „aus dem wird gewiß noch etwas". Er war eben im Begriffe, nach Paris zu gehen, um die der unseren weit vorausgeschrittene Erzgießerei der Franzosen kennen zu lernen. Das war ihm denn auch, dank seinem die merkwürdigste angeborne Klugheit mit der größten Willenskraft vereinigenden und zugleich überaus einnehmenden Wesen, so gut gelungen, daß er nach seiner Rückkehr alsbald die rechte Hand seines kränklichen Onkels in der damals noch königlichen und mit Aufträgen aus der ganzen Welt überhäuften Erzgießerei ward, ja das Wohlwollen des Königs Ludwig in dem Maße gewann, daß nach dem Tode Stieglmayrs die Leitung der Gießerei erst ihm übertragen, dann dieselbe später auf eigene Rechnung von ihm übernommen ward. So fertigte er nicht nur die zwölf im Feuer vergoldeten Erzfiguren bayerischer Herrscher für den Thronsaal der Residenz, sondern noch eine Unzahl anderer Monumente, vorab die Kolossalfigur der Bavaria vor der Ruhmeshalle, Schwanthalers bedeutendste Arbeit. Es war das ein Auftrag, der eine ungewöhnliche Kühnheit und Thatkraft erforderte, wie später selbst der Guß der doch um ein Drittteil kleineren Germania für das Niederwald-Denkmal, oder des Goethe-Schiller-Monumentes in Weimar. Dabei erwarb er sich aber nicht nur die intime Freundschaft Schwanthalers, sondern auch die der meisten anderen Künstler der damaligen Schule. Hat ihn doch Kaulbach auf der neuen

Pinakothek den Guß der Bavaria leitend dargestellt. Dabei löste der bald mit Ehren und Auszeichnungen überhäufte, längst reich gewordene Mann die vielleicht noch schwerere Aufgabe, seine acht Söhne so gut zu erziehen, daß sie alle tüchtige, ja zum Teil sogar ganz hervorragende Männer wurden, wie denn sein schönes, inniges Familienleben jeden überraschte, der dasselbe näher kennen lernte. Ja, er entfaltete, bloßer Autodidakt, wie er es war, bald ein solches Rednertalent, daß er einer der hervorragendsten Landtags- und später sogar Reichstagsabgeordneten der ultramontanen Partei ward, wie er schon lange einer der einflußreichsten Münchener Bürger gewesen. Mit dem großartigen Denkmal Zumbuschs für König Max schloß er seine Thätigkeit als Erzgießer ab und übergab die Gießerei an drei seiner Söhne, um sich fortan ganz der rein idealen Thätigkeit als Vorstand des Münchener Kunstgewerbevereins zu widmen. Hier hat er aber Außerordentliches geleistet und in der uneigennützigsten Weise, wie ich nun bald Gelegenheit genug bekam, zu beobachten, da ich als Publizist fortwährend Hand in Hand mit ihm ging, um das Kunstgewerbe zu fördern. Denn daß die Münchener Kunst durchaus des Fundamentes einer ihr noch ganz fehlenden großen industriellen und handwerklichen Thätigkeit bedürfe, um wahrhaft gesund zu werden, hatte ich bei meinen Pariser Studien 1867 bald eingesehen und das schöne Aufblühen der österreichischen Kunstindustrie infolge der kolossalen Bauthätigkeit bei der Stadterweiterung und dank der Einwirkung des „österreichischen Museums“ hatte mir dies noch klarer gemacht. Jetzt folgte durch Eitelbergers segensreichen Einfluß nach Makarts Berufung auch die Zumbuschs, Sempers und Feuerbachs nach Wien,

wo ich den letzteren in voller Arbeit traf, als ich im Herbst wiederum hinkam. Freilich mußte mir auch bald einleuchten, daß er da sich schwerlich je eingewöhnen dürfte, da ihn die dortige Presse gleich mit ausgesprochener Böswilligkeit empfing, was sowohl den empfindlich besaiteten Charakter aufs tiefste verletzen, wie seine Autorität als Lehrer notwendig untergraben mußte. Dagegen fand ich Makart, der dieses Schlammbad, das in Wien keinem Ankömmling geschenkt wird, schon überstanden, in glücklicher Thätigkeit und herrlich eingerichtet in dem ihm vom Kaiser überwiesenen Haus und Atelier, wo er eben an der „Caterina Cornaro" arbeitete. Er führte mich dann noch in das eben von ihm vollendete Arbeitskabinet des reichen Industriellen Herrn Dumba, einem Meisterstück dekorativer Malerei, wie ich ihm kein zweites in Deutschland an die Seite zu setzen wüßte. Das ungeheure verzierende Talent des Künstlers, das bald einen so mächtigen Einfluß auf unsere gesamte Kunstindustrie ausüben sollte, zeigte sich hier zuerst in seiner ganzen Ursprünglichkeit und grundlegenden Bedeutung. Makart war nun erst drei Jahre von München weg und dieser Zeitraum, so kurz für andere, hatte seine geniale Natur eine geradezu kolossale Entwicklung durchmachen lassen. — Leider sollte er bald darauf seine Frau, die den wohlthätigsten Einfluß auf ihn ausübte, verlieren, wodurch er dann in ein wüstes Junggesellenleben zurückgeworfen ward, das zwar nicht sein Talent, denn grenzenlos fleißig blieb er immer, aber doch seine Gesundheit gründlich zerstörte.

In Wien sah ich damals auch bereits die Bauten für die im nächsten Jahr zu haltende Weltausstellung von allen Seiten wie Pilze aus dem Boden wachsen und lernte

dabei zuerst das große Talent Hasenauers, ihres Leiters, kennen.

Die gewaltige geistige Aufregung, die als Nachwirkung des Jahres 1870 sich in allen Ländern deutscher Zunge geltend machte, äußerte sich besonders in der Münchener Kunst durch eine mächtig erhöhte Schaffenslust. So erschien eben jetzt Pilotys „Thusnelda" oder „Triumph des Germanicus" und gewann großen Beifall, dann kamen Rambergs reizende Blätter zu Voßens Luise, Defreggers „Preispferd" und die „italienischen Bettelmusikanten" und entzückten alle Welt. Kaulbach aber vollendete seinen „Nero", jedenfalls eine seiner besten Kompositionen. Auch Bodenmüller erweckte durch seine „Erstürmung von Bazeilles" große Hoffnungen, die er freilich später nicht erfüllen konnte, vollständig im Stich gelassen durch die in den Münchener höheren Kreisen herrschende, fast leidenschaftliche Abneigung gegen das Jahr 1870. Wagmüller aber brachte zur eben eröffneten Konkurrenz um das Niederwald-Denkmal ein herrlich komponiertes Modell, das nur leider neben dem Schillingschen, für ein solches offizielles Monument immerhin besser geeigneten nicht bestehen konnte, obgleich seine Germania ungleich genialer und poetischer gedacht war. So entfaltete sich, allerdings vielfach überhetzt durch den Luxus der nach dem Frieden entstandenen kolossalen Schwindelperiode, eine ganz ungeheure Thätigkeit in München, wie noch mehr in Wien selber.

Das sollte ich nun alsbald näher kennen lernen, als ich im Mai 1873 nach der Kaiserstadt kam, um dort bei der zwar eben eröffneten, aber noch nicht zur Hälfte fertigen Weltausstellung meines Berichterstatteramtes, und zwar

diesmal sowohl für die „Allgemeine Zeitung“ wie für die Wiener „Neue Freie Presse“ zugleich, zu walten. Der Gründungsunfug war da gerade auf eine Spitze getrieben worden, die jeden halbwegs vernünftigen Menschen einen kolossalen Zusammenbruch hätte voraussehen lassen müssen, der aber nichtsdestoweniger so verführerisch war, daß sich ihm fast niemand entzog. Geistige Epidemien sind eben noch ansteckender als die physischen. Alles spekulierte dort, hohe Staatsbeamte und Militärs, geistliche Würdenträger und Gelehrte, kleine Handwerker und große Industrielle, Frauen und Jungfrauen; der Luxus aber war bereits auf einen ganz fabelhaften Grad gestiegen, da jedermann seinen papiernen Reichtum möglichst schnell in solidere Werte zu verwandeln suchte. Die ungeheure Arbeit der Ausstellung aber war, wie gesagt, noch lange nicht gethan und schon mangelte es dermaßen an Arbeitern, daß man z. B. guten Maschinenschlossern 15—20 Gulden Taglohn zahlen mußte, was diese ihrerseits dann dazu benützten, den ganzen Tag Champagner zu saufen, statt zu arbeiten. Da das Wetter herrlich war, sah man sie immer im Park neben dem großen Ausstellungsgebäude jubelnd an langen Tischen sitzen. Das Deutsche Reich, dem man nicht so viel Raum im Hauptgebäude gegönnt, als es abgeschmackterweise verlangt hatte, um da einen unglaublichen Wust von Dingen kritiklos zusammenzuhäufen, baute sich selber mit ungeheuren Kosten einen Annex, so unvernünftig groß und unzweckmäßig, als ich nie einen zweiten gesehen habe. Offenbar, um da jedwedem erst recht klar zu machen, daß seine Kunstindustrie vorläufig nur zu oft des Geschmackes und Schönheitssinnes entbehrte. Dafür, um zu beweisen, daß sie nichts

leisteten, erwuchsen aber den Industriellen ungeheure Ausgaben.

Ich selber war einer Einladung meines Freundes Lobmeyr gefolgt, bei ihm in seiner Sommerwohnung in dem lieblichen Döbling Quartier anzunehmen. Da hatte ich nun nicht nur einen reizenden Salon, sondern auch einen parkartig großen Garten zur Benützung, so daß ich fast alle meine Berichte im Grünen beim Gesang der Vögel schrieb. Mittag aß ich dann in einer nahen Restauration, oder ich fuhr zum Diner in die „Stadt Frankfurt", wo auch Lobmeyr mit einigen Freunden speiste. Da war neben uns ein mit lauter Generalen und höheren Staatsbeamten, sowie Geldleuten besetzter Stammtisch. Als nun bald, am 8. Mai, wenn ich nicht irre, der berüchtigte „Krach" ausbrach, wo dann schon in den nächsten Tagen 800 Millionen durch das plötzliche Fallen aller Gründungsaktien zum Teufel gingen, verlor jener Tisch gleich einige seiner Gäste und noch mehr von seiner Heiterkeit. Von da an blieb aber alle Tage der eine oder andere der Herren aus und man raunte sich in die Ohren, daß dies wegen allzu großer Verluste geschehe, die er bei dieser oder jener zusammengebrochenen Bank gemacht, an der er Verwaltungsrat oder ähnliches gewesen. Nach vier Wochen war der Tisch leer. Auch der unsrige ward gelichtet, obwohl seine Hauptmitglieder gar nicht beteiligt waren und Lobmeyr z. B. die Börse grundsätzlich nie besuchte. Es ward aber förmlich unheimlich, alle Tage von Selbstmorden, Durchbrennen u. dgl. zu hören. — Nie habe ich eine höchst ungesunde Blüte ein so schreckliches Ende nehmen sehen. Wie tief die ganze Wiener Journalistik in diese unsaubere Wirtschaft verflochten war, hatte ich bald

genug Gelegenheit, zu beobachten, da alle Industriellen förmlich gepreßt wurden, ihre Ausstellungen „besprechen“ zu lassen, wo dann die Zeile mit fünf bis zwanzig Gulden honoriert werden mußte. Mir selber wurden dagegen keinerlei Zumutungen gemacht, da ich in der „Neuen freien Presse“ freilich nur über Kunst berichtete. Natürlich waren von diesem ungeheuren „Krach“ die Spuren bald auch in der Ausstellung nur zu deutlich zu bemerken, obwohl ihr glücklicher Leichtsinn die Wiener auch da nicht verließ. Sie äußerten sich aber durch die rasch abnehmende Frequenz, besonders der Fremden, noch mehr indes durch das völlige Ausbleiben aller Käufer für die Kunstwerke. Ich glaube, von den paar Hundert Münchener Bildern ist damals kein einziges in Wien geblieben. Sie waren im Ganzen auch nicht gar viel wert, zu vorherrschend Marktware, nur Lenbach, der gleich seine beiden Kaiser brachte, dann Defregger zeichneten sich neben Piloty aus. Dagegen trugen von den übrigen Deutschen besonders Feuerbach mit seiner wunderbar edlen Iphigenie und Knaus mit einer ganzen Reihe herrlicher Bilder die meisten Lorbeeren davon, neben Menzel, der indes mit seinem Krönungsbild noch wenig Verständnis fand. Unter den Österreichern dagegen errang Makart mit seiner Caterina Cornaro einen unerhörten Triumph, wie der Pole Matejko mit einer ganzen Reihe herrlicher Bilder aus der polnischen Geschichte. Die Franzosen hatten vier Säle mit dem Besten gefüllt, was ihre Schule seit zwanzig Jahren daheim hervorgebracht und erwiesen sich, wenn gewiß nicht als die genialsten, doch jedenfalls als die bestgeschulten. — Nach einer Seite hin übertraf indes die Wiener Ausstellung alle, die ich vor- und nachher gesehen

— in der Architektur. Nicht nur waren die Ausstellungsbauten selber alle sehr schön im Spätrenaissancestil des Fischer, von Erlach entworfen, sondern auch so prächtig reich mit Skulpturen geschmückt, daß das Ganze in seiner überaus gelungenen Verbindung mit dem herrlichen Praterpark fast ganz vergessen ließ, daß es nur ein flüchtiges Dasein führe. Umsomehr war das der Fall, als diese Bauten so ganz denen entsprachen, die man überall der Ringstraße entlang sich in Wien selber erheben sah und die, dank dem Genie Ferstels, Hansens, Schmidts, wie Sempers und Hasenauers die heutigen Wiener Neubauten zu den architektonisch bedeutendsten der Gegenwart machen. Den alten Semper sah ich jetzt öfter, meist brummend und verstimmt über die Konkurrenz, die ihm sein jugendkräftiger Genosse Hasenauer machte, während Hansen immer vor Eifer glühte, seine Bauprojekte, vor allem das Reichstagsgebäude, auszuführen. Je mehr ich mir aber jetzt die geistige Verfassung Sempers zu jener Zeit überlege, umsoweniger kann ich glauben, daß er noch eigentlich produktiv gewesen sei und an den Museumsbauten einen andern als kritischen, d. h. überall durch guten Rat fördernden Anteil genommen habe. — Gerade bei solchen Projekten kann das sehr viel nützen und hat wohl auch zweifellos genützt, wenn gleich aus dem über das geistige Eigentumsrecht derselben seither entstandenen Streit als Resultat doch hervorgeht, daß die Komposition in der Hauptsache Hasenauer gehören dürfte, wie die Ausführung ihm ohnehin allein oblag. Ich begreife aber ganz gut, daß gerade die größten Schönheiten der grandiosen Fassaden dennoch Semper mit Recht als seine Erfindung beanspruchen konnte. Die erquicklichste Abteilung der Ausstellung waren indes nicht

die der Kunst, sondern die der österreichischen Kunstindustrie gewidmeten Räume, wo man, getragen von der herrschenden Üppigkeit, so recht die Begabung des österreichischen Stammes für alle Verzierung sehen konnte. Nachgeahmtes gab es da fast gar nicht, vielmehr waren alle diese Möbels, Geräte und Schmucksachen durchaus in organischer Verbindung mit der herrschenden Architektur geblieben und bildeten mit ihr ein Ganzes wohlthuendster Art. War doch, getragen von der ungeheuren Verschwendung, die vor dem „Krach" herrschte, das Kunstgewerbe so merkwürdig aufgeblüht, wie seither nie wieder. — Denn leider wurde die Ausstellung immer leerer, je mehr die verheerenden Folgen des großen Unglücks sich geltend machten. Als nun auch vollends noch die Cholera ausbrach, war der Bankerott des Unternehmens so gut wie sicher — es hat denn auch dem österreichischen Staat allein 18 Millionen Gulden gekostet und den Ausstellern noch viel mehr, ohne ihnen irgend etwas einzutragen. Denn leider ward sogar der ideale Zweck — die Konstatierung der gelungenen Emanzipation dieser neu aufgeblühten deutsch-österreichischen Industrie von der französischen durch dies Mißlingen wenigstens beim Publikum verfehlt, da viel zu wenig fremde Besucher kamen, um ihn erreichen, d. h. zum allgemeinen Bewußtsein bringen zu können.

Ich indes hatte mit meinen Berichten viel Glück gehabt, da dieselben nach dem Erscheinen in der „Allgemeinen" separat gedruckt doch noch zwei Auflagen erlebten. Im Juli kehrte ich endlich über das geliebte Berchtesgaden zurück, um mich dort von den Wundern der Zivilisation im Waldesgrün und in der Alpenluft zu erholen. Leider traf mich dort die Nachricht von dem Tode Winterhalters

in Frankfurt, der bald die vom Tode meines Schwagers folgte, was mich nach München zurückrief, um meine Frau zu trösten, die diesen Bruder sehr geliebt hatte. Wir gingen nun zur Erfrischung nach Oberstdorf im Algäu und brachten in dem eben aufblühenden lieblichen Gebirgsdorfe einige erquickliche Wochen zu, die ich nach der Wiener Anstrengung gut brauchen konnte. Dabei freute ich mich besonders über das Phlegma der bayerischen Eisenbahnverwaltung, die es bis dahin so glücklich zu vermeiden verstanden hatte, weder Berchtesgaden, noch Tegernsee oder Partenkirchen und Oberstdorf mit Eisenbahnverbindungen zu beunruhigen. Und das heißt die Bureaukratie den Nationalwohlstand entwickeln! Richtig haben denn auch diese vier Perlen unseres Hochgebirgs nach jahrzehntelangem Warten sich zuletzt selber für eine solche Verbindung sorgen müssen!

Diesmal über Konstanz zurückkehrend, erfreute ich mich dort an dem Bau des seither so berühmt gewordenen „Inselhotels", in welches das alte Dominikanerkloster, wo Huß so lange gefangen gehalten worden, metamorphosiert ward, nachdem es vorher eine Indiennefabrik gewesen, bei welcher die Kirche als Trockenhaus gedient. Jetzt ward sie zum Speisesaal erhöht — und zwar zum originellsten, den ich kenne. Bei dieser Gelegenheit wurden dann an der Wand des Seitenschiffes einige achtzig, die verschiedenen Martern darstellende Fresken entdeckt, welche die bösen Heiden angeblich den christlichen Heiligen und Märtyrern, in Wahrheit aber die Dominikaner den Ketzern angedeihen ließen. Da dieses Seitenschiff als Refektorium diente, so erfüllten diese eine ganze Wand einnehmenden, die genaueste Sachkenntnis im Braten und Sieden, Hängen und Spießen verratenden Bilder

zugleich den Zweck, die frommen Mönche bei Tisch angenehm zu unterhalten. Da dies bei den heutigen Besuchern einer Table d'hôte aber doch etwas weniger sicher war, so sah sich der Besitzer des Gasthofes, Graf Zeppelin, leider genötigt, diese kulturhistorisch hochinteressanten Arbeiten mit einer modernen Tapete zuzudecken, wo sie dann nur mehr bei ganz bevorzugten Gästen ihr Menu enthüllen. Dieser Klostergasthof mit seinem wunderbar schönen romanischen Kreuzgang, den später Professor Häberlin mit trefflichen Bildern aus der Konstanzer Geschichte verzierte, mitten in reizenden Gärten stehend und rundum vom Rhein umflossen, dabei die herrlichste Aussicht auf den See und den hier aus demselben tretenden Strom bietend, ist schon das malerischste und in seiner Ausgestaltung eigenartigste Wirtshaus, das ich je gesehen, selbst dem berühmten Klosterhotel in Amalfi an Reiz weit überlegen.

In München geriet ich dann zunächst in eine Polemik mit Falcke über die Rolle der Farbe in der Kunstindustrie und hierauf mit Vischer über die des Kolorits bei den Bildern. Die außerordentlich reiche orientalische Abteilung in der Wiener Ausstellung hatte mich neuerdings auf dies Thema hingewiesen, weil ich an ihr aufs unwiderleglichste sah, wie weit sämtliche europäische Industrien, ganz besonders aber die deutsche, hier noch hinter dem Orient zurück seien, da auch die Einwirkung der großen Architekten hier versagte, von denen bloß Hansen einen etwas feiner ausgebildeten Farbensinn besaß. Leider ist das ein Bezirk, wo einen auch die Kunstgelehrten ganz regelmäßig im Stiche lassen, da sie fast immer farbenblind sind. Man konnte hier den Nutzen unserer berühmten klassischen Gymnasial-

bildung recht kennen lernen, der hauptsächlich darin besteht, daß die mit ihr Beglückten nicht mehr zu sehen und zu hören im stande sind, weil ihre Sinne durch das ewige Bücherlesen bald vollkommen abgestumpft werden. Darum haben denn auch alle jene Künstler, die wie Mengs, Rauch, Thorwaldsen, Hansen, Kaulbach und hundert andere entweder die Antike am besten begriffen, oder wie Makart den feinsten Farbensinn hatten, nie ein Gymnasium besucht. Das hatte sie offenbar gerettet!

Getragen von der mächtig gewachsenen Opulenz der Zeit hatte in München auch die Illustration einen großen Aufschwung genommen, schon als Schwind und Kaulbach ihre Cyklen publizierten. Der Erfolg derselben ward aber erst recht glänzend, nachdem Albert die Albertotypie erfand, die es ermöglichte, die Originale selber in aller Feinheit wiederzugeben, statt sie im Stich oder Holzschnitt erst mißhandeln lassen zu müssen, und dies zugleich viel billiger zu thun als die Photographie. So erschien jetzt Krelings „Faust" und machte als eine von ungewöhnlich reicher Phantasie zeugende Leistung großes Glück. Aber nach der Cornelianischen Schule legte sich jetzt auch die Pilotysche auf diesen Zweig und publizierte zu Goethe, Schiller, Scheffel und gar vielen anderen eine Menge oft sehr verdienstvoller Werke, so daß sie mit ihrer viel unmittelbareren Naturwahrheit dem Publikum bald sympathischer wurden, als die der Cornelianischen Schule, wo dem Stil, dem Rhythmus der Linie nur zu oft die Wahrheit der Erscheinung oder des Ausdrucks geopfert ward. Kreling wie Ramberg hielten die Mitte zwischen beiden Richtungen, und so ernteten sie denn auch wohlverdienten Beifall. Leider verhinderte sein früher

Tod den ersteren an der Vollendung des Faust, und es mußte beim ersten Band bleiben. In Kreling starb aber auch einer der persönlich interessantesten Künstler, die ich je gekannt, gleich unerschöpflich in Leichtigkeit des Schaffens, wie in sprudelnder Suada. Bedeutend aber auch dadurch, daß ihm die bildende Kunst ein wirklich organisches Ganzes und es ihm ganz gleichgültig war, ob er einen Schrank in deutscher Renaissance komponierte oder einen Brunnen, wie den nach Cincinnati, modellierte, ein riesiges Bild zur Geschichte Karls des Großen in Öl malte oder Faust-Illustrationen gleich auf den Holzstock zeichnete. Merkwürdigerweise drängte er seine vielen Schüler immer aufs genaueste Naturstudium hin, obwohl er selber sich immer auf sein treffliches Formengedächtnis verließ und darum leicht auch einmal leer oder manieriert ward. Ihn sprechen zu hören war aber fast ebenso fesselnd, als ihn arbeiten zu sehen, denn er baute einem da im Nu ein Dutzend spanischer Schlösser auf und wirkte darum besonders auf Laien ganz bezaubernd.

Im Herbst des Jahres 1873 war die Cholera von Wien zu uns nach München gekommen und anfangs ziemlich mäßig aufgetreten, bis sie mitten im Winter plötzlich an Heftigkeit zunahm und am 9. Januar auch meinen langjährigen Freund Schleich hinraffte, der mir durch seinen gleichmütigen, ehrlichen Charakter, wie seine schöpferische Kraft als Künstler gleich wertvoll geworden war. — Man kann aber mit bedeutenden Menschen nicht vierzig Jahre lang verkehren, ohne eine tiefe Lücke zu empfinden, wenn sie dahinscheiden. Schleich hatte ich nun gleich am ersten Tage meiner Ankunft in München im Herbst 1833 kennen gelernt, seine ganze künstlerische Entwicklung mit steigendem Anteil begleitet, da sie

eine hochintereſſante inſoferne war, als der anfänglich, wenn auch poetiſch empfindende, doch ziemlich langweilig malende Künſtler ſich nach und nach zu ſeltener Unabhängigkeit und Originalität durchrang. Beſonders von der Epoche in den vierziger Jahren an, wo er ſich, angeregt durch ein kleines Bildchen von Decamps, einen ganz neuen Stil der Malerei erfand und dann ſpäter, beeinflußt von Rahl und Rubens, nach und nach faſt die ganze Münchener Landſchafterſchule hinter ſich herzog und ſie ſo von jener beſtändigen Nachahmung Rottmanns befreite, der ſie ihr bis dahin unnatürlich ſchweres und luftloſes Kolorit verdankte. — Als ich dann, nach zehnjähriger Abweſenheit aus Italien zurückkehrend, mich 1854 bleibend in München niederließ, hatte ſich die alte Freundſchaft ſofort umſo lebhafter erneuert, als ich jetzt bald im ſtande war, ſein großes koloriſtiſches Talent allmählich beim Publikum als Schriftſteller zur Anerkennung zu bringen, das anfangs von ſeiner breiten Art, die Farben hinzuſetzen und alles kleinliche Detail zu verſchmähen, nichts hatte wiſſen wollen. Denn an die Freiheit gewöhnt ſich die Maſſe ſelbſt in der Kunſt ſehr ſchwer. So hatten wir denn die letzten zwanzig Jahre, in denen er allmählich ein berühmter Meiſter ward und ſich faſt ohne ſein Zuthun ein Vermögen erwarb, in immer größerer Intimität verbracht, bis ihn das unerbittliche Verhängnis dahinraffte. Das that mir nun umſo leider, als er nicht nur im Malen, ſondern auch im Denken eine gewiſſe Genialität beſaß, wie man ſie bei Künſtlern überhaupt oft findet, da ſie mehr Intuition als Reflexion beſitzen.

Auch Kaulbach erlag derſelben Peſt wenige Wochen ſpäter — ein großer Verluſt für die Münchener Kunſt,

obwohl seine Richtung schon vollkommen verlassen war von einer Jugend, welcher das Gemachte und Theatralische derselben, ihr Mangel aller Pietät vor der Natur schon ganz zuwider geworden war. Aber selbst wenn man sich mit seiner konventionellen Kunst auch durchaus nicht mehr befreunden konnte, so blieb doch die Persönlichkeit des Mannes eine hochbedeutende. Ja man könnte wohl sagen, daß mit ihm und Führich die letzten jener großen Meister der romantischen Kunst dahingingen, deren Person noch viel interessanter war als ihre Werke. Das galt gleich sehr von Cornelius und Rahl oder Genelli, ja von Schwanthaler sogar, während alle späteren von Piloty an viel zu wenig ausgiebige Individualität oder zu wenig tiefe Bildung besaßen, um nicht mehr durch ihr einseitiges Talent als durch ihre Person zu wirken. Kaulbach aber wäre hochbedeutend, ja fascinierend gewesen, auch wenn er gar nicht gemalt hätte. Man braucht nur den „Reinecke" anzusehen — eigentlich seine Selbstbiographie — um das sofort zu begreifen. Leider hatte mich das Schicksal dazu verdammt, ihm oder vielmehr seiner Kunst von allem Anfang an, als Vertreter des Neuen, Opposition machen zu müssen, und so war ich denn nach und nach auf einen ganz äußerlichen Höflichkeitsfuß mit ihm gekommen, obwohl er mich persönlich immer lebhaft interessiert hatte. Aber bei dem absoluten Egoismus jeder echten Künstlernatur ist ja ein ehrlicher Verkehr zwischen Künstler und Kritiker überhaupt nur sehr ausnahmsweise, d. h. bei unbedingter Bewunderung möglich. — Und auch da heißt es dann immer noch: „Ihr sollt keine andern Götter haben neben mir" .....

Dieses traurige Frühjahr von 1874 sollte mich aber

alsbald noch ganz anders treffen! Ich hatte mich seit einigen Jahren jeden Mai nach Karlsbad schicken lassen, dessen Wasser mir zwar gar nicht nötig gewesen wäre, dessen originelles und großartiges Badeleben mich aber ausnehmend fesselte. Man konnte da — die Franzosen ausgenommen — eigentlich alle Nationen der Welt beobachten, was gerade nach 1870 höchlich interessant war, wo diese Welt eine neue Gestalt erhalten hatte. Am Schloßbrunnen aber war eine Art neutrales Terrain, da man sich bekanntlich dort nicht ärgern soll. — So verkehrten denn die verschiedensten Parteien verhältnismäßig friedlich zusammen, vom radikalen Freiherrn v. Stauffenberg, der den klaffenden Widerspruch zwischen seiner sozialen Stellung und seinen politischen Meinungen durch überaus große persönliche Liebenswürdigkeit aufzulösen suchte, bis zu dem kleinen, buckligen, ehemaligen großdeutschen Parteiführer v. Wydenbruck, weiland März-Minister in Weimar, der aber, jetzt als Gutsbesitzer bei Kufstein, sich der neuen Ordnung der Dinge in Deutschland von Herzen angeschlossen hatte. Dann Laube, der älteste Karlsbader Kurgast, der sich seit seinem Fall als Direktor des Burgtheaters trotzig beiseite hielt. Von Künstlern war Preller da, der alte Thüringer Löwe, der durch seine frische Eigenart entzückte, weil sie nicht weniger stilvoll war als seine Landschaften — sie alle und noch viele andere waren Juwele in ihrer Art für jeden Charakterschilderer. — Auch Gräfin Schönburg traf ich hier, voll Würde und Majestät des Alters, nach dem Tode des Gatten und mehrerer blühender Töchter ganz alleinstehend und einsam, aber durch die Hoheit des Sinnes aufrecht erhalten. Ich habe die edle Frau da zum letztenmale gesehen. So zogen aber, wie in

einer Laterna magica, fortwährend die interessantesten Gestalten an einem vorüber. Da erhielt ich um die Mitte des Mai ein Telegramm von meiner Schwägerin, daß meine gute Frau plötzlich gestorben sei. Elf Jahre schon mit einem unheilbaren Leiden kämpfend, war sie ihm doch so plötzlich erlegen, daß selbst der sie eine Stunde vorher noch besuchende Arzt nichts vom endlichen Nahen der längst vorausgesehenen Katastrophe bemerkt hatte, die er und demgemäß auch ich erst für den Herbst erwartete. Wie vom Blitz getroffen, fuhr ich mit dem nächsten Zuge nach München ab, bei großer Schwüle der Luft, und mußte mit meiner Ungeduld in Eger drei Stunden mitten in der Nacht auf den von Berlin kommenden Eilzug warten. In dieser Zeit entlud sich ein furchtbares Gewitter über uns und kühlte die Temperatur so rasch ab, daß ich im Morgengrauen die fernen Höhen des Fichtelgebirges schon mit Schnee bedeckt sah. München um 10 Uhr erreichend, fand ich auch dort schon Schnee, der zu meiner Stimmung vollkommen paßte. Ich hatte nur eben Zeit, mich noch in den Wagen zu werfen, um die teure Lebensgefährtin noch einmal, im Leichenhause des Friedhofs aufgebahrt, anscheinend sanft und friedlich schlummernd zu sehen. Sie war mir zweiundzwanzig Jahre in guten und schlechten Tagen treu zur Seite gestanden, und jetzt hatte ich nicht einmal mit einem letzten Händedruck Abschied von ihr nehmen können! Die Unbarmherzigkeit des Schicksals, die uns allein und hilflos auf die Welt kommen und sie auch wieder so verlassen läßt, sie hat sich mir nie so sehr aufgedrängt, als in jenen bitteren Stunden! Am nächsten Tage ward meine arme Frau begraben und ich hatte ein neues Leben anzufangen. Das ist mit

sechzig Jahren schwer genug und ward mir nur dadurch erleichtert, daß die kurz vorher nach dem Tode ihres Bruders zu uns gezogene Schwester meiner Frau sich bewegen ließ, meiner neunzehnjährigen Tochter bei der Führung des Haushaltes erst zur Seite zu stehen, um sie dann nach der Verheiratung derselben ganz zu übernehmen und bis heute so trefflich zu besorgen, daß ich diese Zeit eigentlich als die ruhigste meines Lebens bezeichnen und wohl von einem „glücklichen Alter" sprechen könnte, wenn es solch ein Ding überhaupt gäbe.

Dazu trug nun der große Aufschwung, den, getragen von stolzem Bewußtsein der Nation, die deutsche Kunst in dieser Zeit nahm, unstreitig sehr viel bei. Noch befand sich Menzel in voller Kraft, Feuerbach und Makart feierten ihre schönsten Triumphe, und der eben zum Akademiedirektor ernannte Piloty sah seine Schule überall herrschend. Ramberg, Defregger, Max, Lenbach, Grützner, Diez in München, Knaus und Vautier in Düsseldorf gaben zusammen eine Schilderung des deutschen Volks- und Gemütslebens, wie ihr keine andere Nation etwas Besseres an die Seite zu setzen hat. Wenn Makart wie Feuerbach und Böcklin unsere ideale Welt in unvergänglichen Werken schilderten, so lehrten Schleich und der neu auftauchende Lier unsere Malerei die Naturschönheiten der Heimat von neuen Seiten kennen, kurz, es ging ein gesunderer Zug durch unsere Kunst als vorher. Leider auch als nachher, denn diese schönste, echt nationale Blüte hat ja nur bis ungefähr 1887 gedauert.

Damals galt es uns zunächst, den Akademiebau bei den Ständen durchzusetzen, was denn auch mit vieler Anstrengung gelang und München um seinen schönsten Palast bereichert

hat — ein wahres Siegesdenkmal, da es aus unserem Anteil an der französischen Kontribution gebaut ward. Es ist denn auch das einzige, wahrhaft lebendige Stück modern monumentaler Architektur, das wir nächst der Glyptothek in München besitzen. Schon weil es aus weißem Trientiner Marmor aufgeführt ward, der ganz anderes Leben sprüht, als der tote Kalkverputz, der die Oberfläche unserer meisten Bauwerke so widerwärtig macht. Nicht weniger ist dieser Akademiebau aber auch der einzige, wo die Skulptur zur Belebung und Erklärung des Ganzen richtig verwendet ist. Daß dagegen bis heute an dieser Akademie der Künste nicht eine handgroß gemalt ward, obwohl der Erbauer dafür Vestibül und Korridor eigens bestimmt hatte, das ist ein Beispiel jener Knauserei der Stände wie des Ministeriums, die dem armen Neureuther so viel Ärger bereitete, daß ihm das Verbrechen, München um sein schönstes Baudenkmal bereichert zu haben, recht eigentlich das Leben kostete. Ward doch der Bau, einer kleinen, von ihm gar nicht einmal verschuldeten Überschreitung halber mehrere Jahre lang eingestellt! Zum Glück hatte ich die „Allg. Ztg." zur Disposition, um seine Sache mit all der Empörung führen zu können, die mir die Mißhandlung eines großen Künstlers durch Pedanten und Formalisten eingab, sonst stünde der Bau wohl heute noch viel unfertiger da, als er es jetzt ist, wo der Fassade doch bloß ein Dutzend Nischenfiguren wie dem Innern die Malerei noch fehlen.

Im Frühjahr 1875 brachte der Zauberer Makart dann die Kleopatra, welche jetzt die Stuttgarter Galerie ziert, wo man sich wiederum, wie früher beim Falstaff und den Handwerkern im Sommernachtstraum fragen konnte, warum dieser

anscheinend so oberflächliche Mensch doch ein tieferes Verständnis Shakespearescher Charaktere bewies, als irgend ein Künstler vor ihm? Die Beschäftigung mit Ägypten bei diesem Bilde veranlaßte dann Makart, den nächsten Winter dort zuzubringen mit Lenbach und dem da schon vortrefflich eingelebten Orientmaler Leopold Müller. Während diese beiden nun in Kairo fleißig den ganzen Tag studierten, ging Makart spazieren, fuhr zu den Pyramiden und füllte bloß sein Gedächtnis mit den Bildern dieser fremdartigen Welt. Dennoch brachte er am Schlusse des Winters mehr nach Hause als beide Gefährten miteinander. Darunter das, wie er mir selbst erzählte, in sechs Wochen gemalte riesige Bild einer mit ihren Frauen in einer Prachtgaleere auf dem Nil spazierenfahrenden Kleopatra mit einer Wasserjagd im Vordergrund. Dann einen wahren Othello, d. h. einen prachtvollen Mohrenprinzen und endlich zwei Fellahweiber beim Wasserschöpfen, beide Bilder in Lebensgröße wundervoll gemalt. Von Kairo ging er dann noch geschwind nach Antwerpen, um dort Studien für den Karl V. zu machen, den er schon mit sich herumtrug. In München aber starb uns während des Karnevals infolge einer Erkältung bei einem Ball Ramberg, als Künstler ebenso genial und schöpferisch wie als Mensch ungleich und launenhaft. Als Vermächtnis hinterließ er die schon erwähnten, erst nach seinem Tode publizierten Bilder zu Vossens Louise, Meisterstücke feinster Charakteristik und echt deutscher Anmut, welche an nationalem Gepräge und Reiz die Bilder zu Hermann und Dorothea noch weit überragten. Ebenso ein halb Dutzend Ölbilder von unvergänglichem Wert, wo er, das elegante Leben der höheren Stände bei uns schildernd, fast unerreicht blieb, weil er, selber in

der besten Wiener Gesellschaft aufgewachsen, dafür das feinste Verständnis hatte, während er im Privatleben unaufhörlich zwischen dem leichtblütigen, medisanten und übermütigen Baron und dem echten, sich nie genugthuenden Künstler hin- und herschwankte.

Um diese Zeit, wo fast alle Tage ein neues Talent auftauchte, errang auch der lustige Schlesier Grützner mit seinem „Gebetläuten im Klosterbräustübchen" als einer köstlich humoristischen Schilderung altbayerischen Volkslebens großen und verdienten Erfolg. Die Vereinigung von äußerlicher Frömmigkeit und unlöschlichem Durst war köstlich gegeben, die Charaktere durchwegs prächtig der Natur abgelauscht. Die damalige Münchener Kunst machte überhaupt der Klerisei einen sehr wirksamen Krieg, in welchen der Tiroler Mathias Schmidt durch seinen „Herrgottschnitzer", die „Vertreibung der Zillerthaler", die „Dörcher" u. a. m. am wirksamsten eintrat, während Grützner den Kampf mehr humoristisch führte, in welchem noch viele andere mitwirkten. Daß hier der in Preußen gleichzeitig entbrannte Kulturkampf sehr mitspielte, ist außer Frage.

Einstweilen brachte der unermüdlich thätige Erzgießer v. Miller das Projekt einer großen allgemeinen deutschen Kunst- und kunstgewerblichen Ausstellung für das nächste Jahr in Vorschlag, um Revanche für die durch schlechte bureaukratische Leitung gründlich verpfuschte deutsche Ausstellung in Wien 1873 zu nehmen. Unser Kunstgewerbe hatte infolge der steigenden Wohlhabenheit der Nation und der überall errichteten Kunstgewerbeschulen, dann durch die in Deutschland allgemein erfolgte Wiederaufnahme des nationalen Renaissancestils einen großen Aufschwung genommen;

jetzt galt es, diese Fortschritte endlich einmal der Nation zum Bewußtsein zu bringen. Zu dem Ende plante nun v. Miller eine große historische, die innige Vereinigung alles künstlerischen Schaffens durch Verbindung der Kunst mit der Kunstindustrie jedermann deutlich machende Ausstellung. Hier war Gedon mit seinem außerordentlichen dekorativen Talent ganz am Platze, um den ungeahnten Reichtum der bald aus ganz Deutschland zusammenströmenden Schätze alter Kunstthätigkeit aufs wirkungsvollste auszustellen. Das rettete denn auch, im Verein mit dem dekorativen Geschick der Anordner dieser Produktion, der Herren Franz und Rud. Seitz, die wenigstens der Quantität nach immer noch herzlich unbedeutende moderne Industrie-Ausstellung, welche, die sehr gut vertretenen Österreicher ausgenommen, sonst zwar hoffnungsvolle Ansätze genug, aber doch viel zu wenig vollendete Leistungen aufwies. Mit Ausnahme der Münchener Schmucksachen und getriebenen Silberarbeiten etwa, sowie der Stuttgarter und Kölner Möbelfabrikation, dann der sächsischen Töpferarbeiten. Dagegen brachte sich in der Ausstellung dieser Dinge zuerst mit großer Wirkung ein neues und gesundes Prinzip zur Anerkennung. In der Hauptsache bestand es darin, daß man, statt der herkömmlichen Anordnung in alles Gleichartige, Möbels, Terrakotten, Gläser, Metallarbeiten ꝛc. vereinigenden Klassen, jeden Gegenstand jetzt so aufzustellen suchte, wie er gebraucht wird. D. h. zunächst in geschlossenen Zimmern, die alle selber Kunstwerke waren, und wo dann die Bilder an den Wänden, die Schmuck- nnd Ziergeräte auf den Tischen und Möbels aller Art herumstanden. Das war neu, verständig und leuchtete jedermann ein, da auf diese Weise die Ausstellung ein paar Dutzend

an sich schon hochinteressanter Räume von der Bauernstube bis zu dem Boudoir einer Kaiserin bot, die mit den für sie allein passenden, aber oft sehr köstlichen Dingen dicht gefüllt waren, also die Neugier reizten, ohne doch je in das jahrmarktähnliche Aussehen der bisherigen Ausstellungen zu verfallen. Wenn diese überaus malerische Art der Anordnung nun beim Publikum einen fast leidenschaftlichen Beifall fand und recht eigentlich den Erfolg der Ausstellung entschied, so entsprach sie doch um so weniger den Wünschen der Mehrheit der Aussteller, besonders aber ihrer offiziellen Vertreter. Mit diesen hatten wir im Gegenteil eine lange Reihe erbitterter Kämpfe zu bestehen, da jeder von ihnen seine, wenn auch noch so schlechten und geschmacklosen Produkte ins hellste Licht gesetzt zu sehen wünschte, selbst auf die Gefahr hin, die Harmonie des Ganzen, in dem sie standen, empfindlich zu stören. Hier konnte ich nun im Notfall mit rücksichtsloser Derbheit bei meinen Berichten in der „Allgemeinen Zeitung" die Anstrengungen der Miller, Seitz und Gedon wirksam unterstützen, so daß wir schließlich, da der Erfolg und die öffentliche Stimme durchaus für uns waren, so ziemlich alles durchsetzten. Allerdings nicht ohne daß ich mir sehr erbitterte Feinde unter den H.H. Regierungskommissären gemacht hätte, von denen besonders der schwäbische, dessen Ausstellung ich übrigens wohlverdientermaßen ein Muster grober Geschmacklosigkeit genannt, mein unversöhnlicher Gegner blieb, während man in Stuttgart über meinen Angriff jubelte, da er Veranlassung zum Abtreten des ehedem hochverdienten, aber von der Zeit längst überholten Mannes ward. Mit dem preußischen Kommissär stand ich anfangs fast noch schlechter, doch gelang

es mir, mich mit ihm zuletzt zu verständigen, da er als ein geistvoller Mann doch bald die Richtigkeit unseres neuen Ausstellungsprinzips einsah. Das beste that das, gleich nach der Eröffnung der Ausstellung von allen Ecken und Enden Deutschlands täglich in größeren Massen herbeiströmende nnd diese ihm ganz neue und doch so verständliche Art der Anordnung alsbald mit dem größten Jubel begrüßende Publikum. Dieser Beifall war umso größer, als wir gleichzeitig bei der Weltausstellung in Philadelphia, dank der herkömmlichen schlechten Anordnung, ein so demütigendes Fiasko machten, daß sich der deutsche Kommissär, Herr Reuleaux, mit merkwürdiger Taktlosigkeit dazu hinreißen ließ, unsere Produktion selber als „billig und schlecht" zu charakterisieren, ein geflügeltes Wort, das natürlich von all unseren Konkurrenten auf dem Weltmarkt sofort aufs ausgiebigste benützt ward. — Man kann sich also leicht denken, wie hochwillkommen es der Nation sein mußte, daß sie durch den Münchener glänzenden Erfolg so gründlich in ihrer Selbstachtung wiederhergestellt ward und wie dankbar sie dafür war. Von da an blieb denn auch das Ausstellen als eine durchaus künstlerische Thätigkeit in Deutschland anerkannt, ja ward mit solchem Erfolg geübt, daß es zwei Jahre später bei der Weltausstellung in Paris dem den deutschen Saal besorgenden Gedon gelang, ihn zum schönsten und harmonischsten von allen zu machen, so daß selbst die Franzosen ihre Säle wieder umhängten. Das System aber ward in München nicht von einem einzelnen, sondern gewissermaßen von der ganzen beständig ab und zu gehenden Künstlergesellschaft ausgebildet, da, sobald eine einzelne Wand gut, d. h. vollendet harmonisch und pikant zugleich geraten war, der Bei-

fall bei diesem feinfühligsten Publikum gleich so entschieden auftrat, daß die Anordner nicht ruhten, bis die drei anderen Wände ebenso gut stimmten. So erinnere ich mich noch ganz wohl, daß ich einmal gerade in den Nürnberger Saal kam, als Franz Seitz der Vater eben eine große, mit lauter Kleingeräten von Steingut, Porzellan, dann Silbersachen, wie Bronzen besetzte Wand so fein zusammengestimmt hatte, daß ich ganz verwundert ausrief, „o, das ist die beste Wand in der ganzen Ausstellung!" Er sah das selber natürlich auch und alle Künstler, die nach mir kamen, bestätigten dies Urteil. Das veranlaßte nun zuerst das Umstellen der drei anderen Wände und, als dieser Saal der schönste ward, die Übertragung des Prinzips, daß sich das einzelne Erzeugnis unbedingt dem Ganzen unterzuordnen habe, auf alle Säle, schon weil man das Gegenteil absolut nicht mehr ertrug. Das hatte nun alsbald zur Folge, daß alles Bunte und Schreiende, frech sich Vordrängende ins Dunkel verbannt oder so hoch gehängt ward, daß es nicht mehr schaden konnte.

Es ist nun keine Frage, daß der Beschauer durch diese rein künstlerische Art der Aufstellung über den Wert des einzelnen Produktes sehr oft getäuscht wird, da er die wohlthuende Harmonie des Ganzen ihm zu gute schreibt, während sie doch weit mehr das Verdienst des Anordners ist. Hier füllte aber nun v. Miller als Präsident seine Stelle unübertrefflich aus. Nicht nur, daß er es unvergleichlich verstand, die Künstler und Kunsthandwerker zusammen zu bringen und jenen ihren veredelnden Einfluß auf diese zu sichern, so wußte er auch eine Menge der angesehensten Bürger zu unentgeltlichen Diensten heranzuziehen, kam selber drei Monate lang kaum aus dem Ausstellungsgebäude heraus, führte alle die

oft sehr schwierigen Verhandlungen mit den verschiedenen Regierungskommissären mit großer Geschicklichkeit durch, und leitete daneben eine unermeßliche Korrespondenz mit den Ausstellern. Ebenso verstand er sich auch vortrefflich auf die direkte Repräsentation bei den vielen hohen Herrschaften, welche der rasch steigende Ruf unseres Unternehmens bald massenhaft heranzog. Da es mir, in beständigem Einverständnis mit ihm vorgehend, bei der Beurteilnng der einzelnen Leistungen leicht möglich ward, allen Verdiensten der verschiedenen Künstler und Industriellen, wie der Eigenart der einzelnen Ländergruppen gerecht zu werden, so versöhnten wir zuletzt die ganze Welt, wieviele wir auch anfangs durch unser despotisches Vorgehen geärgert hatten. Der Erfolg, dieser größte Zauberer von allen, sprach eben zu entschieden für uns. Besonders auch der pekuniäre, denn hatte der Münchener Kunstgewerbeverein das Unternehmen mit der lächerlich geringen Barsumme von 20 000 Gulden und einem nie in Anspruch genommenen Garantiefond von 20 000 Gulden begonnen, so hatte ihm dafür v. Miller unbeschränkten Kredit bei der Hypothekenbank verschafft, und der Rechnungsabschluß brachte dem Verein einen Reingewinn von etwa 200 000 Gulden. Das kontrastierte freilich merkwürdig mit den 18 Millionen Defizit, welche die Wiener Weltausstellung seinerzeit hinterlassen und ward nur dadurch ermöglicht, daß nach v. Millers rühmlichem Beispiel fast alle höheren Angestellten der Ausstellung ihre monatelangen Dienste umsonst leisteten. Die Regierung hatte uns freilich das Gebäude gegebeu, uns dafür aber auch alle Kosten der inneren Einrichtung zu tragen überlassen und nur in der Person des Ministerialrats Bezold einen überaus

tüchtigen Kommissär zu ihrer Vertretung bestellt, dessen vermittelnde Thätigkeit allseits wohlthätig empfunden ward. Der König aber besuchte die Ausstellung merkwürdigerweise erst am letzten Tage und da nur ein paar Stunden lang allein. Dagegen hatte ich das Vergnügen, meine allergnädigste Landesfürstin, die Frau Großherzogin Louise von Baden, in der Ausstellung herumführen und mich der merkwürdigen Beharrlichkeit freuen zu dürfen, mit der sie aber auch gar nichts überging, was aus Baden gekommen war. In dieser unglaublichen Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, mit der sie ihre Pflichten erfüllte, war eben die hohe Frau eine echte Tochter ihres Vaters.

Hatte das neue Ausstellungsprinzip zuletzt fast alle Welt für sich gewonnen, so gelang ihm das doch nicht bei den Künstlern, denn diese waren unstreitig bei dieser allzu nahen Verbindung mit der Kunstindustrie zu kurz gekommen, und ihre Bilder gewannen nicht dabei, wenn unter ihnen Möbels mit Kunstgeräten, Pianos, Seidenstoffe und Majoliken die Aufmerksamkeit abzogen, obwohl gerade Lenbach behauptete, daß sie die Umgebung mit dem Köstlichsten, was es giebt, aushalten müßten. Zwar hatte man eine Anzahl von Sälen ziemlich ausschließlich mit ihnen gefüllt und höchstens unten herum Sophas und Tische mit allerhand kleinen Schmuckarbeiten ꝛc. gestellt, aber selbst das war den Malern zu viel, die wie schöne Frauen keine Nebenbuhlerschaft irgend einer Art lieben. Dazu fehlte es noch an Platz, so daß z. B. zwei riesige Bilder von Feuerbach zu seiner nicht geringen Entrüstung zwischen die Teppiche ganz hoch oben aufgehängt werden mußten. So kam es denn, daß sich gerade die Maler später nie mehr zu solcher Verbindung her-

gaben. Am meisten Erfolg von ihren Werken hatte diesmal A. v. Werners später auf dem Berliner Siegesdenkmal in Mosaik ausgeführte „Gründung des deutschen Reiches", die merkwürdig keck in Öl gemalt, über dem Haupteingang prangte und so gewissermaßen das neu gewonnene Vaterland als die schützende Macht der Ausstellung ankündete. Es ist ganz charakteristisch für die Wandlungen unserer Kunst, daß vierzehn Jahre später genau an denselben Platz des Polen Siemiradzky „Phryne" gehängt ward! Vielleicht das wertvollste von allen Bildern war indes Defreggers „Rückkehr der Sieger", jetzt in der Nationalgalerie zu Berlin, der man es ganz genau ansah, daß sie wohl durch eine solche Rückkehrscene angeregt worden war, wie ich sie in Berchtesgaden 1871 erlebt.

Zwischen diesen Ausstellungsjubel hinein fiel nun die erste Aufführung der Nibelungen zu Bayreuth in dem eigens dafür gebauten Theater. Sicherlich ein noch größerer Triumph deutscher Kunst! Leider hinderte mich meine Thätigkeit bei der Ausstellung, demselben beizuwohnen, obwohl ich es in Gedanken entzückt mitfeierte, wenn das Genie und die unglaubliche Willenskraft eines einzelnen Privatmannes es zu ermöglichen wußten, daß fast alle deutschen Fürsten, unser alter Kaiser an der Spitze, sich gedrungen fühlten, dem Meisterwerke hier ihre Huldigung darzubringen. Daß von hier aus die Wagnersche Musik die Welt erobern konnte, dankte sie offenbar nicht weniger dem ungeheuer verstärkten Gewicht des deutschen Namens seit 1870, als so viele andere private Unternehmungen. So vor allem die deutschen Volkshumor am reinsten vertretenden „Fliegenden Blätter". Dieselben hatten es trotz alles an sie verschwendeten Talents

doch in dreißig Jahren nie höher als bis zu 12000 Abonnenten bringen können. Sie stiegen aber noch 1871 alsbald auf 14000, erreichten 1875 bereits 26000, 1890 aber 80000 und jetzt weit über 100000. Sie gewannen damit eine Verbreitung in der ganzen Welt, da man sie bald in San Francisco wie in Tobolsk, in Simla wie in Zanzibar fand. Ja nach Frankreich selber gingen sie in hunderten von Exemplaren. — Leider ist kein Volk ungeschickter in der Ausnützung solcher Vorteile, als gerade das deutsche, und wir werden bald sehen, wie man selbst so glänzende Erfahrungen in den Wind schlug, um sich nur ja wieder in die alte Überschätzung des Fremden verlieren zu können!

Die nächste Folge der so gelungenen Ausstellung von 1876 war freilich ein überraschender Aufschwung des Münchener, wie des deutschen Kunstgewerbes überhaupt, das nun alsbald eine ganz ungeahnte Ausdehnung gewann und seine Erzeugnisse, besonders Möbels im nationalen Stil, Schmiede- und Schmuckarbeiten, Holzschnitzereien, Stickereien massenhaft ausführte. Der Münchener Kunstgewerbeverein ward zum Vorort aller deutschen erwählt, und die nationale Richtung gewann dadurch noch größeren Einfluß. Um v. Miller noch besser unterstützen zu können, nahm ich auch eine Wahl in den Ausschuß des Vereins an und hielt selbst ein paar Vorlesungen über kunstgewerbliche Themata. Meine Ausstellungsberichte aber haben auch als Buch gesammelt noch große Verbreitung gefunden. Durch das Auftreten von so spezifisch nationalen Talenten aber, wie es Defregger, Diez, Grützner, H. Kauffmann, Gabr. Max, Lenbach und allen voran Makart waren, hatte auch die deutsche Kunst

einen Aufschwung genommen, wie sie ihn seit drei Jahrhunderten nie mehr erreicht.

1877.

Während es so in München gelang, der nationalen Produktion einen mächtigen Anstoß zu geben, hatte es freilich der deutsche Reichstag, der für die Förderung nationaler Kunst noch keinen Groschen ausgegeben, für passend gehalten, eine Million daran zu wenden, um den Griechen in Olympia ein Museum auszugraben! Das sind die Früchte der vielgerühmten „klassischen Bildung". Ja, es wurde nur mit Mühe verhindert, daß er nicht, dank dem Einfluß einer hohen Dame, den Bau seines eigenen Hauses einem Engländer übertragen ließ!

Inzwischen ward bei uns wenigstens die innere Ausschmückung des Rathauses vollendet durch ein riesiges Bild von Piloty — unstreitig sein bestes Werk — dann durch anderes von Lenbach, Rud. Seitz, Gedon u. a. m. Das gab jedenfalls ein schönes Zeugnis von der mächtig gestiegenen Leistungsfähigkeit der Münchener Kunst. Im Kunstgewerbeverein aber begann eine durch die schärfste Handelskrise unterstützte Agitation für die Änderung des handelspolitischen Systems und die Erhöhung des Schutzes der nationalen Arbeit speziell zur Förderung der Kunstindustrie, an der ich, der seit Lists erstem Auftreten von Jugend auf viel Interesse an der Nationalökonomie genommen, mich lebhaft beteiligte. Von Berlin aus aufgefordert, Vorschläge

zum zweckmäßigen Schutz unserer Kunstindustrie zu machen, entwarfen Miller und ich einen Tarif, der denn auch durch Herrn von Varnbüler, den Präsidenten des betreffenden Komitees im Reichstag, größtenteils durchgesetzt ward und im ganzen sehr wohlthätig wirkte, obwohl es uns nicht gelang, Wertzölle an die Stelle der Gewichtszölle zu setzen, so unzulänglich die letzteren auch gerade bei den feineren Waren sind. Aber bequemer, und das schlägt bei unserer regierenden Bureaukratie immer durch. Indes ward wenigstens der grenzenlosen Überflutung mit französischen Modewaren, die gerade damals eingerissen war, doch Einhalt gethan. Von dieser Änderung des Zollsystems, die Bismarck mit so großer Mühe gegen seine Bureaukraten durchsetzte, datierte jene auffallende Hebung des Nationalwohlstandes in Deutschland, wie später 1886 bei der ausgiebigen Erhöhung der Kornzölle die Erholung unseres Bauernstandes. Dem letzteren war durch die ganze Gesetzgebung der durchweg freihändlerischen Bureaukratie so übel mitgespielt worden, daß gerade er allein fortwährend zurückging in seinem Wohlstand, während die Bevölkerung der Großstädte ganz unnatürlich stieg, da kein Mensch mehr dem Bauernstand angehören wollte, auf den man allmälich alle Lasten überwälzte, weil er der politisch unbeholfenste war, der sich am wenigsten zu wehren verstand. Im freihändlerischen England ist er bekanntlich vollständig geopfert worden. Es ist das ungeheure Verdienst des Fürsten Bismarck, diesem schreienden Unrecht wenigstens halbwegs Einhalt gethan und dadurch unsere Wehrfähigkeit für einige Zeit gerettet zu haben, die ja ganz auf der Gesundheit unseres Bauernstandes beruht. Bei der vollständigen Umkehrung aller Erwerbsverhältnisse, wie sie

durch die ungeheure Erleichterung alles Güteraustausches infolge der Eisenbahnen und Telegraphen ꝛc. herbeigeführt ward, hätte er vollkommen zu Grunde gerichtet werden müssen, da er, übermäßig hoch belastet, wie er es war, die Konkurrenz mit dem amerikanischen und russischen, rumänischen und ungarischen Getreidebau unmöglich mehr aushalten konnte ohne starken Schutz. Bei dieser Gelegenheit der Erörterung der Schutzzölle machte ich aber auch bald die Erfahrung, wie unsere Gewerbetreibenden immer nur an ihren unmittelbarsten Nutzen dachten und jeder von ihnen immer bereit war, die Interessen der übrigen preiszugeben, wenn nur er ausgiebig geschützt würde. Noch schlimmer war es bei den Kaufleuten, die alle Freihändler waren, weil sie am Verkauf fremder Waren mehr verdienten. Am schlimmsten und rücksichtslosesten aber war das Judentum, das sich durch die Verarmung des Bauernstandes und den darauf gebauten Güterschacher bereicherte und sich fast überall in den Besitz der Presse gesetzt hatte. So sah man mitten im größten Glück und Ansehen unseres Staates sofort eine Menge sozialer Krankheiten entstehen, für die der Reichstag aber auch gar kein Mittel wußte, ja sie durch seinen Unverstand und seine Parteiwut noch mächtig förderte. Es ist daher der beste Beweis für die Staatsweisheit des Fürsten Bismarck, daß er allein verstand, dem einreißenden Unheil und dem rücksichtslosen Interessenkampf Einhalt zu thun und wenigstens der ärgsten Ausbeutung ganzer großer Stände und Gesellschaftsklassen vorzubeugen. Der rasche Rückgang Deutschlands seit seinem Abtreten stellt seiner und Kaiser Wilhelms I. staatsmännischen Weisheit das glänzendste Zeugnis aus und freilich der ihrer Nachfolger ein sehr viel geringeres. Das

parlamentarische System aber zeigte bei dieser wie fast bei jeder anderen Gelegenheit nur seine vollständige Unbehilflichkeit und Verkehrtheit.

1878.

In diesem Jahre führte mich die Pariser Weltausstellung abermals zu mehrmonatlichem Aufenthalt nach der französischen Hauptstadt, um dort wieder für die „Allg. Ztg." Berichte zu schreiben, die dann gesammelt als Buch erschienen.

Während der Reise fiel mir zunächst auf, wie die Franzosen durch ihr Unglück von 1870 soviel liebenswürdiger gemacht worden waren, und die Republik weit mildere Sitten zeigte, als das brutale Empire. Von Deutschenhaß ließ man sich da gar nichts merken, er hat sich offenbar auch erst später recht entwickelt. Die Ausstellung selber war freilich bereits zur reinen Finanzspekulation geworden, die soviel Fremde als möglich nach Paris zu locken und ihnen soviel Geld als thunlich abzunehmen suchte. Die französische Kunst selber war dagegen allerdings etwas gesunken und nur Meissonier hielt noch ihren alten Ruhm aufrecht, neben dem Bonnat, die Bouguerau und Cabanel, der Bauernmaler Brêton jetzt die ersten Plätze einnahmen. Allein das Durchschnittsmaß des Könnens blieb dasselbe, und das ist doch die Hauptsache. Als durchaus charakteristisch stellte sich dagegen heraus, daß wie Paris vor allem Fremdenstadt geworden war, ein Dorado für die reichen Bonviants aller Nationen, so auch seine Kunst sich diesen Verhältnissen angepaßt und ihren

spezifisch nationalen und volkstümlichen Charakter fast ganz eingebüßt hatte, eine Kunst für reiche Amateurs in der ganzen Welt geworden war. Deshalb trat denn auch der Fortschritt nicht bei diesen sämtlich älteren Herren oder den realistischen Historienmalern J. P. Laurens, Tony Robert, Fleury u. a. auf, sondern bei den Darstellern lüsterner Szenen, den Henner, Hamon, Garnier ꝛc., oder den geistvoll witzigen Sittenbildmalern wie Vibert, Leloir, Vetter, während der sie alle überbietende Meissonier doch den Eindruck der photographischen Nüchternheit bei aller Vollendung im einzelnen hinterließ, jedenfalls unseren Menzel an Geist und Lebendigkeit bei weitem nicht erreichte. Selbst in der Landschaft hatte die französische Kunst den Rousseau, Dupré, Daubigny und Troyon nichts Ebenbürtiges mehr erzeugt, dafür aber eine große durchschnittliche Geschicklichkeit in fast allen Fächern, es war also doch entschiedene Décadence eingetreten und scheint bis heute geblieben zu sein. Die Extravaganzen eines Manet und anderer Schwindler, die bei uns soviel von sich reden machten, wurden dort kaum beachtet und nur Bastien-Lepage erfreute sich wohlverdienter Anerkennung. Während man aber bei der französischen Kunst und Kunstindustrie wenigstens ganz gewiß von keinem Fortschritt reden konnte, während auch die Belgier und Holländer kaum irgend welchen zeigten, so war er aber bei den Deutschen und Österreichern um so bedeutender, die mit einer Menge von jungen Talenten imponierten, vorab mit Makart, dessen Karl V. sich allen ähnlichen Werken an malerischem Talent weit überlegen erwies, fast allein das Gepräge des reinsten Genies trug. Neben ihm waren nur noch Czermak und Matejko aufsehenerregend, zu denen sich

noch Passini mit seinen wunderbar wahren venetianischen Sittenbildern gesellte. In dem großen deutschen Saale, welcher selber durch das Genie Gedons zum geschmackvollsten von allen gemacht worden war, der sogar die Franzosen und Belgier zum Umhängen der ihrigen veranlaßte, lernte man eine ganze Anzahl junger Talente kennen. Die Maschinenhalle Menzels, Lenbachs Porträte, Gabriel Max' Jairi Töchterlein und E. von Gebhardts Abendmahl, Leibls Bauern, Knaus' „Wie die Alten sungen" und sein „Begräbnis", dann Defreggers „Besuch" und „Zitherspieler", Grützners „Bräustube", Diez' „Wegelagerer" und die Landschaften Liers, A. Achenbachs und Dückerts offenbarten einen Reichtum, wie ihn eben nur eine so mächtig aufstrebende Nation bieten konnte, und wie ihm die Gegenwart allerdings leider bereits wieder sehr wenig entgegenzusetzen hat. Ebenso merkwürdig war das Aufstreben der englischen Schule, die nicht nur ihren nationalen Charakter von allen am schärfsten ausgeprägt hatte, sondern auch Dank ihrem Individualismus eine Menge neuer und überraschender Persönlichkeiten brachte, so den früher erwähnten, jetzt bereits zum berühmten Mann und später zum Akademiedirektor gewordenen Leighton, und, alle überragend, den nur erst vierundzwanzigjährigen Deutschen Herkomer mit seinen „Invaliden von Chelsea"; ferner den Holländer Alma Tadema, die historisches Genre behandelnden Orchardson, Pettie, die Volksschilderer Luke Fildes, Frith, Morgan, Leslie, der köstliche Walker, die Porträtmaler Millais u. a. m.

Nicht minder überraschten die Spanier durch das Genie ihres leider früh verstorbenen Fortuny, dieser witzigsten Inkarnation ihres Nationalcharakters, von dem eine ganze

Sammlung von Bildern zusammengebracht war, und der in Aranda, Escosura u. a. talentvolle Nachahmer gefunden, während Pradilla u. a. bei ihren Historienbildern doch noch in Delaroches Fußstapfen gingen. Nur Italien zeigte noch wenig Spuren von dem Aufschwung, den seine Malerei später genommen, und die skandinavischen Staaten erschienen von Deutschland bedingt. Rußland zeigte das erste Auftreten Antokolskys, des großen Bildhauers, und Polen glänzte durch Siemiradzkys „Nero" und Matejko, Ungarn durch Munkacsy, kurz, es zeigte sich ziemlich allgemein eine Losreißung von der französischen Kunst, die bei dem unselbständigen Charakter der Deutschen leider nur von keiner langen Dauer gewesen ist.

Noch viel vollkommener als in der Kunst war die Emanzipation vom französischen Einfluß in der Kunstindustrie gelungen, wo Österreich Deutschland, das gar nicht mitgethan, vertreten mußte. Hier war es, dank dem österreichischen Talent für alle Verzierung, in der That erquicklich zu sehen, wie sich die dortigen Industriellen überall auf die eigenen Füße gestellt. Neben der durch den ungeheuren Reichtum der Nation und ihre eigenartigen Sitten in ihrer Unabhängigkeit gestützten Kunstindustrie Englands nahm die wienerische unstreitig den ersten Platz nach der französischen ein. Sie alle wurden freilich von den indischen und besonders japanischen Kunstindustrien übertroffen, die ich bisher noch niemals so glänzend vertreten gefunden hatte, und deren Feinheit des Farbensinns alle europäischen Produkte übertraf. Nur die französischen Fayencen und Lobmeyrschen Gläser konnten hier mit einigen Ehren bestehen.

Im übrigen habe ich hier nicht die Ausstellung zu be-

schreiben, was ich ja in meinem damals vielgelesenen Buche über dieselbe gethan, welches wenigstens einiges zur Vorbereitung der bald darauf durch Bismarck ins Werk gesetzten Umformung unseres Zollsystems und seinem Übergang vom Freihandel zum Schutzzoll mit beigetragen hat, ohne den ein von besser gestellten Konkurrenten auf allen Seiten umgebenes Land offenbar nicht bestehen kann. — Heute, wo man ja Bismarck und seine Anschauungen glücklich über Bord geworfen und die Früchte davon in dem ungeheuer verminderten Ansehen Deutschlands, wie seinem schwer geschädigten Wohlstand einzuernten beginnt — da ist es mir vor Zorn und Wehmut fast unmöglich, auf diese Dinge zurückzukommen.

Als ich von Paris zurückgekehrt war, hatte die Übersättigung mit Kunstwerken wenigstens die gute Folge, daß ich nunmehr einsah, wie überflüssig es doch sei, die Zahl derselben auch noch durch die meinigen vermehren zu wollen, und von da an die Malerei immer mehr an den Nagel hing, ja ein paar Jahre nachher ganz aufgab. Daß mir das nicht die geringste Anstrengung kostete, ja daß ich von dem Augenblick an, wo ich mein Atelier aufgegeben hatte, buchstäblich nie mehr einen Pinsel anrührte, das ist wohl der beste Beweis, daß ich nicht für diese Kunst geboren, sondern eigentlich nur durch Zufall zu ihr gekommen war. Ich hatte eben meine große Liebe für die Kunst mit Begabung für dieselbe verwechselt, wie das so oft geschieht. Fortan widmete ich mich also fast ausschließlich der Schriftstellerei und dem Kunststudium überhaupt. Da konnte ich nun nicht ohne Verdruß in meinen „Südfrüchten“ sehen, wie unreif und vollständig jeder historischen Kenntnis entbehrend meine Urteile über die italienische Renaissance da-

mals gewesen waren und dem Buche nach dieser Richtung hin den größten Teil seines Wertes raubten. Dies brachte mich im Winter 1878 auf die Idee, ein solches italienisches Reisebuch jetzt schreiben zu wollen, wo ich doch zum Urteilen ungleich kompetenter war. Dasselbe sollte für den, welcher nur sein Rundreisebillet besitzt, um Italien bis Neapel in zwei Monaten zu durchfliegen, bloß das Hauptsächlichste von Kunstwerken schildern, da bei diesem Geschäft selbst ein Gsell Fels immer noch viel zu viel an Stoff und zu wenig an Urteil bietet. Ich wollte deshalb meine Arbeit ganz in Tagebuchform halten und zu diesem Ende die Reise selber genau so machen, wenn auch selbstverständlich mit mehr Zeitaufwand, um meine Eindrücke gleich niederschreiben und ihnen dadurch die Frische erhalten zu können. Leider bedachte ich nur nicht, daß man mit 64 Jahren wohl gereifte Urteile geben, die Lebendigkeit der Jugend aber eben nicht mehr damit verbinden kann, die doch am meisten anzieht bei solchen Büchern. — So ist denn das Manuskript liegen geblieben, aus dem ich hier nur einige Auszüge mitteile.

XXI.

Italien 1879.

Nach längerem Aufenthalt in Meran begann ich meine Reise im Anfang Mai 1879 und ging von da zunächst nach Verona. Da fiel mir nun nichts so sehr auf, als daß die politische Befreiung der Italiener offenbar weit entfernt gewesen war, den Zustand der großen Masse des Volkes irgend zu bessern. Man mag das aus meinen damals unmittelbar unter der Wucht des ersten Eindrucks in Verona niedergeschriebenen Betrachtungen sehen, die ich hier einschalte:

„Es ist gar keine Frage, daß die Italiener unendlich mehr als die Franzosen, die sich's auch gerne einbilden, ein geborenes Künstlervolk sind, mit allen guten und schlechten Seiten eines solchen: mit der vorherrschenden Phantasie, leichten Auffassung, dem geistvoll verführerischen, beifallsbedürftigen Wesen, das man mit Höflichkeit und Lob zu allem bringt, mit Tadel oder gar Grobheit zu nichts. Aber auch mit der Habsucht und Unersättlichkeit, dem intriguanten Charakter, dem Neid und der Eifersucht, wie der sehr geringen Gewissenhaftigkeit so vieler Künstlernaturen. Die leidenschaftliche Liebe und Empfänglichkeit für alles Schöne,

selbst in den Umgangsformen, charakterisiert sie aber doch noch heute am meisten, macht sie so liebenswürdig. Und das, obwohl die nichtswürdige Marotte unseres Jahrhunderts, der Parlamentarismus, diese heuchlerische Freiheitslüge, alles thut, sie zu verderben, die schlechten Seiten ihres Charakters auf Kosten der guten zu pflegen und das herrliche Land zu einer Beute maulfertiger Advokaten, ehrsüchtiger Streber und herzloser Wucherer zu machen. Aber die glückliche Naturbegabung des Volkes war doch selbst jetzt noch nicht zu ruinieren. — — —

— — Italien übt den alten Zauber auf mich aus, jetzt, wo ich mit grauen Haaren einhergehe, wie einst, da ich's unter braunen hervor betrachtet! Ich bin gestern den ganzen Tag wie entzückt herumgetaumelt und habe mir die herrlichen Paläste wieder angesehen, in deren jedem man einen so stattlichen, prachtliebenden, jähzornigen alten Herrn heraustreten sehen zu müssen meint, wie den alten Capulet. Und auf jedem Balkone schäkern noch immer glutäugige Julien in die bunten, engen und lärmenden Gassen hinunter, in denen die Menge sich drängt und schiebt, schreit und brüllt, daß einem das Herz im Leibe lacht, wie ungeniert sich die Leute gehen lassen. Die Glücklichen, sie sind alle nicht erzogen worden und daher soviel natürlichere Menschen geblieben! Sicherlich nicht bessere, aber interessantere und aufgewecktere als bei uns, wo der Schulmeister nur vom Korporal abgelöst wird in dem lobenswürdigen Geschäft, uns alle Natur und allen gesunden Menschenverstand auszutreiben. Am auffallendsten ist das in dem tollen Gewühl, wenn man z. B. auf den lustigsten Platz Italiens, die von höchst malerischen Gebäuden eingefaßte Piazza d'Erbe tritt,

wo all das, was spezifisch italienisches Volksleben heißt, sich so wunderbar zusammendrängt, die Verkäufer feilschen und schreien, daß einem die Ohren gellen, die Jungens jubelnd aus der Schule kommen, die Mädchen wie die Eidechsen durch die Menge gleiten und den schwarzen Schleier und Fächer so anmutig zu gebrauchen wissen, wo der Abbate salbungsvoll behaglich einherzieht, flotte Jäger und die preußische Strammheit nachahmende Offiziere den Mädchen nachsetzen. In all dem Getriebe, das nur auf die Befriedigung der nächsten und gröbsten Bedürfnisse gerichtet ist, erscheint jeder einzelne im Grunde recht sehr gewöhnlich. Ja, das Allergemeinste ist sogar durchaus vorherrschend, weil sich da alles ans Licht drängt und höchst ungezwungen gehen läßt, was bei uns sich ins Innere der Häuser zurückzieht. Schuster und Schneider arbeiten nicht allein auf der Straße, im Grunde thut's jeder und jede und die Bettler an allen Ecken erst recht, ja ich war kaum zum Haus heraus, so sah ich gegenüber im Hausgang eine Julia ihrer Amme im Schoße liegen und diese eifrig beschäftigt, ihre Locken nach edlem Wild zu durchsuchen.

Und doch macht das Ganze den Eindruck der reinsten Poesie; es ist heute noch ganz antikes Leben in all seiner Natürlichkeit, und die göttlichen Schweinehirten stehen an jeder Ecke. Frage ich mich nun, wo denn die bezaubernde Schönheit des Ganzen eigentlich steckt, da doch jeder für sich so gar nicht bezaubernd ist, denn die Leute sind nicht einmal hübscher als bei uns, sondern nur so viel ausdrucksvoller, so finde ich gerade nur das letztere als die Quelle des Reizes. So viele Spitzbubengesichter sieht man in München in einem Jahre nicht, als auf der Piazza d'Erbe in fünf

Minuten, es ist, als läse man den spannendsten Roman; wo du hinblickst, ist ein herrliches Bild, ein fertiger Murillo oder Jan Steen. Und aufgeweckt sind sie, man kann keinen nur mit den Augen streifen, so fühlt er es schon und sieht her, während man unsere Bärenhäuter von Packträgern schon anschreien oder antippen muß, bis sie etwas merken, und wenn man ihnen auf der Nase stünde! Sie wären den unsrigen nun ganz unbedingt überlegen an Intelligenz, an Phantasie, an Leichtigkeit des Ausdrucks, Gewandtheit und Geistesgegenwart, wenn sie nur jemals etwas Anderes und Besseres wollten. Aber der ideale Zug, wie die schlichte Ehrlichkeit, Treue und Uneigennützigkeit der Deutschen fehlt ihnen so ganz, daß sie dadurch wieder in Nachteil kommen. Dabei giebt es vielleicht kein zivilisiertes Land, wo die unteren Volksklassen seit den Römerzeiten bis auf heute so rücksichtslos von den oberen ausgepreßt wurden, als in Italien; die schonungslose Schärfe des Verstandes, die alle Nachkommen Macchiavells auszeichnet, bewähren sie besonders in dieser Beziehung, nirgends wird der Wucher so erbarmungslos betrieben, obwohl unsere von den Juden gemachte und für die Juden berechnete manchesterliche Gesetzgebung das möglichste gethan hat, ihnen nachzueifern.

Wie wäre es sonst nur möglich, daß diese so herrlich gelegene, von Fremden wimmelnde Stadt, die im Mittelalter von Kraft und Wohlsein strotzte, heute so elend herabgesunken ist, daß die Hälfte ihrer Bewohner an den Bettelstab kam, bleiche Hungergestalten einem auf Schritt und Tritt begegnen, Elend und Armut aus allen Fenstern schauen? Das ist eine schwere Anklage für das heutige Regiment des wiedererstandenen Italiens! Ich glaube, die Veroneser sehen

jetzt selbst auf die österreichische Periode mit Neid zurück, wie widernatürlich diese steife und bleiern lastende Fremdherrschaft auch war. Wenigstens sah ihre Stadt damals noch unendlich viel blühender aus. Wenn ich das erste beste Gemeinwesen des deutschen Reichs mit diesem vom Himmel so gesegneten, einer so glänzenden Vergangenheit genießenden vergleiche, so kann ich wohl behaupten, daß nicht nur in dem als Kurort aufgeblühten Meran, sondern selbst in meiner eigenen Heimat, dem kleinen Konstanz, das fünfmal weniger Einwohner hat als Verona, doppelt so viel gebaut worden ist in den letzten fünf Jahren, seit dieses von der Fremdherrschaft befreit worden, die nach der Behauptung der Italiener doch alle ihre Leiden verschuldet haben sollte. Auch nicht die Spur des Besserwerdens habe ich bis jetzt entdecken können, obgleich die Kommune viele Anstrengungen macht. Aber sie prallen alle an der unglücklichen sozialen Gesetzgebung und Verfassung ab, die, echt manchesterlich, überall das Recht des Stärkeren proklamiert.

Noch in Meran kam mir die Agitation Garibaldis für das allgemeine Stimmrecht sehr abgeschmackt vor, hier fange ich an, sie fast vernünftig zu finden. Jedenfalls spielt er dabei keine andere Rolle, als sie einst die Gracchen den römischen Optimaten gegenüber gespielt haben, eine soziale Revolution scheint in Italien fast unvermeidlich." — — —

Jetzt, wo diese soziale Revolution jeden Augenblick auszubrechen droht und sich die italienischen Zustände fortwährend verschlechtert haben, wird man wenigstens zugeben müssen, daß ich damals nicht unrichtig beobachtet.

Von Verona fuhr ich gleich direkt nach Florenz, weil doch dort eigentlich die Geschichte der Renaissance anfängt,

die sich ja unmittelbar an die altlombardische anschließt, die in Verona mit ihre schönsten Denkmale hat, samt den prächtigen Resten des Römertums. Florenz aber fand ich dagegen sehr modernisiert, weil die vor 1870 zur Residenz erhobene Stadt sich dem entsprechend gewaltig vergrößert hatte. Freilich hat sie sich auch eine ungeheure Schuldenlast aufgebürdet, unter deren Druck sie jetzt, wo die Residenz nach Rom verlegt worden, fast erlag, da die neuen Straßen alle leer standen. — Nur Böcklin traf ich da in einem von dem Russen Swertschkoff neugebauten Atelierhaus am Mugnone mit prächtiger Aussicht auf die Höhen von Fiesole. — Er malte gerade an seiner merkwürdigen „Medusa" und machte mir den köstlichsten Eindruck frischer Schaffenslust und Kraft. Später besuchte ich dann noch den drüben überm Arno, in dem wunderbar malerischen ehemaligen Kloster S. Francesco di Paula hausenden Bildhauer Hildebrand, wo ich einige seiner kostbaren Büsten sah, bei denen ihn das Studium der alten Florentiner so gefördert hat.

Am meisten erstaunte ich freilich auch über meine Eselei, daß ich oft das Allerbeste gar nicht gesehen, als ich vor achtundzwanzig Jahren diesen klassischen Boden das erstemal betrat. So fiel mir jetzt, als ich am Battisterium und an Or san Michele vorbeischritt, gleich auf, daß hier in den Werken Donatellos und Ghibertis doch eigentlich schon der ganze Michel Angelo enthalten ist, nur oft viel besser, d. h. mit schlichterer Größe, weit individuellerer Bewegung und weniger akademischer Phrase. Unstreitig giebt dies gewaltige Auftreten der Skulptur in den Straßen Florenz seinen spezifischen Charakter. Wenn man so vor den herrlichen Reliefs steht, mit denen die Thüre des Battisteriums,

oder vor den Statuen, mit denen Or san Michele durch Donatello und Ghiberti, Verrochio u. a. verziert worden, so sieht man bald, welches das ungeheure Verdienst dieser florentinischen Schule war, die nach einer tausendjährigen Unterbrechung eine längst ermattete und schematisch gewordene Kunst zuerst wieder herzhaft auf die Natur zurückwies. Sie hat vor allem dem Individuum wieder zu seinem Rechte verholfen. Es steckt ein stolzes republikanisches Selbstgefühl, eine trotzige Kühnheit und ein herber Ernst in diesen Heiligen, die ebenso neu als bewunderungswürdig sind. Ja man könnte beinahe sagen, hier kulminiere die florentinische Schule, aus der die ganze Renaissance doch hervorging. Jedenfalls ist hier einer der Gipfelpunkte jener durchaus neuen und epochemachenden Richtung derselben, die das Individuelle nicht nur auf die Formenbildung, sondern auch auf die Bewegung, die Mimik im weitesten Sinne ausdehnt, was die Antike nicht thut. Auch entzückten mich die Bildhauer mehr als Maler und Architekten, wenn sich das überhaupt trennen ließe, was gerade dort genauer zusammenhängt als irgendwo sonst. So wären hier neben verschiedenen prächtigen Werken des Luca della Robbia noch die berühmten Kinder-Reliefs zu erwähnen, die jetzt im Bargello zu sehen sind. Sie gehören jedenfalls mit zum allerbesten, was die florentinische Kunst jener Zeit überhaupt erzeugt hat. Das Naive, Unbewußte der Kinder ist wohl überhaupt nie besser studiert, mit vollendeterer Meisterschaft wiedergegeben worden. Es sind deren zehn Gruppen von allen Arten bis zu halberwachsenen da, sie tanzen, singen und musizieren, aber hier zeigt sich nun das Individuelle der Bewegung und des Ausdrucks mit einem Reiz naiver Schönheit ausgestattet, der uns fast nicht

mehr losläßt. Da muß man z. B. bei einer Gruppe singender Knaben nur sehen, wie von den beiden vordersten der eine so recht aus vollem Halse hinausschreit und mit dem Fuße den Takt tritt, während der andere den rechten Fuß abwärts über einen Stein biegt. Wie dann von den drei größeren Bürschchen der mittlere bereits mit unsäglich drolligem Selbstgefühl den Baß singt und dabei das Kinn an den Hals andrückt, die Stirne faltet, den Oberkörper zurücklehnt, wie ferner der links über seine Schulter weg ins Notenbuch blickt, das der vorderste trägt, und er dem Druck nachgiebt. Endlich, wie der rechts ganz in den Wohllaut verloren ist, da wird man denn doch begreifen, daß hier die Kunst eine Welt voll zauberischer Unschuld und Anmut eroberte, von der man bisher kaum eine Ahnung hatte, die man bei der Antike nirgends trifft, da sie diese süße Jugendeselei nicht kennt, überhaupt selten eigentlich naiv wird. Und dabei ist jeder der Knaben schon so sehr Individuum, ein Kerl für sich, zeigt in Gebärde und Gesicht so sehr seinen Charakter, daß man ihn von Kindesbeinen an gekannt zu haben meint. Besonders ist der verschiedene Ausdruck der beim Singen geöffneten Mäuler köstlich beobachtet, ebenso die Weichheit des jugendlichen Fleisches unübertrefflich charakterisiert, endlich das Perspektivische im Relief meisterhaft gegeben.

Hier in Florenz, wo ich auch anerkennen mußte, „daß Italien immerhin rühmliche Anstrengungen macht, seiner herrlichen Erinnerungen wieder würdig zu werden", hier ging mir auch die erste Ahnung auf, daß die Italiener eben im Begriffe waren, sich eine neue und selbständige Kunst zu schaffen, welche sogar viel weniger Anleihen macht bei der

französischen, als es leider die unsere seither gethan. Die Uffizien mit ihren im Hof neu aufgestellten Statuen berühmter Florentiner entlockten mir dann die Bemerkung: „Wenn man sie so beisammen sieht, so staunt man nur über die Menge von Männern ersten Ranges, welche diese mäßig große Stadt mit ihren Umgebungen hervorgebracht. Welche zweite, Athen ausgenommen, kann sich rühmen, der Welt Ähnliches geschenkt zu haben? Und unter den achtundzwanzig, die da stehen, haben ein Masaccio, Fiesole, Ghirlandajo, Ghiberti, Luca della Robbia, Andrea del Sarto noch nicht einmal Platz gefunden! Sicher ist nur, daß das ganze, ein Drittel der Erdoberfläche bedeckende russische Reich mit seinen hundert Millionen Slaven nicht den zehnten Teil so viel großer Männer erzeugt hat, als diese kleine Republik. Denn als sie aufhörte, das zu sein, war es auch mit den großen Männern ziemlich zu Ende." Übrigens fesselte mich bald die florentinische Skulptur noch mehr als die Malerei, so besonders in der mir noch neuen Sammlung des Bargello, so daß ich zuletzt nicht umhin konnte, zu gestehen: „Überblickt man das Ganze dieser so lebenskräftigen, herrlichen florentinischen Skulptur, so erstaunt man immer wieder, wie wenig der Einfluß der Antike sich doch darin zeigt, wie vollkommen souverän und unabhängig diese Meister derselben gegenüber gestanden, selbst wo sie dieselbe kannten, wie es bei den späteren doch unzweifelhaft ist. Ja Michel Angelo vielleicht nicht weniger als Donatello. Und wie viel näher steht uns dadurch diese ganze Kunst in ihrer liebenswürdigen Frische! Sieht man, wieviel uns die Antike geschadet, wie kalt und leblos sie oft unsere Skulptur gemacht, so möchte man manchmal wünschen,

daß wir sie gar nie gekannt hätten. Keine Kunst zeigt deutlicher als diese florentinische, daß wahrhaft Lebendiges nur aus erneutem Naturstudium hervorgehen kann."

Ich hatte in Florenz die dort wohnenden Landsleute zu einer Gesellschaft vereinigt gefunden, die unter dem Einflusse des sich damals da aufhaltenden Kunstforschers A. Bayersdorfer stand, dessen Umgang ich auch die mannigfachste Förderung verdankte, da er die florentinische Kunst in ganz ungewöhnlich geistvoller Weise durchstudiert hatte, wie wohl nur sehr wenige. Jetzt ward mir aber nachgerade die Wucht des Neuaufgenommenen zu viel, und ich fühlte das Bedürfnis der innerlichen Verarbeitung des ungeheuren Stoffes. Dazu bedurfte ich aber der Isolierung und entschloß mich deshalb, unter Vermeidung aller Zwischenstationen kurzweg nach Rom zu gehen, um dort zunächst zu verdauen. Die Nacht durchfahrend, kam ich in der Frühe bei Nebel und einer Kälte in die Nähe Roms, die mehr an einen deutschen als an einen römischen Maimorgen erinnerte. Gleich darauf sahen wir durch ein Loch in den sich ballenden und hebenden Nebelmassen St. Peter im Morgensonnenschein leuchten. Die berühmte Kuppel schien mir in den dreißig Jahren, die ich sie nicht begrüßt, an Embonpoint sehr gewonnen zu haben, wie das so majestätischen Damen leicht begegnet. Von dem Rom aber, das ich jetzt vom Bahnhof bis zum Hotel de l'Orient im glänzendsten Sonnenschein durchfuhr, hatte ich noch keine Spur gesehen; eine völlig neue, mir ganz unbekannte Welt hätte mich umgeben, wäre sie nicht vom Lateran und dem Albanergebirge überragt worden. Im übrigen ist dies neue Rom mit seinen riesigen Mietkasernen nur eine schlechte, aufgedunsene Kopie der Architekturen des

alten. Aber auch dieses hatte sich mächtig verändert, wie ich alsbald wahrnahm, als ich in jener halbwachen, fieberigen und verdrießlichen Stimmung, in der man sich nach schlaflosen Nächten zu befinden pflegt, den ersten Ausgang machte. Es kam mir vor, als hätte es die ewige Stadt gemacht wie ich und sich eben frisch gewaschen. Sogar das Pflaster konnte man betreten, ohne Gefahr, über einen Immondezzajo zu stolpern, oder seine Hühneraugen mit den Steinen in die bedenklichsten Konflikte zu bringen. In den einst so stillen Straßen tobte und rasselte das Gewühl der modernen Großstadt dermaßen, daß es fast das Rauschen der Wasser übertönte, als ich zu der nahen Fontana trevi geriet. Der dort einst so stolz den Dreizack schwingende Neptun schien mir jetzt unter der Last der Jahre gebeugt und mürrisch in das bunte und gemeine Getreibe zu seinen Füßen hinabzusehen, das sich seiner Herrschaft so frech entzog. Er kam mir vor wie ein alter Tambourmajor, der krank und mißmutig am Wege stehend ein neues Regiment vorbeiziehen sieht, das sich um den armen Alten gar nichts mehr kümmert. Das Regiment bestand zunächst aus den Schülern des Collegium Germanicum, die in ihrer krebsroten Tracht und ihren ehrlichen Gesichtern eben von der Kirche Gesù kommend, in langer Reihe an mir vorüberzogen. O blondhaarige Germanen, Ihr fühltet Eure tiefe Erniedrigung und wittertet den Ketzer in mir, als ich Euch scharf ins Gesicht sah und Ihr verlegen die Augen niederschluget! Wie anders zogen vor anderthalb Jahrtausenden einst Eure Väter hier ein!

Einmal im Widerspruch mit dem mir durchaus unsympathisch gewordenen Rom, fand ich nur zu viel Nahrung für denselben. So, als ich das Grab des nur acht Tage

vor meiner Ankunft gestorbenen Semper besuchte. — Der an der alten römischen Stadtmauer neben der Pyramide des Cestius gelegene protestantische Kirchhof mit seinen Cypressen beherbergt noch gar viele Deutsche, besonders Künstler, die sich hier niedergelassen hatten und nicht mehr fort kamen, gewöhnlich weil sie Römerinnen geheiratet. Oder auch, weil sie sich einbildeten, daß nur hier ein günstiger Boden für Kunst sei, wie ja noch Genelli meinte, „wie der Fisch ins Wasser, so gehört der Künstler nach Rom". Die völlige Unwahrheit dieses Satzes bedarf kaum des Nachweises, abgesehen davon, daß die Geschichte ihn durchaus nicht bestätigt. Die Künstler, die hier geblieben sind, haben im Gegenteil niemals eine lebendige Kunstrichtung erzeugt. Weder Mengs noch Carstens, der auch hier ruht, noch Thorwaldsen oder selbst Overbeck, und immer aus demselben Grund: weil die Kunst des nationalen Bodens durchaus nicht entbehren kann. Ein großer Künstler kann nur inmitten seines Volkes entstehen oder gesund fortleben, er ist ja sein Organ und nur zu oft sein Führer zugleich. Ein Fiesole ist darum so lebendig noch heute, während Overbeck, kaum tot, schon so gut wie vergessen ist.

Dann wanderten wir noch eine lange halbe Stunde in brennender Sonnenhitze hinaus nach St. Paolo, der wie ein Phönix aus der Asche wiedererstandenen kolossalen Basilika. Imponierend ist dieses wieder aufgewärmte Stück Byzantinertum genug, obwohl es jetzt nicht Fleisch, nicht Fisch ist, weder die Ehrwürdigkeit des Alters, noch den Reiz der Jugend, Unschuld und innerer Überzeugung hat. Aber bei Werken der Architektur thun eine gute Schablone, viel ererbte technische Geschicklichkeit und verschwenderisch angewendete Mittel

auch schon etwas, wenn sie in so riesigen Verhältnissen wie hier auftreten. Der Wald von Säulen, das geheimnisvolle Dunkel, der schimmernde Goldgrund der Mosaiken, das Gleißen des polierten Marmors, und vor allem die feierliche Einsamkeit machen doch einen gewaltigen Eindruck. Mir ist die Ähnlichkeit der Kirche mit dem Theater nie so aufgefallen, und hier wird gut gespielt! Die naive Wärme und Liebenswürdigkeit des unvergleichlich schönen Kloster-kreuzgangs nebenan kann die Kirche freilich nicht ersetzen, aber ist es nicht schon imponierend genug, daß dieselbe Macht, die vor anderthalb Jahrtausenden dies Riesenwerk schuf, heute noch Kraft genug besitzt, um es aus der Asche im alten Glanze wieder erstehen zu lassen? Wo ist denn eine zweite in der Welt, die das vermöchte, wenn es nächst der katholischen Kirche überhaupt eine gäbe! Darum sieht denn auch dies neugeborne italienische Königtum im Quirinal neben dem Papsttum im Vatikan immer nur aus, als wenn es bloß in chambre garnie eingemietet wäre und überdies die Miete noch gar nicht bezahlt hätte!

Natürlich besuchte ich zunächst die Galerien, die Rom enthält, und fand dabei reichlich Gelegenheit, mich über die Wandlungen meines Urteils seit meinem ersten Besuch zu wundern. So hatte ich speziell Rafael offenbar noch gar nicht verstanden. Die Porträte in der Galerie Doria haben mir eine ganz neue Idee vom Charakter des Mannes gegeben, den man gewöhnlich viel zu sehr nach seinen Jugendarbeiten beurteilt, während sich vielleicht kein großer Künstler so gründlich verändert oder doch entwickelt hat. Als ihn der Herr Onkel Bramante in die römische Prälatenwelt einführte und ihm die Mauern des Vatikans, die er mit frommen

Heiligen bemalen sollte, die Geschichten erzählten, die sie in den letzten zwanzig Jahren mitangesehen, da gingen dem dreiundzwanzigjährigen Jüngling offenbar die Augen erst auf und über. Der gute, fromme Junge wird auf einmal über Nacht ein Mann und entwickelt bald eine Weltkenntnis, von der in den florentinischen Bildern noch nicht die Spur zu finden ist. Daß er zuletzt die Bäckerstochter den Kardinalsnichten vorzog, zeigt auch, wie gut er beide verstand. Am deutlichsten sieht man diese Umwandlung an den Madonnen. Dieser ganze an den Werken so sichtbare Prozeß veranlaßte mich damals zu dem nachstehenden Aufsatz, der wohl auch heute noch einiges Interesse hat.

Rafael.

Die Weltherrschaft Rafaels und Michel Angelos ist seit vier Jahrhunderten viel unbestrittener geblieben, als die der römischen Kirche selber, und ihre Macht hat die Ansprüche dieser daher gar sehr unterstützt. Ja dieser beiden Männer Name ist so unauflöslich mit dem Papsttum verknüpft, beherrscht Rom so unbedingt, daß neben ihnen kaum Platz für irgend jemand anderen bleibt, man kömmt immer wieder auf sie zurück. Dabei ergänzen sie sich so wunderbar wie Mann und Frau; bleibt Michel Angelo dem Erhabenen und Großen unabänderlich zugewandt, ja schreckt uns oft fast zurück durch seine Unnahbarkeit, so besticht uns Rafael erst durch die zauberische Schönheit und Anmut seiner Schöpfungen, um uns später nur um so tiefer durch ihre Erhabenheit zu erschüttern, wie den durchdringenden Geist, der sich in seiner Weltanschauung ausspricht. Am meisten fesselt er bei näherer Betrachtung durch den ewigen Verwandlungsprozeß, der mit

ihm vorgeht, die wunderbare Verbindung größter Selbständigkeit mit außerordentlicher Rezeptivität in seiner Natur, die aber trotz aller Mannigfaltigkeit ihrer Metamorphosen doch dem Edlen und Schönen, der fortwährenden Vertiefung nicht weniger zustrebt, als der Titane Buonarotti dem Erhabenen. Diese Aneignungsfähigkeit verdankt Rafael denn auch seinem viel reicheren Gehalt, ist doch der Kreis, den er umfaßt, ein unendlich größerer, wenigstens in der Malerei, weil er sich auf diese beschränkt und weit entfernt ist, in Skulptur und Architektur mit dem großen Nebenbuhler konkurrieren zu können, woran ihn übrigens vielleicht weniger die Befähigung als die Kürze seines Lebens hinderte. Gleich sind die beiden großen Männer fast nur in dem Stück, daß für sie, wie sie auch die Welt mit ihrem Geiste umfassen, nur eines nicht zu existieren scheint, was doch eine so große Rolle in derselben spielt — das Gemeine, Kleine und Armselige. In dieser strengen Ausschließung, diesem angeborenen Adel ihres Geistes, den kein anderer Künstler jemals erreicht, liegt ein guter Teil ihrer ungeheuren Macht über die Gemüter, die weder Leonardo, Titian noch Correggio, weder Rubens noch Holbein oder Dürer jemals zu erreichen vermochten, wenn sie ihnen auch an Talent ebenbürtig waren. Bei Michel Angelo wurzelt sie offenbar wie bei Schiller in der Strenge des Sinnes, der ihn weder liebenswürdig noch liebebedürftig sein läßt, was beides Rafaels weit mehr weiblicher Natur in hervorragendem Grade eigen, wie die Empfänglichkeit für alles Edle und Schöne. Während darum Rafael gar keinen sichtbaren Einfluß auf den ohnehin älteren Michel Angelo hat, übt ihn dieser auf jenen im Gegenteil ganz ungeheuer, bestimmt, wie er selbst ja anerkannte, seine

ganze römische Produktion. — Die allmähliche Entwicklung und Vertiefung dieses Talents, wie man sie in Rom allein vollständig studieren kann, ist doch das reizendste Schauspiel, das ich im Bereich der ganzen Kunstgeschichte kenne! Offenbar hatte der von der Natur so wunderbar ausgestattete Junge schon von seinem Vater eine sehr gute Erziehung erhalten, und es ist nur zu bedauern, daß wir von der Mutter so wenig wissen, der er wohl die Schönheit und Anmut seines ganzen Wesens verdankte. Ohne vortreffliche Eltern und ihren in der kleinen Stadt doppelt mächtigen Einfluß wäre die Keuschheit und Reinheit, die bezaubernde Naivetät der ersten Produktionen gar nicht denkbar. Denn dadurch unterscheiden sie sich doch gleich sehr merklich von der etwas sentimental manierierten Gottseligkeit Peruginos, da sie viel frischer sind als die Arbeiten dieses, wie völlig ähnlich sie ihnen auch in der künstlerischen Sprache seien. Welcher Vorteil aber war es für den Jungen, daß er schon mit zehn Jahren in die Werkstatt eines großen Meisters kam, mit der ungeheuersten Arbeitslust und ungebrochensten Kraft seinen Sinn sofort am Schönsten ausbilden konnte! Er kann auch gar keine Zeit an Vergnügungen verloren haben, gleich Leonardo oder Soddoma, wie man nach seinen Studien schon aus der früheſten Zeit schließt. Weich, gefühlvoll, fast ohne jede Unbändigkeit oder Ausgelassenheit des Genies, von denen ja niemals die Spur bei ihm zu entdecken, treibt ihn seine grenzenlose Wißbegierde alsbald, in den Nebenstunden seine Kenntnisse in Architektur und Perspektive, Anatomie, ja selbst in der Geschichte und Mythologie zu vervollständigen, da gerade die Arbeit im Cambio in Perugia ja genug Veranlassung bot, ihn darauf aufmerksam

zu machen. Als er dann für Pinturrichio die Kartons für die Libreria zeichnet oder, zwanzigjährig, das Sposalizio malt, sieht man alsbald, wie ihn, der weder sie noch das Leben überhaupt viel kannte, die Schönheit der Frauen entzückte. Welch neue Welt geht ihm aber erst auf, da er nach Florenz kömmt! Mit welcher Wonne nimmt er da alle neuen Elemente, Fra Bartolommeos schwärmerische Glut, Ghirlandajos strenge Individualisierung, Masaccios Größe, Francias fromme Innigkeit auf, ahmt bald des ersteren Weichheit, bald das kühle, ein wenig bunte Kolorit des letzteren in den Porträten und der Grablegung nach. — Wie mischt sich das kühnere, lebhaftere, verständigere Wesen der ihn umgebenden florentinischen Bevölkerung allmählich immer stärker, ja herber seiner umbrischen Süßigkeit bei, verdrängt sie mehr und mehr!

Groß zu werden war ihm bis dahin aber doch noch nie recht gelungen, obwohl alle seine Bemühungen dahin zielen, als er nun erst Michel Angelos Karton gesehen. — In dieser Gährung, beim Übertritt vom Jüngling zum gereiften Mann, trifft ihn der Ruf nach Rom.

In Florenz war Rafael aus einem Quattrocentisten erst ein eigentlicher Renaissancekünstler geworden, hatte ja dort erst einzelne antike Skulpturen kennen gelernt. Jetzt in Rom geht ihm beim Anblick der antiken Bauwerke wiederum eine neue Welt auf. Dieses Jahr 1508 spielt überhaupt eine merkwürdige Rolle in der Kunstgeschichte. Denn jetzt, eben als der junge Urbinate fast gleichzeitig mit Michel Angelo, Peruzzi und Soddoma in die ewige Stadt kömmt, war der Grundstein zu St. Peter eben durch Bramante gelegt worden, fängt Michel Angelo auch seine merkwürdige

Decke der Sixtina an, die eine vollständige Umwälzung in der italienischen Malerei hervorbringen sollte. Man sieht ihre ungeheure Wirkung am besten, wenn man Rafaels Disputa mit der Schule von Athen vergleicht, wo die erste noch fast ganz der Frührenaissance, die zweite schon dem Klassicismus gehört. Dadurch unterscheidet er sich aber, wie überall, so auch in diesen beiden Meisterwerken, doch durchaus von Michel Angelo, daß er bei jeder Figur von einer bestimmten individuellen Anschauung, einem Porträt ausgeht, während jener dies eigentlich gar nie thut, in seinen Figuren höchstens Typen giebt, die ihren Schöpfer aber nie verleugnen. — Er trägt seine Welt in sich, sucht sie im Bilde zu gestalten, Rafael spiegelt immer die ihn umgebende wieder. Wer sollte nicht gleich in der Disputa die Herren Kardinäle und Kirchenfürsten, die ihm jetzt auf Schritt und Tritt begegneten, in der Schule von Athen die antiken Porträtfiguren und Büsten, die er in Rom getroffen, wieder erkennen, wie im Parnaß die Gelehrten und Dichter, mit denen er jetzt täglich verkehrte? Und die seinen Geist rasch dermaßen bereichern, daß in dem 1511 fertigen Parnaß und der Decke vom alten florentinischen Rafael kaum eine Spur mehr, er selber aber um so entschiedener gereift und fertig zu finden ist! Oder wie unterscheidet sich jene herrliche, aber nichts weniger als jungfräuliche Figur der Poesie bereits so gründlich von seinen bisherigen Madonnen? Es ist derselbe Kopf, den er nachher seelenvoll verklärt in der Madonna di Foligno bringt, eine königlich edle Frau, aber keine Jungfrau. — Selbst die Färbung mit ihrer Einmischung schwärzlicher Tinten zeigt die Umwandlung, die mit dem ganzen Mann vorgegangen war, auch sie hat aus der süßen Schwärmerei

sich in männlich ernste, fast herbe Glut verwandelt. Die Veränderung ist so stark, daß man fast meinen möchte, die Fornarina sei seine erste Liebe gewesen, und der alte, kriegslustige Papa Giulio habe seine ganze Weltanschauung umgewandelt. Das zeigt sich nun am entschiedensten in der darauf begonnenen Stanza d'Eliodoro, wo wir bereits den klugen Hofmann Rafael den Papst direkt verherrlichend finden. Offenbar mit vollem Verständnis und aufrichtiger Bewunderung für die echte Größe des Mannes. Da ist denn auch schon ein mächtig großartiger Zug im ganzen, das, nicht ganz frei von theatralischem Wesen, bereits die Aufrechterhaltung der Herrschaft als das Hauptinteresse der Kirche hinstellt, wie in der Vertreibung Attilas, und zugleich in der Messe von Bolsena das Wunder als ihre Grundlage. Doch ist es bei allen drei Bildern nicht vollständig gelungen, die ideale Welt mit der realen in Harmonie zu bringen. Eine breite Kluft hat sich im Gegenteil zwischen beiden aufgethan, die nur äußerlich durch den großen Stil des Ganzen, seine vollendete Majestät überbrückt wird. Man begreift aber kaum, wie in kurzen sechs Jahren eine solche totale Umwandlung mit einem Menschen vorgehen und er doch immer als derselbe, nur mächtig gewachsen, erscheinen kann.

Daß er indes auch selbst jetzt an dämonischer Kraft und echter Größe Michel Angelo nicht erreicht, zeigen am besten der Jesaias und die Sibyllen, die um diese Zeit entstehen und bei aller Schönheit doch um ein gut Stück hinter diesem zurückbleiben. Umsomehr fängt er jetzt an, ihn an Welt- und Menschenkenntnis zu überragen. Das zeigt sich bald nachher an den herrlichen Porträten, so vor allen am Leo X. u. a. m.

Weitaus am meisten aber malt sich die allmählich gänzliche Veränderung seiner Weltanschauung in den jetzt entstehenden Kartons zu den Tapeten, dieser merkwürdigsten Frucht seiner Lebenserfahrungen über die jetzt zur Herrschaft gekommene Richtung und ihre Vertreter. Es giebt keine energischere Kriegserklärung gegen das Pharisäertum in der Kirche, als diese sie enthalten, die eine fast demokratische Gesinnung offenbaren. Daneben erholt er sich von dem Widerwillen, den ihm die Kirche einflößt, in dem heiteren Heidentum der Farnesina, wo er zugleich mit der Dekoration der Loggien einen köstlichen Humor, eine Freiheit des Geistes zeigt, in der ihn kein einziger Zeitgenosse erreicht.

Sie offenbart auch der Burgbrand, wo er die offizielle Komödie ganz in den Hintergrund rückt und nur die allgemein menschliche der Flucht vor und der Bekämpfung der Gefahr seine Aufmerksamkeit zuwendet, ähnlich wie in der Konstantinsschlacht, wo der religiöse Bestandteil auf nahezu nichts zusammenschrumpft. Seine Thätigkeit ist aber wahrhaft fieberhaft in dieser Zeit, und man begreift, daß ihm alles andere näher lag, als diese offiziellen Verherrlichungen des Papsttums, das er jetzt sichtlich innerlich tief verachtet.

Seine Anschauung von den Frauen aber offenbart er jetzt nach einander in der hl. Cäcilie, wo die Fornarina noch einmal auftaucht, aber bereits als Nebenfigur, dann in der herrlichen Madonna della Sedia, dem Ideal einer schönen Römerin aus dem Volke, dessen Schilderung er sich ja schon in den Tapeten zugewandt. Nicht minder in seiner höchsten und reinsten Schöpfung, der Sisto, diesem schlichten Weib aus der untersten Klasse, das durch den Glauben und die eigene Seelengröße ganz allein erhöht wird.

Es ist ganz charakteristisch für die Anschauung der Romanen und Germanen, daß unsere Maler, von Van Eyk bis Holbein, das Ideal der Weiblichkeit in einer vornehmen Frau suchen, sie mit allem Schmuck einer Königin ausstatten und damit bezeugen, daß die höhere Kultur und eine ausgezeichnete gesellschaftliche Stellung der Entwicklung des Frauencharakters, der höchsten Schönheit und Tugend bei uns günstig sei, eine Anschauung, die selbst Fiesole und die Senesen, wie älteren Florentiner noch zeigen, die Rafael selbst noch bei seiner Foligno teilt. Zehn Jahre Aufenthalt in Rom reichen hin, um ihn die entgegengesetzte gewinnen, echte Tugend, Seelenschönheit nur im Volke, in den untersten Klassen suchen zu lassen. So charakterisiert er die Barbara auch ausdrücklich als das elegantere, offenbar vornehmere, aber auch kokettere Jungfräulein neben der Sisto, die nur durch ihre natürliche Hoheit geadelt wird. Ebenso spricht er bei den Aposteln der Tapeten ihren Stand als arme Fischer oder Bauern und Handwerkern sehr entschieden aus und würde es bei seinem letzten Werke, der Transfiguration, offenbar ebenfalls gethan haben, wenn ihm die Vollendung desselben beschieden gewesen wäre. Darum kann man bei ihm wohl von einer mit seiner wachsenden Menschenkenntnis nicht eben erhöhten Achtung vor den höheren Ständen, vorab in Rom, sondern nur von einer auffallenden Republikanisierung der Gesinnung, einem fast revolutionären Idealismus sprechen.

Das ist aber das Göttliche an diesem Charakter, daß er, wie herbe Enttäuschungen ihm auch die Welt bereitet, doch niemals seinen Idealen untreu wird, nie ermüdet, dieser Welt, deren innere Gemeinheit er so gründlich durchschaut,

eine bessere und edlere, aber nicht minder wahre in seinen Bildern entgegenzusetzen und dadurch den köstlichen Glauben an den angebornen Adel der Menschennatur, an das Göttliche in ihr für ganze Jahrhunderte mehr zu stärken, als es jemals seither einem Sterblichen gelungen. Er, wie Michel Angelo stellen sich dadurch ganz in die Reihe jener Propheten und Märtyrer, die sie so wunderbar geschildert. Oder ist es denn überhaupt notwendig, daß ein Prophet mit Worten spreche, kann er das nicht eben so gut durch viel unvergänglichere und der Mißdeutung weniger ausgesetzte, weil glaubwürdigere plastische Gestalten thun?

Will man die Poesie Roms recht genießen, so muß man an die Peripherie gehen, wo man sie auch heute noch ziemlich unberührt trifft. So beim Lateran, jenem einsamen Tempel, der auch im Innern großartig wirkt. Noch weit größer aber ist die zwingende Gewalt der Szene, wenn man auf den Perron der Kirche hinaustritt, wo man der wunderbarsten Aussicht auf ein ödes Trümmerfeld innerhalb der Stadtmauer, die hier tief unter einem vorbeiläuft, und auf die von den riesigen Arkaden eines zerstörten Aquädukts durchschnittene Campagna mit dem Albanergebirge dahinter genießt. Der ungeheure Raum, der sich da öffnet, erscheint aber so tödlich einsam, es ist alles so ganz stille, trauernde Vergangenheit, als wenn man in Palmyra und nicht eine Viertelstunde von Rom sich befände. Dieses Ganze hat seinesgleichen in der Welt nicht, so voll erhabener Schwermut ist es. Hier im Anblick der stummen und doch so be-

redten Zeugen dieser unermeßlichen Vernichtung, auf die der Himmel so ruhig lächelnd herabsieht, denen er den höchsten Adel der Schönheit aufgedrückt und sie dadurch verklärt hat, hier muß sich Michel Angelos Geist mit dem dieser Scenen getränkt haben, so verwandt muten dieses riesige Trümmerfeld und der geheimnisvolle Ernst seiner gigantischen Werke uns an. Wer Rom lieben lernen will, muß sich dieser wunderbaren Romantik seiner Umgebungen in die Arme werfen, wenn ihn der verlogene und zopfig grandiose Pomp seines Kerns wiederwärtig berührt. Hier zwischen düstern Trümmern und dunklen Cypressen wie in Gräbern herumsteigend, über denen sich der blaugraue Scirocco-Himmel unsere Trauer vermehrend wölbt, hier, wo uns jeder Stein von gefallener Größe erzählt, hier wird man erst den ganzen dämonischen Zauber empfinden, den das Medusenantlitz dieser Stadt auf uns auszuüben vermag!

Weiterhin wandernd geriet ich nach der eine Viertelstunde hinter dem Lateran zurückliegenden Kirche Sta. Croce. Dort wird die Statue der Juno, der man den Kopf einer heiligen Helena aufgesetzt, auf dem Hochaltar einer Unterkirche der Verehrung aller Gläubigen dargeboten. Ist das nicht die frappanteste Personifikation des heutigen Roms, die man sich denken kann? Der Hochmut und die Herrschsucht der Göttermutter, die Leichtfertigkeit und Grazie der Trojanerin sind unverändert geblieben, aber sie werden, wie einst unter verführerischem Lächeln, so jetzt unter der Miene majestätischer Frömmigkeit verborgen. Die erste ist und bleibt echt, majestätisch und groß war Rom immer, die zweite lügt, die Frömmigkeit war immer Maske zur antiken wie christlichen Zeit!

Bald darauf ging ich vom Kolosseum rechts nach S. Pietro in Vincoli hinauf, um dem Moses des Michel-Angelo einen Besuch abzustatten. Der herrliche Mann ist allerdings die wunderbarste Personifikation der Charaktereigentümlichkeiten des hitzigen Papa Giulio, der selbst im Grabe über ihm nicht ruhig bleiben konnte. Er droht noch immer aufzuspringen voll Zorn, daß die Israeliten das goldene Kalb anbeten statt des Gottes, den er ihnen oktroyiert. Ob das Stück nicht heute erst recht spielt, noch viel mehr als damals? Und doch ist er immer noch nicht aufgesprungen. Er soll es auch nur bleiben lassen, denn sein Gott, den er da unterm Arm trägt, ist auch keiner der Milde und Liebe, sondern fordert Aug' um Auge, Zahn um Zahn, bei welch letzterer Liquidation er indes schlecht wegkäme bei mir. Ich habe darum keinen rechten Respekt vor diesem Herrn, weil ihm zwar nicht die Kraft, umsomehr aber die Hoheit fehlt, die uns allein Achtung einflößt. Wo denn die ihre Augen haben, welche von der Majestät dieses langnasigen Kerls sprechen? Das ist ein Mann der That, des Zuschlagens, aber nicht des Gedankens, ein Arm, kein Kopf. Aber Feuer speit er, das muß man ihm lassen. Er hätte die Juden unstreitig ins gelobte Land geführt, hätte er nur gewußt, wo es liegt. Wie schade, daß es ihm nicht gelungen!

Von Rom mußte ich endlich, ohne meine Arbeit vollenden zu können und mich aufs nächste Jahr vertröstend, zurückkehren und berührte auf der Heimreise nur noch Orvieto mit seinem wunderbaren Dom, Siena, wo mich Soddoma

entzückte, den ich früher fast übersehen, dann Pisa, Bologna und endlich wieder das geliebte Venedig. Dort reizten mich am meisten Palma Vecchio und Titian, weshalb ich denn auch einiges hier anführe, was ich damals über die beiden herrlichen Meister geschrieben, deren historische Gestalten sich durch die neuen Untersuchungen am meisten geändert hatten.

„In Venedig ging ich diesmal sofort nach St. Maria Formosa, um meine Aufwartung der berühmten Barbara Palma Vecchios zu machen, welcher längst der lachende Erbe Giorgiones geworden und neben Titian erst jetzt in seiner außerordentlichen Bedeutung als der größte aller spezifischen Venetianer nach und nach anerkannt wird, dem zwei Drittel aller ehemaligen Giorgiones gehören. Ich habe in alten Zeiten, da ich mich noch nicht mit Kunstgeschichte oder Kritik befaßte, mir selbst einmal die herrliche Heilige kopiert. Was sieht man aber dasselbe Kunstwerk oft verschieden an! Diesmal fiel mir nun vor allem auf, wie diese Barbara doch so ganz der echteste Typus der spezifischen Venetianerin sei, wie sie heute noch leibt und lebt. Zunächst zeigt das die niedrige, aber steile Stirn, die kleinen, klugen, aber so mit Schwarz getränkten, funkelnden Schlangenaugen, daß sie dadurch viel größer erscheinen, als sie wirklich sind. Die fast antike, kräftige Nase, der kleine Mund, das entschlossene Kinn, die zierlich feinen Hände und Füße hat Palma hier mit einer hohen, königlichen Figur und reicher Büste verbunden und doch das Geschmeidige des Körpers dabei prächtig auszudrücken gewußt. Auch der Teint ist echt venetianisch, blaß, aber gesund, und als Schutzpatronin der Kanoniere den Fuß auf die Karthaune gestemmt, scheinen ihre trotz des Palmzweiges in der Hand doch so mutig funkelnden

Augen uns zu sagen, si vis pacem para bellum, sie verläßt sich voll Selbstvertrauen auf die eigene Kraft. Es ist ein Meisterstück ersten Ranges in jedem Sinne, so viele herrliche Frauen auch die Venetianer gemalt, keine entspricht ihrem eigenen Wesen so ganz und gar, wie diese, gerade so wie keiner ihrer unzähligen Maler das Süße, Üppige, Weiche der venetianischen Malerei so entzückend gegeben, so rein und am frühesten herausgearbeitet hat als dieser Bergamaske.

Selbst Titians Frauen thun es wenigstens nicht mehr, obwohl er in seiner Madonna mit der Familie Pesaro in der Frarikirche wieder eine andere Seite herauskehrt. Während Palma seiner Barbara, der Sitte der Zeit entsprechend, das Haar golden gefärbt, so ist diese schwarz, hat ein kräftiges Stutznäschen, große, dunkle, aber sanfte Augen und eine zwar hoheitsvolle, aber weit nicht so herausfordernde Haltung wie die trotzige Barbara. Leider ist auch hier wieder einmal der schlechte Zustand zu beklagen, in dem sich dieses herrliche Bild aus Titians bester Zeit befindet, jene Periode vollendeter Meisterschaft zeigt, die mit der Assunta beginnt. — Es ist eine gewisse naive Liebenswürdigkeit in dieser Mutter und nicht minder in den wunderbar wahren Porträts der Familie Pesaro, die dann in der Assunta allerdings einer hinreißend schönen und majestätischen Verklärung Platz macht. Ihr Ausdruck voll Tiefe, Hingebung und Würde zugleich wetteifert an Schönheit nur mit der Rafaelschen Sisto. Ich will es wohl glauben, daß er an diesem Bild so lang gearbeitet hat, es trägt alle Spuren oft wiederholter Übermalung. In diesem Meisterwerk hat Titian eine Glut und Energie erreicht, die ihm bei all seinen späteren, den einzigen ziemlich gleichzeitigen Zinsgroschen ausgenommen,

nicht mehr in diesem Grade gelangen. Ich glaube aber, der ganzen Art nach, daß dieser noch früher entstand. Wie allen Werken, die einen Markstein in der Entwicklung eines großen Künstlers bezeichnen, fehlt auch diesem die schwächere, bergabgehende Seite nicht — der Gott Vater oben und die Apostel unten! Wie grandios diese teilweise auch gedacht sind, so bleiben sie doch ziemlich leer, bis auf einen oder zwei. Umso reizender wirkt der Kinderchor, der um die Madonna herumjubelt; das ist voll köstlicher Frische und Glut zugleich, wie denn Titian besonders dadurch die anderen übertrifft, daß er alles vereinigt, was sie einzeln haben und die Größe dazu thut. Er war offenbar weitaus der geistvollste und gebildetste aller damaligen Venetianer Meister; ist selbst Palma nur ein entzückender Maler, so erscheint er aber als ein großer Mensch, in dem sich kühler Verstand, kluge Berechnung und lodernde Begeisterung wunderbar, wenigstens in der Jugend, mischen — während später der lange Umgang mit Aretin offenbar ungünstig auf seinen Charakter gewirkt. Der Reichtum dieser Natur ist unbegreiflich, hier übertrifft ihn nur Rafael; die edelste Idealität und die durchdringendste Menschenkenntnis, die gesundeste Sinnlichkeit und schlaueste Weltklugheit halten sich bei ihm merkwürdig die Wage. Dabei durchläuft er eine Skala vom jugendlichen Enthusiasmus bis zur kalten Resignation voll Würde, wie kaum ein anderer der Zeitgenossen, wiederum Rafael ausgenommen, der mit 36 Jahren schon da anlangt, wo er mit vierzig. Nur daß jener die Welt verbessern will, was Titian nicht einfällt, der sie genießt und nützt. Sisto und Assunta sind aber gleichen Geistes Kinder. Ist die Hauptfigur selber im ganzen gut erhalten, so kann man

dies von den Aposteln weit weniger sagen; da sind ein paar ganz übermalt. In der Kraft der Farbe ist das Bild unerhört, ein Triumph der Kunst, dessen Leuchtkraft und Tiefe nur durch merkwürdig dick aufgetragene Lasuren so zu steigern gelang. Manches ist dabei denn auch freilich, für sich betrachtet, gläsern geworden, und mit grauen Tönen giebt er da sich schon gar nicht mehr ab, die verlegte er alle in die Luft über den Aposteln und die die Madonna tragenden, überaus geschickt behandelten Wolken. Merkwürdig aber ist, daß gerade die idealste Figur des ganzen, herrlichen Bildes, die Madonna selber, auch weitaus am meisten Naturempfindung von allen zeigt, speziell weit mehr als die Apostel. Diese findet man dann, mit reizendem Humor vereinigt, in seinem dritten Hauptbild in Venedig, dem Tempelgang der kleinen Maria. Doch wird er hier oft schon zu realistisch, um noch zu begeistern, wie bei der Assunta. Weit mehr fesselt jener ungefähr der gleichen Periode entstammende Johann der Täufer in der Akademie, ein so vollendetes Meisterstück, daß daneben der Sebastian des Markusbildes zu sehr als bloße Modellfigur erscheinen würde. Der allerdings sehr an Donatellos Auffassung in Siena, die Titian offenbar gesehen, erinnernde Kopf spricht so wunderschön den düstern, aber edlen Schwärmer aus, daß er jedenfalls schon zu des Malers ersten Meisterstücken zählt, da hier die größte Breite der Behandlung, Kraft und Einfachheit des Tons sich mit der feinsten Modellierung auf fast unbegreifliche Weise verbindet, so daß man es nur als ein Wunder betrachten kann, daß er dergleichen noch mit achtzig Jahren zu malen vermochte. Er ist ein echter Italiener, dieser Prophet mit feuersprühenden Blicken, und nur der wundervoll gemalte gebräunte Körper

ist etwas zu voll für einen Heuschreckenfresser. Darin war der schonungslose Donatello wahrer. Dagegen könnte man hier, wenn man es nicht schon wüßte, Titian als einen der größten Landschaftsmaler aller Zeiten kennen lernen. Der herbstlich gelbe Wald mit Wasserfall und grünblauem Abendhimmel hinter dem predigend gedachten Täufer ist von einer wilden Schönheit und Energie der Stimmung, über die nichts geht als der auf dem unersetzlichen, leider verbrannten „Pietro Martyre", den ich glücklicherweise noch gesehen und sogar kopiert habe. Als kolossales landschaftliches Stimmungsbild — die Bäume waren in völliger Lebensgröße, wie die Figuren — war jene wunderbare Tafel das Höchste, was die Malerei je geleistet hat. Denn auch die Figuren, wie grandios und machtvoll immer, von Michel Angelo mehr inspiriert als irgendwelche andere Titians, spielten doch nur die zweite Rolle oder gingen ganz auf in der unheimlichen, wie durch einen zuckenden Blitz erleuchteten Gewalt der ganzen Scene. Und welches Farbenspiel war in diesen von Sturm geschüttelten, im nächtlichen Dunkel schauernden Bäumen, deren Ächzen und Rauschen man zu hören glaubte! Es war ein Grausen der Natur über den Frevel, der sich da durch den Mord am Heiligen vollzog, ausgesprochen, daß man Shakespeare im Lear zu hören glaubte.

Das, was man Stimmung nennt, d. h. die feine Anpassung des Kolorits und besonders der Beleuchtung an den Gegenstand, so daß ein Bild gleich beim ersten Anblick und ehe wir den Vorgang genauer unterscheiden durch seine bloße farbige Erscheinung den Eindruck auf unser Gemüt unfehlbar hervorbringt, den der Künstler uns machen will, das hat Titian überhaupt zuerst mit vollem Bewußtsein und seither

nie wieder überbotener, ja kaum je erreichter Meisterschaft in die Malerei eingeführt. — Er zeigt hier eine unglaubliche Schöpferkraft und Mannigfaltigkeit. Keines seiner bedeutenderen Bilder ist dem anderen gleich, ja der ungeheure Eindruck, den die Himmelfahrt, Grablegung, der Pietro Martyre, Täufer, Hieronymus machen, beruht ganz gewiß in viel höherem Grade auf ihrer koloristischen Stimmung, als auf der Komposition und dem Ausdruck der Figuren, wie vortrefflich diese auch seien. Bei den venetianischen Vorgängern ist davon nichts zu finden, und unter den Florentinern und Umbriern macht nur Perugino einigemale Versuche dazu, wie wir deren ab und zu auch sonst etwa noch einmal treffen. Von dem vollendeten Bewußtsein und der sicheren Meisterschaft aber, mit der es Titian thut, ist bis zu ihm gar keine Rede, so wenig als von systematischer Behandlung der eigentlichen Lichteffekte. — Hier ward der Laurentius und besonders die unmittelbar darauf folgende Dornenkrönung, deren erstes Exemplar in Paris, das zweite, im fünfundneunzigsten Jahr gemalte in München ist, offenbar das Vorbild Rembrandts, der wenigstens die letztere nachweislich kannte."

XXII.

Weitere Ausflüge.

Im Juli 1879 von meinem italienischen Ausflug zurückgekehrt, begann ich nun alsbald von jener Reihe Biographien „Deutscher Künstler", deren ersten Band ich schon im Jahre 1877 hatte erscheinen lassen, den zweiten Teil herauszugeben, dem dann noch 1881 und 83 ein dritter und vierter folgten. Mit Ausnahme der, wie Mengs, meiner Zeit vorausgehenden waren diese Künstlerporträte fast alle aus persönlicher Bekanntschaft entstanden und auch großenteils schon einzeln erschienen, so daß ich sie bloß zu sammeln und zu überarbeiten brauchte. Trotzdem daß dies Werk eben meiner genauen Vertrautheit mit dem Stoff halber eine sehr günstige Beurteilung bei der gesamten Kritik fand und auch heute noch sehr fleißig benützt wird, hat es doch nur der zweite Band zu einer zweiten Auflage gebracht. So ward ich denn immer wieder auf die einträglichere Tagesschriftstellerei umsomehr hingewiesen, als ich, nachdem ich die Malerei schon länger an den Nagel gehängt, im September 1883 auch noch mein Atelier aufgegeben hatte, um jeder Versuchung zu entgehen, je wieder den Pinsel in die Hand zu nehmen, ein Vorsatz, den ich treulich gehalten habe. Denn wenn man endlich zum Bewußtsein kommt,

daß man von einer Muse, der man so treu gehuldigt, dennoch beharrlich verschmäht, ja genarrt worden sei, so läßt das, wie alle verschmähte Liebe, doch zuletzt eine Art von Dépit zurück. Gemildert wurde er bei mir nur dadurch, daß ich mir mit der Malerei wenigstens ein Vermögen verdient hatte, das mich vollständig unabhängig machte, was mir mit der Kunstschriftstellerei allein niemals möglich gewesen wäre. Sehr komisch mutet es mich aber heute an, daß ich die allerdings sehr philisterhaften Tugenden, die ich wirklich besaß, die Sparsamkeit, Fleiß und Ordnungsliebe, sehr gering anschlug und nur nach dem trachtete, was mir einmal versagt bleiben sollte. Mehr noch als sie förderte meinen Wohlstand endlich die verständige Anlage meiner Ersparnisse in guten heimischen Papieren, da diese im Lauf der Jahre alle um mindestens ein Drittel, ja oft aufs Doppelte stiegen, was ich zuletzt als ganz selbstverständlich betrachtete. Das gelang aber fast keinem meiner oft mehr als ich verdienenden Kollegen. Diese waren eben mit ihrer Neigung zur achtlosen Verschwendung dafür weit mehr Künstler als ich.

Als sich nun im Laufe des Winters auch noch meine Tochter nach auswärts verheiratete, so übernahm meine Schwägerin Bianka die Führung des Haushalts, bei der sie sich als ein Ideal von Ordnungsliebe und Sparsamkeit erwies. Damit begann für mich eine Periode so vollständiger Ruhe und verhältnismäßiger Sorgenfreiheit, daß das ohne Zweifel nicht wenig zur Verlängerung meines Lebens beigetragen hat. — Dieser Zustand war nun zwar sehr behaglich für mich, gab aber gar keinen Stoff zum Erzählen. Mein Ideal, ein vollkommen freier und unabhängiger Mann zu sein, hatte ich ja durch die Erwerbung ausreichenden

Vermögens erreicht! Deshalb muß ich mich denn auch fortan zum Schluß noch auf einzelne Episoden beschränken.

So hatte ich bei meinem Sommeraufenthalt in Konstanz einst im Hause der mir befreundeten Gräfin Bismarck die ihr verschwägerte Frau Eliza Wille samt ihrem Gatten kennen gelernt. Sie war eine Tochter des berühmten Slomann, ersten Rhebers in Hamburg, und hatte sich dort mit dem Journalisten Dr. Wille verheiratet, dessen Heine in seinem Wintermärchen als ihm vertrauten, renommierten Göttinger Schlägers gedenkt. Das liebenswürdige Ehepaar hatte sich später auf dem Landsitz Marienfeld bei Herrliberg am Zürichersee angesiedelt und führte dort, in den behaglichsten Verhältnissen lebend, ein höchst gastfreies Haus, in welchem auch Gottfried Keller viel verkehrte, da man es von Zürich mit dem Dampfboot in einer Stunde zu erreichen vermochte. Wie Wille lange Jahre ein schlagfertiger Journalist, so war Frau Wille noch in späteren Jahren eine begabte Romandichterin geworden, die in ihren Werken das Hamburger und holsteinische Leben mit großem Talent schildernd, damals viel gelesen ward. Das Paar hatte mich schon längst eingeladen, es auf seinem Landsitz zu besuchen, und so machte ich mich denn eines schönen Tages im September 1878 auf, nachdem ich in Konstanz die letzte meiner Fresken im Konziliumssaal vollendet, um mich am Zürichersee noch ein paar Tage von der Arbeit zu erholen, ehe ich nach München zurückkehrte. Schon die Fahrt auf dem See von Zürich aus war hochinteressant. Denn da an diesem rechten Seeufer keine Eisenbahn geht, so ist man ganz aufs Dampfboot angewiesen, das einem aber die prächtigste Gelegenheit giebt, diesen in vieler Beziehung originellsten aller

Schweizer Seen so recht nach Herzenslust zu genießen. Zürich als Hauptsitz der Schweizer Seidenindustrie hat eigentlich dies ganze Seeufer zu seiner Vorstadt umgeschaffen, wo Dorf sich an Dorf, Landsitz an Landsitz reiht, so daß am Ufer selber die Häuser gar nie ausgehen, die sich dann zwischen den Weinbergen die Höhe hinanziehen. Während aber das linke Ufer mit seiner Eisenbahn ganz modernisiert ist, so hat sich dieses rechte seit einem Jahrhundert kaum verändert, ja es scheint noch ganz so, wie es die Klopstock, Goethe, Lavater zu der Zeit geschildert, wo die Haller, Geßner, Bodmer, Breitingen die Führung der deutschen Literatur hatten. Von dieser Kultur des vorigen Jahrhunderts ist nun besonders das ein paar hundert Fuß überm See unter herrlichen Nuß-, Linden- und Ahornbäumen ganz versteckt in einem sich weit den Berg hinaufziehenden Weingut liegende Marienfeld ein wahres Muster, da das Willesche Ehepaar den guten Geschmack hatte, es ganz so zu lassen, wie es schon vor hundert Jahren das Landhaus eines Züricher Patriziers gewesen sein mußte. So glaubte man denn, wenn man von dem nebenanliegenden traulichen Dorfe Herrliberg hinaufstieg, und über die hohe Freitreppe weg in den großen, mit mächtigen, reichgeschnitzten Schränken besetzten, weißgetünchten Hausflur kam, der ehrwürdige Herr Staatssäckelmeister Bodmer müsse einem notwendig aus einer der dunkelbraunen, mit großen Supporten und Ölbildern darüber versehenen vier Thüren entgegenkommen, die sich auf diesen Hausflur öffneten. Noch größer war aber die Täuschung, wenn man in das von mir bewohnte Gastzimmer im oberen Stock kam, von dem aus man der herrlichsten Aussicht über den See genoß. Da empfing einen schon

gleich einer jener riesigen, dunkelgrün glasierten, mit Verzierungen und Reliefs fast überladenen, aber unendlich vertrauenswürdig aussehenden Öfen, wie sie vor zweihundert Jahren schon der Stolz der benachbarten Winterthurer Fabrikation waren. Die weiße Stubendecke war reich mit Stuck verziert, das große, reichgeschnitzte Bett hatte lauter zopfige Muster auf seiner Decke, ebenso waren der Tisch und die übrigen, sämtlich aus braunem Nußbaumholz geschnitzten Möbel alle im Geschmack der Mitte des vorigen Jahrhunderts, so daß der Herr Breitinger oder der Herr Professor Sulzer gar nichts davon gemerkt hätten, daß seither anderthalb Säcula vergangen, wenn sie etwa unversehens eingetreten wären! Auch die auf der Südseite des Hauses gelegene Veranda, wo man gewöhnlich das alte Willesche Ehepaar nach Tische wie Philemon und Baucis unter Weingehängen beim Kaffee sitzend traf, hatte, in einen herrlichen Baumgang mit der wundervollsten Aussicht über den tief unten liegenden See endigend, denselben spezifisch schweizerischen, keinen Fuß breit unbenützt lassenden und gerade dadurch doch so tief gemütvoll wirkenden Charakter. Der, welcher das alles so wunderbar poetisch zu schildern verstanden, Gottfried Keller selber, kam dann gleich des anderen Tages, zu Tisch geladen, von Zürich herausgefahren. Klein und untersetzt von Statur, aber fest und breitbeinig auftretend, glich die nervige Gestalt mit den kurzen Beinen eigentlich nur einem etwas verkürzt ausgefallenen Gestell für den herrlich mächtigen Dichterkopf mit der hohen Jupiterstirne. Aber auch ihm hatte die immerhin ein wenig kleinliche und enge Welt um ihn herum, die er so unübertrefflich mit ihren Vorzügen und Mängeln wiedergegeben, doch eine

Menge Falten angeärgert, die nur verschwanden, wenn er etwa einmal nach langem Schweigen warm wurde. Der unglückliche Stauffer-Bern, der ein so vortrefflicher Stecher war, hat ihn zehn Jahre später in ganzer Figur wunderbar ähnlich gestochen. Wenn er nichts gemacht hätte als dies Porträt und die beiden womöglich noch besseren Bildnisse Gustav Freytags, so würden diese Meisterwerke genügen, seinen Namen trotz seines häßlichen Endes zu erhalten! Hatte nun Keller während des Diners mit noch mehreren ihm wie ich unbekannten Personen sich sehr reserviert verhalten, so wurde er doch viel ergiebiger, als wir Herren nachmittags gemeinsam einen großen Spaziergang den Berg hinauf machten, obwohl er auch da das ihn wie die meisten Schweizer charakterisierende herbe Wesen nie ganz verlor. Findet man dasselbe doch leicht selbst in den Werken heraus, wenn man z. B. die „Leute von Seldwyla“ oder den „Martin Salander“ mit ähnlichen von Fritz Reuter vergleicht. Aber gerade dieser starke, ja oft ganz berauschende Erdgeschmack derselben ist es, der uns so unwiderstehlich fesselt! Die stolze und oft rauhe Mannhaftigkeit, die daraus spricht, besaß nun Keller ganz und gar auch im Verkehr, das sich beugen und gefällig sein hatte er nie gelernt, ja der Widerspruch lag ihm immer am nächsten, und dennoch gewann er durch seine Biederkeit rasch das Vertrauen. Etwa sechs, acht Jahre später habe ich Keller dann noch einmal in Zürich wieder besucht. Da glich er, auf dem Stuhle vor mir sitzend, Stauffers Porträt ganz frappant. Der ewige Ärger, in Deutschland besser verstanden und gewürdigt zu werden als in der Schweiz selber, hatte ihn allmählich ganz in dies verdrießliche Gesicht hineinwachsen

lassen. Denn für Deutschland hatte er eigentlich wenig Verständnis und noch weniger Liebe. Sein echt republikanisch kurz angebundenes, von aller Sentimentalität himmelweit entferntes, anscheinend trockenes und hartes Wesen mag ihm als einmal anerzogener Ton wohl oft selbst beschwerlich geworden sein.

Ich aber verbrachte nach seiner Abfahrt am späten Abend damals noch ein paar selige Tage bei meinen liebenswürdigen Wirten, an die ich jetzt nur mit Wehmut zurückdenken kann, da fast alle die, welche mich damals den Aufenthalt so wunderbar anziehend finden ließen, seither bereits dahingegangen sind, und nur der vierundachtzigjährige Wille als einsamer Greis noch lebt! — Eines schönen Morgens ging ich dann mit dem Dampfer den See hinauf nach dem malerischen Rapperswyl und von dort mit der Bahn beim herrlichsten Herbstwetter nach Glarus, um andern Tags noch einmal zum Klönsee hinaufzusteigen, der mich vor fünfzig Jahren so sehr entzückt. Zu meiner nicht geringen Genugthuung fand ich ihn noch fast ebenso einsam, die Fremdenflut hat sich noch nicht dahin gezogen, und ich konnte mich ungestört seiner erhabenen Großartigkeit erfreuen. Auf dem Rückweg kam ich dann, noch an dem wunderbar schönen Wallenstadtersee hinfahrend, dank der raschen Beförderung durch die Bahn, noch am gleichen Abend, wenn auch spät, über Ragatz und Rorschach nach Konstanz zurück. — Wenn ich mir aber das so ganz eigenartig Fesselnde und Poetische dieses Zürichersees wie seiner Menschen vergegenwärtige, so ist es doch zunächst der unendliche Fleiß und die Sorgfalt, welche einen da auf Schritt und Tritt begleiten, die kein Fenster ohne Blumen, kein Haus ohne Gärtchen, keinen Fuß

Erde draußen unbebaut lassen und dadurch den Eindruck einer grenzenlosen Liebe machen. Derselbe würde aber kleinlich sein ohne den herrlichen, idealen und großartigen Hintergrund der überall hereinschauenden mächtigen Bergwelt, die das Erhabene dem Lieblichen gesellt und uns so, dessen Enge ausweitend, dieselbe vergessen läßt. Ebenso scheinen ihre Menschen, aller Idealität bar, bloß dem Erwerb und unablässiger praktischer Thätigkeit aller Art zugewandt und machen daher zunächst einen achtungswerten, aber übermäßig trockenen und harten Eindruck. Doch nur bis man entdeckt, daß sie in der Tiefe ihrer Seele wohl Platz für eine große, ideale Welt haben, an der sie mit Begeisterung hängen, wie denn das Vaterland und die Freiheit deren Inhalt bilden.

Im Mai 1883 reiste ich über Hamburg und Bremen zur Weltausstellung nach Amsterdam. In erstgenannter Stadt erfreute mich der ungeheure Aufschwung, den sie genommen, und der so merkwürdig abstach gegen den beschämend wehrlosen Zustand der Sperre, den ich bei meinem Besuche 1848 vorgefunden. — In der Hamburger Künstlergesellschaft einen Abend zubringend, wunderte ich mich über nichts so sehr, als daß das Volksleben am Hafen und am Alsterbassin, dessen malerische Schönheit mich täglich entzückte, noch keinem der Herren aufgefallen zu sein schien, selbst Ruths oder Kauffmann nicht, dessen Sohn dagegen das Münchener Volk so vortrefflich schilderte! Ein paar Jahre später trat freilich Allers auf, der seiner Hamburger Sitten und Denkungsart dann so unübertrefflich wiedergab, aber sich Geltung und Bedeutung auch erst im übrigen Deutschland erringen mußte, ehe man den „Sohn des Kaffeemaklers" in Hamburg halb-

wegs gelten ließ. Und doch wüßte ich in unserer gesamten Kunst, den einzigen Menzel ausgenommen, nichts, was sich in Bezug auf scharfe Charakteristik der Rasse und glücklichen Humor mit seinem „Klub Eintracht“ oder der „silbernen Hochzeit“ als Volksschilderung vergleichen könnte. Diese Kälte oder Mißgunst, die wir regelmäßig den Propheten im eigenen Land entgegenzubringen pflegen, sie hat aber leider nur zu oft die Wirkung, sie zu vertreiben oder, was noch häufiger ist, sie auf falsche Bahnen zu drängen. So trieben sie Allers von Hamburg nach Capri, um dort Italiener zu schildern, die er doch niemals so zu verstehen vermochte, wie seine Landsleute. Es war nur ein Glück für ihn, daß sich Bismarck bei Hamburg ansiedelte und ihm so einen neuen großen Stoff von unvergleichlichem Wert für die Nation bot! Darüber waren indes alle Kenner doch einig, daß die Anglomanie der Hamburger gegen früher gewaltig nachgelassen und einem gesunderen Selbstgefühl Platz gemacht habe.

Von Hamburg machte ich eines schönen Morgens auch einen Ausflug nach dem mir noch unbekannten Lübeck, das mich in seiner alten Pracht wahrhaft entzückte. Stolzer Trotz ist doch niemals durch ein Bauwerk glänzender ausgesprochen worden, als durch das „Holstenthor“. Aber auch das herrliche Rathaus und der Juwel des Bredenhagenschen Zimmers sind entzückend in ihrer Art. Daß der Protestantismus eine solche merkwürdige Renaissance erzeugt habe, wie sie da und am Bremer Rathaus so schöne Blüten trieb, das war mir ganz unbekannt. Auch ein Bild Overbecks in der Marienkirche, „Christi Einzug in Jerusalem“ darstellend, das er noch in Wien angefangen, in Rom nur vollendet

hatte, schien mir besser, d. h. eigenartiger als alles, was er später gemacht.

Als ich mich in der nicht allzugroßen Stadt endlich müde gegangen hatte, wollte ich nachmittags zum Schlusse noch Geibel besuchen, der, wie ich hörte, krank und lebensmüde draußen vor der Stadt in der Villa eines Freundes wohnte. Dies letzte Wiedersehen wird mir immer unvergeßlich bleiben, da ich nie einen berühmten Dichter unter so hochpoetischen Umgebungen begrüßt habe. Die Villa lag eine Viertelstunde von der Stadt entfernt an einer erhöhten, gegen das Meer zu führenden, parallel mit der unten im Thal fließenden Trave gehenden Straße. Dieselbe war ganz mit den Landhäusern reicher Lübecker besetzt, durch deren hohe Bäume hindurch man von Zeit zu Zeit einen Blick auf den mit Schiffen bedeckten Strom unten werfen konnte. Eine Weile durch dies reizende Schauspiel lebhaft beschäftigt, kam ich im Fortschreiten endlich an einen von herrlich großen Linden und anderen Bäumen dicht eingehegten, großen Vorgarten, in dessen Mitte ein Springbrunnen plätscherte. Im Hintergrund, ganz von den Bäumen beschattet, lag das Haus, unter dessen von Säulen getragener Veranda der offenbar todesmatte Dichter sich seinen Lehnstuhl hatte tragen lassen, um hier noch einmal Sonnenschein und Lindenduft zu genießen und ein Viertelstündchen mit mir zu plaudern. Sein immer schon herrlicher Dichterkopf war jetzt, wo es so sichtlich dem Ende zuging, wie verklärt durch die Freude, nach langen Jahren noch einmal einen Münchener Genossen hier vor seinem Abschied vom Leben zu sehen und durch ihn den Freunden seine letzten Grüße schicken zu können. — Man dachte da unwillkürlich an den weltmüde unter den

Eichen von S. Onofrio ruhenden und auf das zu seinen Füßen liegende Rom hinabblickenden Tasso. Hier aber wo der Dichter den Nachtigallen lauschen konnte, war der Platz jedenfalls noch traulicher und die süßeste Luft umfächelte uns, als er, durch die Erinnerung wieder neu auflebend, sich nach den Münchener Zuständen erkundigte. Geibels jetzt von einem langen, weißen Bart eingefaßter und wie der König von Thule anmutender schöner Kopf leuchtete da bald vom alten Feuer, trotz der kranken, gebrochenen Gestalt, und die ehemals so kräftige Stimme hatte schnell wieder den vollen Klang gewonnen, als er mir beim Abschied herzliche Grüße an die fernen Freunde auftrug. Fast vierzig Jahre hatte ich ihn persönlich gekannt und die charaktervolle Reinheit seines für alles Edle glühenden, echt deutschen Wesens bewundert, jetzt drückte ich ihm voraussichtlich zum letztenmal die Hand! Er ist denn auch, wie damals schon vorauszusehen war, bald gestorben. — — —

Von Hamburg nunmehr rasch Abschied nehmend, fuhr ich dann nach dem so stattlich aufblühenden, aber im ganzen doch so viel ernsteren und protestantisch strengeren Bremen, dessen seichte, rotbraune Weser freilich bei weitem nicht den mächtigen Eindruck macht wie die herrliche Elbe. — Aber Perlen echt deutscher Art sind diese drei Hansestädte eben doch alle, und auch in Bremen freut man sich des kräftigen, durch die Errichtung des deutschen Reiches offenbar ungeheuer geförderten Wachstums. Mir ward der Aufenthalt aber besonders verschönert durch die Bekanntschaft mit dem Maler und Dichter Arthur Fitger, der sich da eine so eigenartige Stellung gegründet hatte, wie ich sie eigentlich nie mehr gefunden. Er war gewissermaßen ästhetisches Fakto-

tum von Bremen geworden, das in seiner gehaltenen norddeutschen Art das größte Zutrauen bei Alt und Jung genoß und auch verdiente. Als Maler noch ganz der Kaulbachschen Kompositionsweise angehörend und sie mit Makartschen koloristischen Einflüssen mischend, hat er überall in Bremen seine idealisierende, aber geist- und phantasievolle monumentale Thätigkeit entfaltet, das Treppenhaus der Börse, den berühmten Ratskeller, das Seemannsheim und eine Menge Privathäuser mit seinen immer sinnvoll erfundenen Bildern verziert. Daneben schreibt er regelmäßige Kunstberichte für die von seinem Bruder ziemlich radikal redigierte Bremer Zeitung, dichtet sehr talentvolle Stücke und führt auch sonst eine scharfe Feder, ja ist überall, wo man einen poetisch gehobenen Ausdruck für die Stimmung braucht, als vortrefflicher Gelegenheitsdichter und selbst Redner bei der Hand, so daß er ebenso großer Achtung als Beliebtheit in Bremen genießt, bei dessen sehr praktischer und nüchtern rechnender Bevölkerung er als hochbegabter Idealist eine sonst klaffende Lücke ausfüllt.

Nachdem ich, nunmehr von Bremen nach Amsterdam reisend, mich in dem frommen Münster noch gehörig über die unglaubliche Roheit geärgert hatte, mit der man eben den dortigen herrlichen Dom zerrestaurierte und ihm damit gleichmäßig die Ehrwürdigkeit des Alters, wie die nur durch seine Einwirkung zu erzeugende Patina mit ihrer feinen Farbenharmonie stahl, so kam ich anderen Tags in der Frühe nach Amsterdam. Dasselbe erinnert mit seinen „Grachten", diesen beiderseits von baumbesetzten Straßen eingefaßten Kanälen, doch ganz ungeheuer an Venedig. Nur daß auf ihnen sich ein brausender Verkehr bewegt, von dem in dem

armen, verkommenen Venedig von heute keine Spur mehr zu entdecken ist. Dafür enthält freilich ein einziges Stück vom Canal grande mehr schöne Gebäude als das ganze riesige Amsterdam, das daran selbst im Vergleich mit den belgischen Städten bettelarm ist. Besonders das neugebaute, ungeschlachte „Rijksmuseum" ist ein Muster von Roheit und selbst Unzweckmäßigkeit. — Daß Hollands große Zeit längst vorüber sei, das merkt man auch sonst gar bald, trotz des noch immer blühenden Handels. Die Weltausstellung erwies sich denn auch alsbald als eine mißglückte Privatspekulation, die ja auch späterhin verkrachte und von der eigentlich nur der Reichtum und die wunderbare Farbenschönheit der japanischen Abteilung in meinem Gedächtnis haften geblieben ist, freilich neben dem Fiasko, das wir unserer eigenen Industrie durch eine ungewöhnlich schlecht von Ingenieuren und Bureaukraten, statt von Künstlern besorgte Aufstellung zugezogen. Da wir aber hierin, wie es scheint, vollkommen inkurabel bleiben und entschlossen scheinen, uns im Ausland immer als geschmacklose Pedanten zu erweisen, so will ich lieber ganz darauf verzichten, darüber zu reden und dafür noch eines Ausfluges erwähnen, den ich, um der Ausstellungslangeweile zu entrinnen, nach Scheveningen machte. Da kommt man erst durch die tödlich menschenleere Residenz Haag, deren Galerie selbst einen nicht für die Monotonie der stillen Gassen zu entschädigen vermag. Das thut nur der herrliche Wald, der den Platz zwischen der Residenz und dem Seebad ausfüllt, das übrigens anfangs Juni noch ganz leer war und nur durch das von einem starken Ostwind aufgeregte Meer belebt ward. Von da aus fuhr ich direkt nach dem mir schon lange merkwürdigen Haarlem, dessen

Malerschule einst eines so großen Rufes genoß, vor allem ob seines genialen Mitbürgers Franz Hals, dessen herrliche Schützenbilder in dem hochinteressanten Rathause mir jetzt eine wahre Bewunderung für den Mann einflößten, nicht weniger aber auch für eine Bürgerschaft, die dergleichen malen zu lassen, Geschmack und Opferfähigkeit genug besaß. Heute würden sich die Herren photographieren lassen und sich noch darauf etwas zu gute thun. Wie dem auch sei, es ist in diesen neben prächtig stolzen und tapferen Bürgern auch gar viele gründlich echte Philister in Lebensgröße, mit gutem Magen und groben, aber gesunden Sinnen darstellenden Bildern eine Prosa, die nur durch die unbegreifliche Meisterschaft in Poesie verkehrt wird, mit der Hals sie auf die Leinwand förmlich hingeschleudert hat. Und dabei wird dieser große Meister in dem kleinen Haarlem geboren, kommt nie weit darüber hinaus und stirbt, achtzig Jahre alt, auch da! Da sage noch einer, daß das unruhige Herumwandern der heutigen Künstler nicht der Tod aller echten Kunst sei, da es sie doch gleichmäßig um alle nationale wie selbständige Empfindung bringt!

XXIII.

Schluß.

Im Herbst 1885 hatte ich die oberste Leitung eines von der Bruckmannschen Verlagshandlung in München unter dem Titel der „Kunst für Alle“ herauszugebenden Kunstblattes übernommen, das bald eine ganz ungewöhnlich große Verbreitung fand, weil sein Grundgedanke, „die Kenntnis der modernen Kunst möglichst weiten Kreisen der Nation durch die unmittelbare Anschauung zu vermitteln“, ein richtiger war. Natürlich nötigte mich das, meine so lange geführte Kunstberichterstattung für die „Allgemeine“ aufzugeben und meine alternde Kraft ganz dem neuen Blatt zu widmen, bis sich ein hinreichender Kreis von Mitarbeitern an demselben gebildet und der die eigentliche Redaktion, speziell die Beschaffung der Bilder besorgende Geschäftsführer der Firma, Fr. Schwartz, in sein neues Amt eingearbeitet hatte. Das führte mich nun im Mai 1886 auf zwei Monate nach Berlin zu der dort eben eröffneten großen Kunstausstellung, um die geeigneten Bilder auszusuchen und Berichte für unser Blatt zu schreiben. Dieser längere Aufenthalt in unserer nunmehrigen Reichshauptstadt hat mich jedenfalls von manchem Vorurteil gegen dieselbe und ihre Bevölkerung befreit. Er hat mir aber auch gezeigt, daß diese ungesund ins Riesenhafte gewachsene, mit slavischen und französischen, besonders aber mit jüdischen Bestandteilen viel zu stark gemischte Ein-

wohnerschaft den denkbar ungünstigsten Boden für die Heranziehung eines uns leider noch so sehr fehlenden gesunden Nationalgeistes abgebe. — Daß Berlin jemals der Mittelpunkt der nationalen Kultur werden könne, wie Paris für Frankreich, davon kann offenbar noch gar keine Rede sein. Dafür ist die alle Nationalität verleugnende Sozialdemokratie recht eigentlich ein Erzeugnis des berlinisch-jüdischen Geistes. Nichtsdestoweniger brachte mir mein Aufenthalt in der ungewöhnlich reich ausgefallenen Ausstellung täglich frische Genüsse und Stoff zu neuen Beobachtungen. So wollte ich sie eines Tages eben verlassen, als mir auf der zu ihr herabführenden Treppe der Feldmarschall Graf Moltke entgegenkam. Offenbar hatte den im nahen Generalstabsgebäude Wohnenden die Lust angewandelt, sich die Bilder nun einmal ganz allein anzusehen. Denn er verbat sich auch gleich am Eingang jede Begleitung durch die Komiteemitglieder und besah sich, die Hände auf den Rücken gelegt, die Kunstwerke sehr aufmerksam nnd gründlich. Ich war, als der alte, aber immer noch sehr rüstige Herr an mir vorbei dem Hauptportal zuschritt, alsbald umgekehrt und ihm nachgefolgt, um ihn mir einmal genauer anzusehen. Da fiel mir denn sofort das adlerartige des so edelgebauten Kopfes mit dem durchdringenden Blick und der offenbar merkwürdigen Herrschaft über sich auf. Hier war selbst die hagere, schlanke Figur in vollkommener Harmonie mit dem die bewunderungswürdigste Intelligenz und Willenskraft vereinigt zeigenden Kopf. Er ging, ganz in die Betrachtung, ja genaue Untersuchung der Kunstwerke verloren und so in sich gekehrt herum, daß er dem, was um ihn vorging, auch nicht die mindeste Beachtung schenkte, obwohl er begreiflich bald der Gegenstand der ehr-

erbietigsten Aufmerksamkeit wurde, während man sich nicht anspruchsloser, aber auch ablehnender benehmen konnte, als er es that, der sich zuletzt ganz in das Studium des Matejkoschen Riesenbildes vom Einzug der Jungfrau von Orleans in Rheims vertiefte, wo ihn offenbar die Schilderung des damaligen französischen Volkes sehr interessierte. Im ganzen erschien er doch als ein nicht minder charakteristischer Typus echt deutschen Wesens als Bismarck, obwohl er weder das Herausfordernde, noch das Überwältigende des großen Kanzlers hatte, in seinem das konzentrierteste Pflichtgefühl, die eisernste Willenskraft atmenden, aber mehr in sich gekehrten als der Außenwelt zugewendeten Wesen. Übrigens hätte den rasch und energisch sich Bewegenden niemand für einen hohen Achtziger, sondern höchstens für einen Siebziger genommen, obwohl man dafür augenblicklich begriff, daß dieser in seinem Wesen so abgeschlossene Mann niemals eine so volkstümliche Gestalt werden konnte, wie es Bismarck geworden ist.

Eines anderen Morgens machte ich gerade Notizen in einem der Säle, als die Tochter unseres Kaisers, die Großherzogin von Baden, mit einem großen Gefolge von Komiteemitgliedern eintrat, um sich die Bilder anzusehen. Ich hatte schon mehrmals die Ehre gehabt, meine hohe Landesfürstin in Ausstellungen begleiten zu dürfen und hatte dies Geschäft vielleicht mit etwas mehr Humor betrieben als andere. Wohl deshalb winkte mich die Fürstin alsbald zu sich, als sie mich erblickte, und nahm sofort meine Begleitung wieder einmal in Anspruch. — Das war nun um so angenehmer, als die hohe Frau alle Kunstwerke nicht etwa oberflächlich, sondern sehr eingehend betrachtete, auch im ganzen sehr wohl über

die Künstlerwelt und ihre geistigen Bewegungen unterrichtet war. So schien sie sich denn auch jetzt ein paar Stunden sehr gut zu unterhalten und sich selbst mit manchen künstlerischen Wagnissen auszusöhnen. Nur als ich sie vor Uhdes damals zuerst Aufsehen machende Bilder führte und mich sehr anstrengte, ihr diesen neuesten Stil annehmbar zu machen, erklärte sie mir bald, „da thue ich nicht mit", denn diese modernen Proletarier als Apostel wollten ihr durchaus nicht einleuchten. Anderen Tages mußte ich dann mein Amt als Cicerone noch einmal fortsetzen, denn die Fürstin pflegte es — ganz dem Charakter ihres Vaters entsprechend — wie erwähnt, sehr genau selbst mit Kunstwerken zu nehmen. Ich aber begleitete sie um so lieber, als es wirklich ein Vergnügen war, die mancherlei Einwendungen der geistvollen Frau, wie ihr im ganzen merkwürdig gesundes Urteil zu hören. In ihrer überaus liebenswürdigen Weise wollte sie mir nun „zum Dank für meine Dienste" ihrerseits auch das kaiserliche Palais zeigen lassen, was mir begreiflich hochinteressant war. Sie bewohnte damals die Parterrezimmer im linken Flügel desselben, während ihr Vater, der Kaiser, auf der rechten Seite wohnte und dort das berühmte Eckzimmer als Arbeitskabinett benützte. Gegen zwölf Uhr pflegte er täglich erst die vorbeiziehende Parade zu grüßen und dann mit der Tochter im oberen Stock zu frühstücken, wo ich dann indes sein Arbeitszimmer sehen könnte. Als ich um halb zwölf kam, war ich zunächst nicht sehr erbaut von dem durch Schinkel einst in entsetzlich nüchtern antikisierendem Stil für Friedrich Wilhelm III. errichteten Bau, dessen vorherrschend weißliche Stuckwände einen gar zu sehr an diese unangenehmste

Periode der Berliner Baukunst erinnerte. Diese fast kahle Einfachheit war aber doch sehr im Geschmack auch des hohen Bewohners. Nur der mit eroberten Fahnen und Trophäen aller Art, sowie mit Harnischen und alten Waffen dicht gefüllte große Vorsaal machte einen besseren Eindruck, weil man da nichts mehr von der mit Gobelins verdeckten Architektur sah. Zur Großherzogin geführt, zeigte sie mir einstweilen die nächsten, meist mit Bildern der ältesten Berliner Schule, den Biermann, Hildebrandt u. a. geschmückten Zimmer. Dann aber hörten wir auf einmal erst die Musik der nahenden Wachtparade und hierauf die donnernden Hochrufe der ihren sich bei dieser Gelegenheit am Fenster zeigenden Kaiser mit unendlichem Jubel begrüßenden Tausende, die sein Erscheinen da erwarteten. „Sehen Sie, so wird mein Vater alle Tage empfangen", sagte die Fürstin mit frohem Stolze und leuchtenden Augen, „jetzt können Sie dann auch gleich sein Zimmer sehen, während ich mit ihm frühstücken gehe". „Auf Wiedersehen in Karlsruhe!" Ich ward nun von einem Hausbeamten in das berühmte Zimmer geführt, wo der allverehrte Kaiser so lange Jahre täglich die Grüße seines Volkes entgegennahm, und wo er direkt auf das Friedrichsmonument hinsah, um welches geschart die Menge immer auf sein Erscheinen wartete. — Man konnte fürwahr nichts Einfacheres sehen als dies Gemach, auf dessen am Fenster stehendem Schreibtisch hohe Stöße von Akten lagen, die der Kaiser eben mit seiner Unterschrift versehen, wozu er jedenfalls stundenlang gebraucht haben mußte. Dagegen machte es einen eigenen Eindruck, das ganze Zimmer neben diesen Aktenstößen vollgefüllt mit Andenken aller Art zu finden, welche ihm die Familienglieder bei allen möglichen

Gelegenheiten gespendet; da wimmelte es förmlich von Photographien, Damenstickereien, Albumblättern, Votivtafeln, Erinnerungszeichen aller denkbaren Art, so daß man buchstäblich kaum hin- und hergehen konnte. Daß er sich aber von diesen Liebeszeichen nicht trennen mochte, das gab einem den lebendigsten und rührendsten Begriff von der Gemütstiefe und Anhänglichkeit des alten Helden, für den sein ganzes Volk ja nur eine erweiterte Familie war, wie ich noch eben an dessen Jubel gesehen.

Wie der Schmerz auch die Throne nicht verschont, sollte ich nun bald bei der von mir so hochverehrten Fürstin erleben, die ich da, wie so oft früher als glückliche Gattin und Mutter, jetzt eben als mit begeisterter Verehrung an ihrem Vater hängende Tochter auf der Höhe des Glückes und Glanzes gesehen. Verlor sie doch bald darauf den so begabten zweiten Sohn, dann den innig geliebten Vater, drei Monate später den ritterlichen Bruder, zuletzt die Mutter, so daß sie, offenbar durch das ewige Weinen, beinahe auch noch erblindet wäre, da ja selbst ihre ebenso schöne als geist- und gemütvolle Tochter Jahre lang zwischen Tod und Leben schwankte. Ich selber habe die hohe Frau, die ich zuletzt in ihrem höchsten Glanz so gesehen, wie ich sie hier geschildert, auch nicht mehr erblickt, da ich, nachgerade ein müder Greis geworden, bei meinem Erscheinen ihr notwendig so vieles wieder ins Gedächtnis hätte zurückrufen müssen, was sie seitdem unwiderbringlich verloren.

Was sie nicht mit dem Gemüt erfassen können, das existiert nicht für die Deutschen. Darum war es auch ein so ungeheures Glück für das neue deutsche Reich, daß sein erster großer Kaiser ein Mann war so ganz geeignet, die

Begeisterung und Liebe von Millionen an sich zu fesseln und auch zu erwidern, was ja das Band zwischen Fürst und Volk erst recht fest macht. — Das offenbarte sich nun ganz überzeugend vor allem durch die grenzenlose Pflichttreue, von welcher der alte Kaiser ein unvergleichliches Muster gab, und die er auch auf seine Tochter als schönstes Erbteil übertragen hat, ein Vermächtnis, durch das sie sich allmählich die Herzen ihrer Unterthanen ebenso sicher und dauerhaft gewann, als ihr hoher Vater die des ganzen deutschen Volkes.

Es war in den achtziger Jahren allmählich eine neue Zeit angebrochen, die mir, wenn nicht unverständlich, doch in hohem Grade unsympathisch geblieben ist. In der Kunst wie in der Politik. Wie man in der Kunst allmählich immer mehr vergaß, daß sie der höchste Ausdruck des nationalen Lebens, unserer Sitten und Ideale sein müsse und sofort alles Interesse verliere, sowie sie aufhöre, diesen Erdgeschmack zu zeigen, wie man in Deutschland alles mögliche Fremde dem Einheimischen vorzog, um es nachzuahmen, so machte in der Politik die Vaterlandsliebe auch mehr und mehr einem charakterlosen Kosmopolitismus Platz, den ja die Vertreter der jüngsten politischen Partei, der sozialdemokratischen, förmlich predigten. Ich mußte also alles das noch einmal erleben, was mich schon in meiner Jugend an unserem französierten Liberalismus empörte. Ja die durch unser aller Arbeit endlich geeinigte Nation verjüdelte gerade jetzt in ihrem öffentlichen Leben immer mehr. Bin ich nun weit

entfernt, diese mit gewissen sich ewig forterbenden Schwächen unserer Nation aufs engste zusammenhängenden Verirrungen für etwas anderes als vorübergehende Erscheinungen zu halten, hoffe ich vielmehr, daß der gesunde Kern unseres Volkes sich wieder ermannen und diese krankhaften Elemente ausstoßen werde, so setzt das doch große und langdauernde Kämpfe voraus, deren Ende ich voraussichtlich nicht erleben werde. Ich schließe daher auch diese Erinnerungen, in denen es mir doch weit mehr darum zu thun war, meine Zeit und ihre vornehmsten Vertreter, soweit ich sie kennen lernte, zu schildern, als die inneren Erlebnisse meiner eigenen, sehr unwichtigen Person, mit der Periode ab, der ich, wie mein ganzes Streben angehörte, und überlasse es anderen, dieser Neuzeit gerecht zu werden. — Meine letzte bedeutendere Arbeit war denn auch die schon 1888 herausgegebene „Geschichte der Münchener Kunst im neunzehnten Jahrhundert", ein Buch, das seine Berechtigung darin sucht, daß es durchaus erlebt war, ehe es geschrieben wurde. Leider hatte es das Mißgeschick, zugleich das Ende der Periode zu bezeichnen, die es schilderte, und so wird es denn auch wenig gelesen werden da jede neue Zeit in ihre Ideale verliebt ist und die der unmittelbar vorausgegangenen gewöhnlich aufs tiefste verachtet. Vielleicht darf ich es als eine Entschuldigung betrachten, daß ich den meinigen wenigstens unwandelbar treu geblieben bin und heute noch als Achtziger bis zum letzten Hauch dafür kämpfe. — Als alter Soldat fällt man am besten auf seinem Posten!

Inhaltsverzeichnis.

XIII. **Dresden 1849—51.**
Betti Paoli und Alfred Rethel — Wer soll ein Monument haben? — Das Oberammergauer Passionsspiel — Italienische Reisepläne — Das Bild aus den Befreiungskriegen Seite 1—12.

XIV. **Italien 1851—54.**
Herrschende Anschauungen über Italien — Venedig — Ministerialrat Exner — Passini und Ruskin — Die Venetianerinnen — Bologna — Die deutschen Künstler in Rom — Viktor v. Scheffel — Falsche Stellung der römisch-deutschen Künstler — Das poetische Rom — Overbeck — Ischia — Alfred Reumont — Alfred Rethels Wahnsinn — Kunst und Vaterland — Mailand in Trauer — Heirat — Erste journalistische Versuche — Exner, Lott und v. Svertschkoff — Graf Franz Thun — v. Eitelberger; Radetzky — Palazzo Pisani — Leighton — Karl Werner — Über Wien nach München — Die deutsche Italienschwärmerei — Ein Eisenbahnunglück — Neue Verpflichtungen Seite 13—69.

XV. **München 1854—58.**
Wandlungen in der Münchener Kunst — Die „Zwanglosen" — Erste Anfänge der Kunstindustrie — Die Ausstellungen von 1854 und die Cholera — Erneuter Besuch von Oberitalien — Besuch bei Radetzky — Benedek und Moltke — Kritische Schuljahre — W. v. Kaulbach — Die Schillergalerie — Besuch in Karlsruhe — Karlsruher Berühmtheiten — Das Goethebild — Erwachender Spartrieb — Die historische Ausstellung — Klassicisten und Realisten — Besuch in Meran — Maximilian II. Seite 70—106.

XVI. **1859—65.**
Ostende — Mörike — Gervinus — Frau Fröbel — Julius Fröbel — Skizze zum Schillerbild — Die deutsche Restaurierwut — Der Münchener Musenhof — Scheffel — Üble Nachreden. — Ursachen von Scheffels Unfruchtbarkeit — Die Ausstellung von 1863 — Besuch in Wien — Richard Wagner in München — König Ludwig II. und Wagner — Das Sempersche Festtheater — Richard Wagners Charakter — Wagners Wegzug Seite 107—143.

XVII. **1865—67.**
David Strauß — Schweizerreise — Konstanz — Einleitungen zum Krieg von 1866 — Panische Schrecken — Die „Süddeutsche Zeitung" — Die Pariser Weltausstellung von 1867 — Die deutsche Kunst in Paris — Die französische Kunstindustrie — Das orientalische Kunstgewerbe — Winterhalter — Bei der Mère Morel — Meissonier — Vorboten von 1870 Seite 144—172.

XVIII. **1867—69.**
Ragatz — Ein Murmeltier — Die „Allgemeine Zeitung" — Hermann Orges — Die Pilotyschule — Hans Makart — Die Pest in Florenz — Heinrich Laube — Ludwig Lobmeyr — Litterarische Fehden — Das Pettenkofersche Verfahren — Restaurationswesen — Das Restaurieren eine Kunst — Anselm Feuerbach — Das Maximilianeum — Courbet — Theodor Kaufmann — Das junge München — Die Konstanzer Arbeit — Ludwig Leiner — Schaden der antikisierenden Richtung — Die Frau Stadtammännin — Moospepi Seite 173—222.

XIX. **Das Jahr 1870.**
Ergebnisse von 1870 — Ferner Donner — Die Schlacht von Wörth — Semper und Richard Wagner 1870 — Sedan — Bürklein — Folgen des Krieges für die Kunst — Die Rückkehr der Sieger — Ernte des Todes — Kaiser Wilhelm in Konstanz Seite 223—244.

XX. **1872—78.**
Erzgießer v. Miller — Hebung des Kunstgewerbes — Glanzzeit der Münchener Kunst — Die Wiener Weltausstellung — Semper und Hasenauer — Das Inselhotel — Blüte des Illustrationswesens — Schleichsen. — Kaulbach — Tod meiner Frau — Makart und Ramberg — Die Münchener Ausstellung von

1876 — Ausbildung der Ausstellungskunst — Ergebnisse der Ausstellung — Richard Wagners Triumph in Bayreuth — Münchener Monumentalbauten — Sieg des Schutzzollsystems — Die Pariser Ausstellung von 1878 — Ergebnisse der Ausstellung — Aufgabe der Malerei Seite 245—285.

XXI. **Italien 1879.**
Neue Reise nach Italien — Italiener und Deutsche — Florenz — Luca della Robbia — Rom — S. Paolo — Die Weltherrschaft großer Künstler — Rafaels Jugend — Metamorphose des Talents — Rafaels Frauen — Roms Poesie — Michel Angelos Moses — Palmas Barbara — Titians Hauptbilder — Titian erster Stimmungsmaler Seite 286—315.

XXII. **Weitere Ausflüge.**
Das Alter — Marienfeld — Gottfried Keller — Hamburg, Bremen und Amsterdam — Em. Geibel — Arthur Fitger — Franz Hals Seite 316—329.

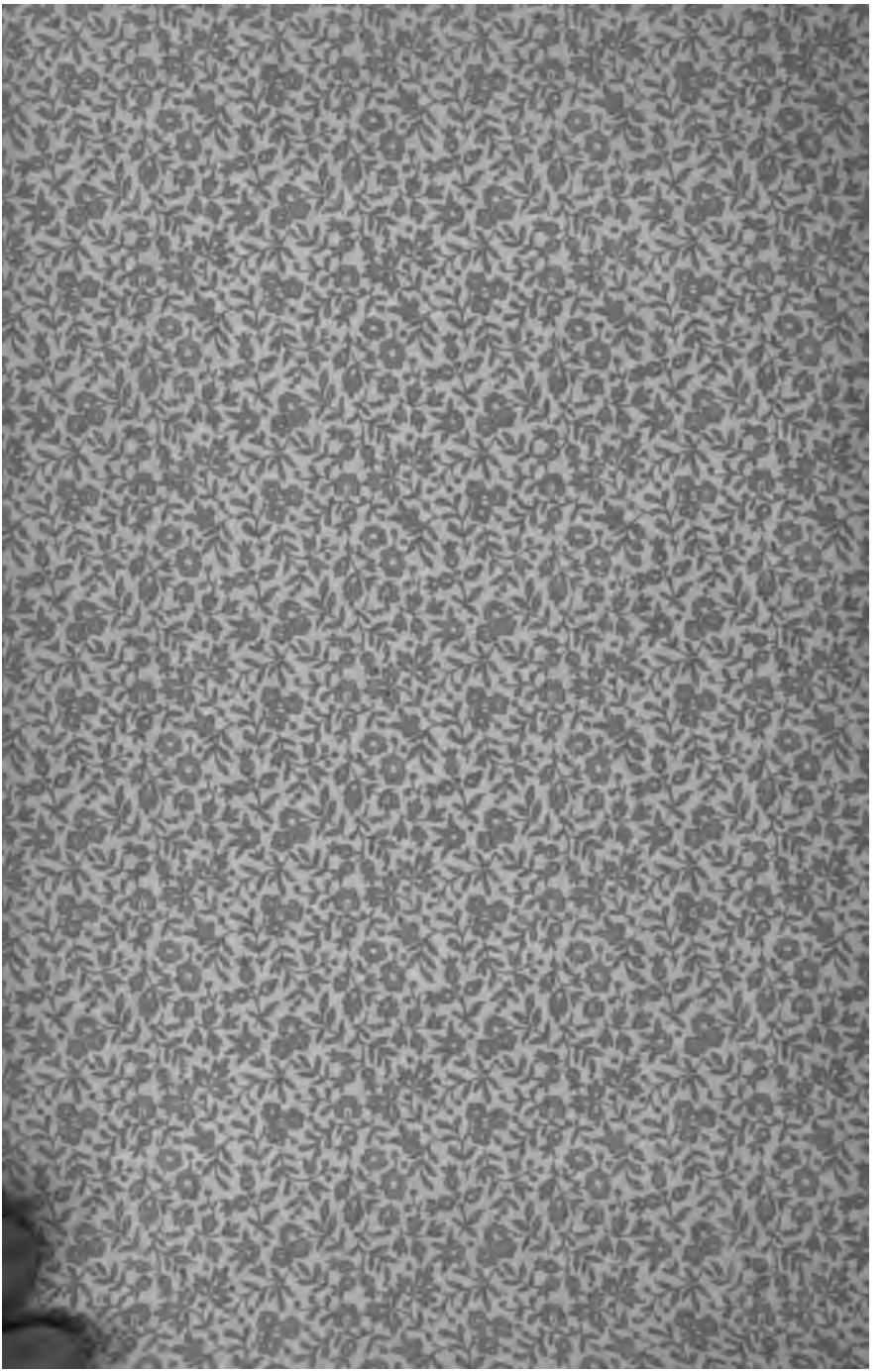
XXIII. **Schluß.**
Moltke — Die Großherzogin von Baden — Des Kaisers Arbeitszimmer — Schlußbetrachtungen Seite 330—337.

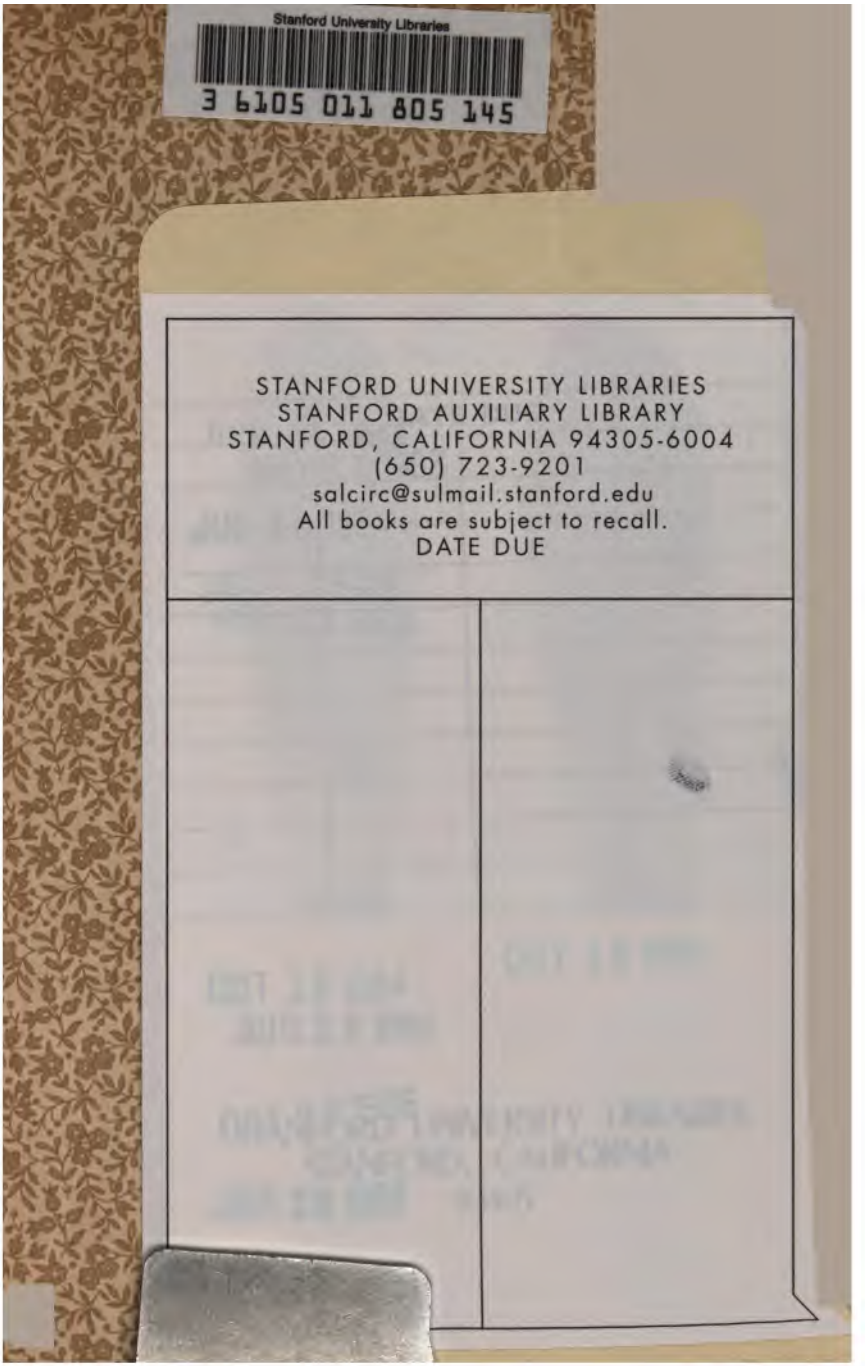
Namen-Register.

Die Zahlen verweisen auf die betreffenden Seiten des zweiten Bandes, die mit einem * bezeichneten Namen sind auch im ersten Bande erwähnt.)

Adam Franz 169. 237.
Alice, Erbprinzessin v. Darmstadt 202.
Allers C. W. 323.
Altenhöfer Dr. 180.
*Auerbach Berthold 2.
Benedek Ludw., Ritter v. 86.
Böcklin Arnold 291.
Bouguereau William Adolphe 32.
Brater Karl Ludw. Theod. 121. 226.
Braun Otto 182.
Bülow Hans v. 137.
Bürklein Friedrich 235.
Carrière Moritz 73.
Courbet Gustave 207.
*Devrient Eduard 93.
*Dietz Feodor 236.
Dingelstedt Franz 21.
Dreber Franz 33.
Eitelberger Rudolf v. 55.
Exner Adolf 18. 51. 53.
Feuerbach Anselm 203. 250.
Fitger Arthur 326.
Friedrich, Großherzog von Baden 91. 95. 111.
Friedrich Wilhelm IV. 39.
*Fröbel Julius 116. 155.
Fröbel, Frau 114.
Frommel Karl Ludwig 93.
Gedon Lorenz 246.
*Geibel Emanuel 324.
Gervinus Georg Gottfr. 113.
Grosse Julius 72.
Grützner Eduard 268.
*Gutzkow Karl 2.
Hauser Alois 201.
Heyse Paul 72.
Hübsch Heinrich 92.
Kaufmann Theodor 209.
*Kaulbach Wilh. v. 86. 225. 261.
Keller Gottfried 320.
Kolb Dr. 178.
*Kreling Aug. v. 260.
Lang Heinrich 236.
*Laube Heinrich 189.
Leighton Sir Frederick 60.
Leiner Ludwig 215.
Lenbach Franz v. 120.
Leuthold Heinrich 122.
Lingg Hermann 123.
Lobmeyr Ludwig 191. 253.
Lott Franz Karl 51.
Ludwig II. von Bayern 134. 237.
Luise, Großherz. v. Baden 332.
Makart Hans 184. 250. 266.
Maximilian II. von Bayern 105.
Meissonier Jean Louis Ernst 169.
Miller Ferdinand v. 242. 247. 268.
Moltke Hellmut v. 331.

Moosbrugger Joseph 218.
Mörike Eduard 110.
*Napoleon III. 157.
Nerly Friedrich 21.
Neureuther Gottfried 246.
Orges Hermann Dr. 180.
Overbeck Friedr. Joh. 35.
*Paoli Betty 3.
Passini Ludwig 20.
Pettenkofer Max v. 196.
Pocci Franz 73.
Radetzky Joseph Wenzel, Graf 55. 82.
*Ramberg Arthur Georg v. 5. 267.
Rauch Christ. Daniel 101.
Reber Franz v. 201.
Rethel Alfred 4. 40.
Reumont Alfred 39.
Reybisch v. 103.
Ruskin John 21.
Sanden Baron 174.
Scheffel Victor v. 28. 125. 217.
*Schleich Eduard 260.
Schwind Moritz v. 88. 226.
Schwörer Fr. 214.
Selvatico Marchese 19.
*Semper Gottfried 231. 255.
Strauß David 144. 202.
Svertschkoff v. 51.
Thun Franz, Graf 53.
Valentinelli Abbate 21.
Wagner Cosima 138.
Wagner Joh. Martin 27.
*Wagner Richard 134. 232.
Werner Karl 61.
Wilhelm I., deutscher Kaiser 243.
Wille Eliza 318.
Willers Ernst 28.
Winterfeldt v. 175.
Winterhalter Franz Xaver 165.




Stanford University Libraries
3 6105 011 805 145
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD AUXILIARY LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(650) 723-9201
salcirc@sulmail.stanford.edu
All books are subject to recall.
DATE DUE